

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Geschichte schreiben...“

**Über historische Paradigmen und die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der
Geschichtswissenschaft. Mit einer empirischen Analyse der Publikationen der
Mitarbeiter des Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien
von 2000 – 2007.**

Verfasserin

Bianca Winkler

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil)

Wien, im Juli 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A 0307760

Studienrichtung lt. Studienblatt

Geschichte

Betreuer

a.o. Univ. Prof. Dr. Erich Landsteiner

Danksagung

Grundsätzlich bin ich ein Mensch, der auf solche Formalitäten keinen Wert legt. Doch nachdem sowohl mein Werdegang – betrachtet man meine Familiengeschichte – revolutionär ist, als auch mein Diplomarbeitsthema sowie meine Methode nicht ganz dem gängigen Usus entsprechen, verspüre ich doch das Bedürfnis, mich zu bedanken.

Als allererster Sprössling aus dem Hause Winkler-Gradinger habe ich nicht nur meinen Schulabschluss gemacht, sondern auch ein Universitätsstudium absolviert und dafür muss ich mich natürlich in erster Linie bei meiner Mutter Gabriela Winkler bedanken. Sie hat mir – bedingt durch ihren Wunsch nach sozialem Aufstieg – von Anfang an „bildungsbürgerliche“ Werte vermittelt und mich immer bei allem unterstützt und angefeuert.

Besonders bedanken muss ich mich auch bei meinem „mehr als allerbesten Freund“, der in den letzten fünf Jahren, in jeder erdenklichen Hinsicht, immer für mich da war. Mein Studienabschluss ist auch sein Verdienst, weil ich vermutlich schon 2003 ausgewandert wäre und somit nie studiert hätte, wenn ich ihm nicht begegnet wäre. Und er zählt zu den wenigen Freunden, mit denen ich auch über die Dinge sprechen konnte, die mich im Rahmen meines Studiums beschäftigt haben. Weil ich mit ihm über alles reden kann und auch mit niemand anderem lieber über alles rede, gilt mein besonderer Dank also Mathias Newrkla.

Weiters möchte ich mich besonders bei Khaled Hakami und Ilja Steffelbauer bedanken, die mir, als ich an meinem Studium zu verzweifeln drohte, eine Perspektive eröffnet haben, die nicht nur deswegen Sinn macht, weil sie dem Mainstream an der Universität entgegensteuert (und damit meine rebellische Ader anspricht). Ohne ausgiebige Diskussionen mit ihnen wäre ich vermutlich nie zu meinem Diplomarbeitsthema und damit einer für mich spannenden Forschungsperspektive gekommen.

Ich möchte mich natürlich auch besonders bei meinem Diplomarbeitsbetreuer Prof. Erich Landsteiner bedanken. Einmal dafür, dass er das Thema angenommen hat und auch dafür, dass er mich in jeder erdenklichen Hinsicht unterstützt und damit wirklich gut betreut hat.

Bedanken möchte ich mich auch bei Tamara Neubauer, die trotz ihres Magisters in Ethnologie eigentlich meine einzige „echte“ Studienkollegin ist. Weiter bei meiner germanistischen Freundin Barbara Kolm, die so freundlich war, diese Diplomarbeit – in sprichwörtlich letzter Minute – auf ihre grammatikalischen Schwächen hin zu prüfen. Natürlich auch bei meinem Papa Eduard Winkler, der mich in druck- und kopiertechnischer Hinsicht in dem letzten Jahr meines Studiums besonders unterstützt hat, sowie bei allen meinen Freunden, weil sie sowieso alle einfach super sind.

Mein größter Dank und damit die Widmung dieser Arbeit gebühren aber meinem längst verstorbenen Großvater, der weder meinen Schulabschluss noch meinen Studienbeginn – und jetzt folgenden Abschluss – miterleben konnte. Trotzdem lassen sich die größten Teile von allem, was mich ausmacht, auf seinen Einfluss, seine Liebe und damit seine Erziehung zurückführen. Alles, was ich an kritischem und reflexivem Denken in mir habe, habe ich von ihm gelernt, genauso wie meine Liebe zur Bildung und mein Interesse an Geschichte. Wenn ich eine dermaßen kritische Diplomarbeit schreibe, so ist das auch Ausdruck eines grundsätzlichen Selbstvertrauens, das mir der beste Großvater aller Zeiten auszubilden ermöglicht hat.

Einleitung

Nach der Erstlektüre meiner Diplomarbeit stellte mir mein Betreuer die Frage, wie unglücklich ich eigentlich mit meinem Studium der Geschichte sei. Das hat mir verdeutlicht, dass der kritische Unterton, der sich definitiv durch die Arbeit zieht, nicht nur für mich offensichtlich ist. Tatsächlich wurden meine Erwartungen an das Geschichtsstudium mehr als enttäuscht. Das bedeutet allerdings nicht, dass ich dem, was an der Universität Wien als Geschichtswissenschaft praktiziert wird, nun sein grundsätzliches Existenzrecht absprechen möchte. Insofern ist der kritische Unterton in dieser Arbeit nicht überzubewerten.

Wissenschaftstheoretische Auseinandersetzungen sind deshalb wichtig, weil sie sehr fruchtbar sein können und gerade in dieser Hinsicht herrscht für meinen Geschmack großer Mangel im Geschichtstudium. Daher dieses Thema. Nur durch die Offenlegung der wissenschaftstheoretischen Grundlagen kann der Status quo nachvollzogen werden. Nur durch wissenschaftsinterne Kritik ist auch ein wissenschaftlicher Fortschritt möglich. Nur durch Kommunikation erreicht man ein höheres Maß an Reflexivität. Dies alles habe ich in meinem Studium sehr vermisst, denn die Praxis des wissenschaftlichen Tuns weicht stark vom theoretischen Ideal ab.

Einer meiner vorrangigen Kritikpunkte an der Geschichtswissenschaft ist, dass sie nichts anderes tut als deskriptiv zu verfahren, was sie allein noch nicht zu einer Wissenschaft macht. Das bedeutet aber nicht, dass es keine ausschließlich deskriptiven Arbeiten geben dürfte. Dies verdeutlicht sich am besten am Umstand, dass auch meine Arbeit hier nur eine Deskription ist. Will man sich jedoch als eigenständige Wissenschaft etablieren – und dies ist ja Ziel der Geschichte – so muss man mehr tun als nur deskriptiv zu verfahren. Denn der Quellenumgang und die Deskription alleine sind – egal wie gewissenhaft sie ausgeführt werden – ein Handwerk und keine Wissenschaft.

Niemand weiß besser als der Historiker, dass jede Erzählung eine Auswahl ist. So auch diese. In der folgenden Arbeit geht es um wissenschaftstheoretische Grundlagen. Keine der behandelten Personen kann erschöpfend behandelt werden und es ist nicht das Ziel, irgendjemanden auf meine Ausführungen zu reduzieren. Es sind die wissenschaftstheoretischen Grundlagen, die ich hervorhebe, und diese hoffe ich in einer annähernden Vollständigkeit dargelegt zu haben. Im folgenden Text ist alles **fett** hervorgehoben, was ich besonders betonen möchte, da es von besonderer Relevanz ist.

<u>I. PARADIGMA</u>	6
<u>1. PARADIGMA NACH THOMAS S. KUHN</u>	6
1.1. DIE STRUKTUR WISSENSCHAFTLICHER REVOLUTIONEN	6
1.2. PARADIGMA: BEGRIFFSKLÄRUNG	8
1.3. LAKATOS' ANTWORT AUF KUHN'S PARADIGMENBEGRIFF	10
1.4. ANDERE AUSLEGUNGEN DES KUHN'SCHEN PARADIGMEN-BEGRIFFES	11
1.5. ZUSAMMENFASSUNG	13
<u>2. PARADIGMA NACH HARRIS</u>	14
2.1. EPISTEMOLOGISCHE PRINZIPIEN	14
2.1.1. EPISTEMOLOGIEN	14
2.1.2. EMIK/ETIK	15
2.1.3. ONTOLOGIE	19
2.2. THEORETISCHE PRINZIPIEN	19
2.3. ZUSAMMENFASSUNG	20
<u>3. THEORETISCHE PRINZIPIEN UND THEORIE</u>	21
<u>4. INKOMMENSURABILITÄT</u>	23
<u>5. DIE KOEXISTENZ RIVALISIERENDER PARADIGMEN</u>	25
<u>6. RESÜMEE: PARADIGMA</u>	26
7. PARADIGMA VERSUS <i>TURN</i>	26
7.1. CULTURAL TURNS NACH BACHMANN-MEDICK	27
 <u>II. HISTORISCHE FORSCHUNGSSTRATEGIEN UND IHRE PARADIGMATISCHEN ASPEKTE</u>	 34
<u>1. POSITIVISTISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT</u>	35
1.1. FAKTENPOSITIVISMUS	35
1.2. HISTORISMUS	36
1.2.1. HERMENEUTIK	39
1.3. POSITIVISMUS	40
1.4. ZUSAMMENFASSUNG	44
<u>2. GESCHICHTSPHILOSOPHIE</u>	45
2.1. GESETZMÄßIGKEITEN – GESCHICHTE IM BÜNDNIS MIT SOZIOLOGIE, ÖKONOMIE UND ANTHROPOLOGIE	51
2.1.1. STRUKTURALISMUS	55
2.1.1.1. DURKHEIMS ERBE	55
2.1.1.2. FORMALISMUS	59
2.1.1.3. STRUKTURALISTISCHE ELEMENTE IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG	60
2.1.1.4. DAS ERBE DES STRUKTURALISMUS IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG	63
2.1.1.5. DER STRUKTURALISMUS AUF DEM WEG IN DIE POSTMODERNE	64
2.1.2. EVOLUTIONISMUS	68
2.1.2.1. MARX' ERBE	70
2.1.2.2. MARX' ERBEN	75
2.2. WELTGESCHICHTE	76
2.2.1. LONGUE DURÉE	76
2.2.1.1. BRAUDEL	76
2.2.1.2. WALLERSTEIN	79
2.2.2. GLOBALGESCHICHTE	80
2.3. FORTSCHRITTSOPTIMISMUS	81
<u>3. KULTURGESCHICHTE</u>	83

3.1. ALLTAGS- UND MIKROGESCHICHTE	88
3.2. „DISKURSANALYSE“	89
3.2.1. HEURISTIK	90
3.2.2. THEORIE	91
3.3. HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE	95
3.4. FRAUEN- UND GESCHLECHTERGESCHICHTE	98
III. AUSWERTUNG	103
POSITIVISMUS	104
GESCHICHTSPHILOSOPHIE	109
KULTURGESCHICHTE	121
RESÜMEE	132
IV. LITERATUR.....	134

I. Paradigma

Der wissenschaftstheoretische Begriff Paradigma leitet sich ursprünglich von einem griechischen Wort, das mit Vorbild/Beispiel/Muster übersetzt wird, ab.

In der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung durchlief der Begriff viele Interpretations- und Deutungsmuster. So klar seine Bedeutung für den einzelnen Betrachter vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag, so vage wird sie, wenn man sich in die theoretischen Auseinandersetzungen damit vertieft. Heutzutage kann man den Begriff sowohl in der Wissenschaft und ihrer Theorie als auch in populistischeren Kontexten, wie beispielsweise in der Politik, antreffen.

Eine allgemeine, klare Definition fehlt bis heute. Vielfach wird der Begriff undefiniert verwendet, außerdem erreichen wissenschaftstheoretische Abhandlungen über solche Basisbegriffe wie Paradigma oft nur Theoretiker. Selbst wenn es also unter diesen Theoretikern eine eindeutige Klärung des Paradigmenbegriffs gäbe, würde dieser immer noch den unreflektierten Verwendungsweisen gegenüberstehen.

Ursprünglich ist das Paradigma eine grammatikalische Bezeichnung und als solche wird es wohl am besten mit Muster übersetzt. Eine Konjugationskette ist beispielsweise ein sprachwissenschaftliches Paradigma. Paul Hoyningen-Huene meint in einem von ihm herausgegeben Sammelband zum Thema Paradigma, dass der eigentliche Inhalt eines sprachlichen Paradigmas zwar leicht erlernt werden kann, doch dass Definitionen paradigmatischer Inhalte sich oftmals als schwierig erweisen. Er vermutet, dass Thomas S. Kuhn gerade deswegen den ursprünglich sprachwissenschaftlichen Begriff in die Wissenschaftstheorie eingeführt hat.¹

1. Paradigma nach Thomas S. Kuhn

1.1. Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen

Die nach Karl Poppers „Logik der Wissenschaft“ wohl berühmteste wissenschaftstheoretische Abhandlung stammt von Thomas S. Kuhn.

¹ Vgl. Hoyningen-Huene, Einleitung, 1.

Mit seinem Essay über „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ hat er nicht nur Aufmerksamkeit auf sich, sondern auch eine Unzahl an Rezensionen und Kritiken am Inhalt seines Essays heraufbeschworen.

So gibt das Paradigma nach Kuhn vor, in welchem wissenschaftstheoretischen Rahmen gearbeitet wird. Es bedingt sowohl die Fragestellungen² als auch die Antworten, die man bereit ist anzuerkennen³. In der „normalen Wissenschaft“ wird ständig an der Bestätigung des eigenen Paradigmas gearbeitet und was nicht passt, wird laut Kuhn passend gemacht.

„Die normale Wissenschaft besteht in der Verwirklichung jener Verheißung, einer Verwirklichung, die durch Erweiterung der Kenntnis der vom Paradigma als besonders aufschlussreich dargestellten Fakten, durch Verbesserung des Zusammenspiels dieser Fakten mit den Voraussagen des Paradigmas sowie durch weitere Artikulierung des Paradigmas selbst herbeigeführt wird.“⁴

Sollte dies nicht mehr der Fall sein können, weil ein Phänomen nicht mehr mit dem Regelwerk des Paradigmas erklärt werden kann, kommt es zu einer „wissenschaftlichen Revolution“. Diese drückt sich in Form eines Paradigmenwechsels aus.⁵ Allerdings braucht jedes Paradigma immer ein wenig Zeit, um sich zu etablieren. So mag der Begriff Revolution sogar weniger angebracht sein als Evolution⁶, eine langsame Anpassung.

Der „normale Wissenschaftler“ lässt sich nämlich nicht leicht von seinem Paradigma abbringen. Selbst wenn er mit Phänomenen konfrontiert ist, die es nicht zu erklären vermag. So muss die Generation, die dem alten Paradigma anhängt, oftmals erst aussterben, um dem neuen Raum zu geben.

Ein prägnantes Merkmal von Kuhns Wissenschaftstheorie, das er auch bei Popper zu erkennen meint⁷, besteht darin, dass Kuhn die Wissenschaft, entgegen der landläufigen Meinung, nicht als kumulativ ansieht; vielmehr schafft die Wissenschaft Erkenntnisse, die sich auch als völlig falsch erweisen können. Diese werden, wenn sie nicht mehr aufrecht zu erhalten sind, vollständig verworfen. Daher lösen sich wissenschaftliche Erkenntnisse gegenseitig ab und basieren nicht auf reiner Kumulation. So muss viel Wissen, das schon als

² „Die Existenz des Paradigmas stellt das zu lösende Problem [...]“ Kuhn, Struktur, 41.

³ „Was ein Mensch sieht, hängt sowohl davon ab, worauf er blickt, wie davon, worauf zu sehen ihn seine visuell-begriffliche Erfahrung gelehrt hat.“ Ebd., 125.

⁴ Ebd., 38.

⁵ Kuhn erklärt am Beispiel der Entdeckung des Sauerstoffs und der Röntgenstrahlen, dass man vor allem dann auf dem Weg ist, einen Paradigmenwechsel einzuleiten, wenn es in der Forschung zu Anomalien kommt. Anomalien sind deshalb so entscheidend, weil das Paradigma den Forscher nicht auf Anomalien vorbereitet, also hat man mit der Anomalie eine Lücke im Paradigma gefunden. Vgl. Ebd., 70.

⁶ vgl. ebd., 184.

⁷ Kuhn, Logik, 1.

wissenschaftlich erwiesen galt, nach einer wissenschaftlichen Revolution ad acta gelegt werden.

1.2. Paradigma: Begriffsklärung

Ob die „normale Wissenschaft“ und der „Paradigmenwechsel“ genauso funktionieren, wie Kuhn sich das vorstellt, bleibt im Rahmen meiner Betrachtungen außerhalb des Beobachtungsfeldes, obwohl Kuhns Paradigmenbegriff in den meisten Diskursen⁸ untrennbar mit diesen beiden Komponenten verbunden ist.

Der Begriff „Paradigma“, wie er von Kuhn für die Naturwissenschaften gebraucht wurde, stellt sich allerdings auch als ein sehr nützliches Instrument für die Betrachtung von Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften dar. An Kritik an diesem Begriffs mangelt es kaum. Dies führte sogar dazu, dass Kuhn selbst die Verwendung des Begriffs vermied, wenngleich das nichts an dem änderte, was er damit beschreiben wollte⁹.

Man kann natürlich, und so ist es in der geisteswissenschaftlichen Praxis auch gemacht worden¹⁰, alle Verwendungen des Begriffs durch Kuhn zitatzweise zusammennehmen und anschließend sagen, dass der Begriff schlussendlich kaum klar erklärt wird, bzw. mit Bedeutungen überfrachtet ist. Eine solche Detailreiterei ist in der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung vielleicht angebracht, im Rahmen konkreter praxisbezogener Betrachtungen ist sie jedoch wenig zielführend.

Ich möchte versuchen, mich auf das zu stützen, was Kuhn in seiner Einführung des Begriffes intendiert hatte und nicht auf das, was ihm scheinbar unabsichtlich, passiert ist, nämlich den Begriff, wie Margaret Masterman in ihrer berühmten¹¹ Kritik darlegt, in 21 verschiedenen Bedeutungen zu verwenden.¹² Diese Kritik wirkt auf den ersten Blick frappierend, dennoch kann Masterman die verschiedenen Bedeutungen des Paradigmenbegriffes in lediglich drei Hauptgruppen einteilen. Die erste dieser Hauptgruppen bildet das *metaphysische Paradigma*¹³, die zweite das *soziologische Paradigma*¹⁴ und die dritte das *konstruierte Paradigma*¹⁵.

⁸ Ich beziehe mich hier auf die gesamte in diesem Kapitel verwendete Sekundärliteratur.

⁹ Rose, Kuhn, 26.

¹⁰ vgl. Ebd., 25 – 30.

¹¹ Die Kritik wird von mir als „berühmt“ bezeichnet, weil sie sich sogar im Wikipedia Artikel zu Thomas S. Kuhns Paradigmenbegriff findet.

¹² Masterman, Natur, 61 – 65.

¹³ „Denn wenn er Paradigma gleichsetzt mit einer Reihe von Glaubenssätzen, einem Mythos, einer erfolgreichen metaphysischen Spekulation, einem Maßstab, einer neuen Art zu sehen, einem Organisationsprinzip, das selbst

Es ist, zumindest meiner Ansicht nach, möglich, diese drei, nach Masterman verschiedenen Paradigmen, als **Facetten eines Paradigmas** zu bezeichnen. Vor allem die metaphysische und die soziologische Komponente müssten sich in einer praxisbezogenen Überlegung gegenseitig bedingen.

Mastermans Kritik kommt aus einem sehr konstruktiven Umfeld. Für sie sind Kuhns Betrachtungen der „normalen Wissenschaft“ keine Theorie, sondern Realität.¹⁶ Insofern versucht ihr Aufsatz, eine Lösung des Definitionsproblems vorzuschlagen. Ein Versuch, der - aufgrund ihrer akribischen Genauigkeit - jedoch kaum von Erfolg gekrönt ist. Denn ihr Aufsatz endet mit der Feststellung, dass ein Paradigma eine „rohe Analogie“¹⁷ ist. Diese „rohe Analogie“ ist „in ihrer Ausdehnbarkeit beschränkt“ und nicht mit anderen rohen Analogien vergleichbar. Haben wir ein Definitionsproblem gelöst, wenn wir ein Fremdwort durch ein anderes ersetzen, das noch mit dem Adjektiv roh garniert wird? Wird durch die Einführung des Begriffes „rohe Analogie“ das Verständnis von Kuhn erleichtert oder irgendeine Form der Kritik ausgehebelt?

Nach meinem Verständnis von Kuhn¹⁸ bezieht sich der Paradigmenbegriff auf die Grundeinstellung zur wissenschaftlichen Tätigkeit und zum jeweiligen Forschungsgegenstand.

Er sagt, „Menschen, deren Forschung auf gemeinsamen Paradigmata beruhen, sind denselben Regeln und Normen für die wissenschaftliche Praxis unterworfen.“¹⁹ Somit hängen Regeln und Normen zwar vom Paradigma ab, sind allerdings nicht damit gleichzusetzen: „Regeln, so behaupte ich, leiten sich von Paradigmata her, doch Paradigmata können die Forschung selbst noch bei fehlenden Regeln leiten.“²⁰

die Wahrnehmung beeinflusst, einer Landkarte, und etwas, was ein weites Gebiet der Realität determiniert, so redet er offenbar über ein metaphysisches Prinzip oder Wesen und nicht über einen wissenschaftlichen Begriff.“ Ebd., 65.

¹⁴ „So definiert er das Paradigma als eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Errungenschaft, als sozusagen eine Reihe von politischen Institutionen und als so etwas wie eine akzeptierte Gerichtsentscheidung.“ Ebd.

¹⁵ „Und schließlich benutzt er das Wort Paradigma auch noch auf eine konkretere Weise, im Sinne eines aktuellen Handbuchs oder eines klassischen Werkes, als etwas, was Werkzeuge zur Verfügung stellt, als eine aktuelle Instrumentation, mehr sprachlich als ein grammatikalisches Paradigma, auf illustrative Weise als eine Analogie und mehr psychologisch als eine Gestalt-Figur und als ein anomales Päckchen von Karten.“ Ebd.

¹⁶ „[...]obwohl ich sogleich vorausschicken möchte, dass ich nicht in den physikalischen, sondern in den Computer-Wissenschaften arbeite. Da dies so ist, bin ich weit davon entfernt, Kuhns Normalwissenschaft zu bezweifeln: ich nehme sie an.“ Ebd., 60.

¹⁷ Ebd., 79.

¹⁸ Meine Interpretation des Begriffes hat sich bei der Erstlektüre herausgebildet und sich auch nach längerer Auseinandersetzung nicht grundsätzlich verändert.

¹⁹ Kuhn, Struktur, 26.

²⁰ Kuhn, Struktur, 56.

Uwe Rose gesteht dem Kuhn'schen Paradigmenbegriff bei dessen Einführung hauptsächlich zwei Aspekte zu. Einerseits sind Paradigmen „Vorbilder, nach denen Probleme zu lösen sind“²¹, andererseits zeichnet sich das Paradigma wie folgt aus: „Konkrete wissenschaftliche Leistungen sind nicht völlig in letzte logische Bestandteile reduzierbar, dennoch können von ihnen Gesetze, Theorien und Standpunkte [...] abstrahiert werden.“²²

Diese Interpretation lässt sich sehr gut in alles bisher Besprochene eingliedern. Paul Hoyningen-Huene, der ebenfalls zwei Komponenten des Begriffs besonders hervorheben möchte, bestätigt diesen Ansatz: „Erstens haben Paradigmen einen gewissen holistischen Charakter: sie organisieren und vereinheitlichen eine Menge von Details; diese Details müssen relativ zum Paradigma verstanden werden. [...] Zweitens hat der Paradigmenbegriff vielfach mehr oder weniger deutlich die Bedeutungskomponenten eines Standpunkts, über den man nur schwer oder gar nicht argumentativ streiten kann.“²³

Der Begriff kann also mit ruhigem Gewissen als Grundeinstellung übersetzt werden, da das entscheidende am Paradigma nach Kuhn ist, dass es auch **unbeweisbare Elemente** inkludiert. Das Paradigma ist keine Methode, keine Theorie und keine Forschungsrichtung, nimmt diese aber in gewissem Sinne vorweg.

So einfach es sein mag, den Begriff in Grundeinstellungen zu übersetzen, so schwierig erscheint es, eine konkrete, durch Kuhn gestützte Definition und Operationalisierung der Merkmale dieses Begriffes zu formulieren. Genau dies ist in einer wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung jedoch maßgeblich. Der Mangel daran ist dementsprechend auch eine der wesentlichsten Kritikpunkte an Kuhn und am Paradigma-Begriff, weil dieser dadurch diskursiv sehr vielfältig aufgeladen ist.

1.3. Lakatos' Antwort auf Kuhns Paradigmenbegriff

Der Mathematiker Imre Lakatos zählt zu den vehementesten und bekanntesten Kritikern von Kuhn. Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen lehnt er nicht nur die „normale Wissenschaft“ und die „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, sondern auch Kuhns Paradigmenbegriff ab.

²¹ Rose, Kuhn, 27.

²² Ebd.

²³ Hoyningen-Huene, Einleitung, 3.

Er konstruiert sich eigene Begriffe sowie ein eigenes Theorieschema, nach dem die Wissenschaft funktionieren soll. Sein Paradigmenbegriff bezieht sich auf die „vorkuhnsche Verwendung“²⁴ und lässt sich in Muster/Beispiel, in einem theoriegeleiteten Rahmen, übersetzen. Somit gibt es das „Newton`sche Paradigma“, das „Einstein`sche Paradigma“ etc. Es ist dies eine Verwendung des Begriffes, die wir auch mehrmals bei Kuhn finden, allerdings schränkt Lakatos den Begriff auf diese Verwendung ein, was Kuhn nicht tut.

Auch Lakatos versucht zu definieren, was die Wissenschaftler antreibt und deren Forschungen leitet. Er verzichtet hierbei kaum auf Elemente, die auch bei Kuhn von Relevanz sind. So wird aus dem, was man bei Kuhn als Paradigma findet, bei Lakatos ein „Forschungsprogramm“: „Die Grundeinheit der Bewertung ist nicht eine isolierte Theorie oder eine Konjunktion von Theorien, sondern vielmehr ein *Forschungsprogramm* mit einem konventionell akzeptierten (und daher vorläufig unwiderlegbaren) *harten Kern* und einer *positiven Heuristik*, die Probleme definiert, die Konstruktion eines Gürtels von Hilfhypothesen skizziert, Anomalien voraussieht und sie siegreich in Beispiele verwandelt – alles nach einem vorgefaßten [sic!] Plan. Der Wissenschaftler schreibt zwar Anomalien auf, aber solange sein Forschungsprogramm in Schwung bleibt, kann er sie ohne weiteres beiseite schieben.“²⁵

Um Lakatos vollständig zu verstehen und ihm nicht irgendetwas in den Mund zu legen, bedürfte es sicherlich einer längeren theoretischen Auseinandersetzung, als ich sie im Rahmen meiner Betrachtungen für relevant hielt. Anhand dieses Zitates jedoch lässt sich, sofern es um die praktische Umsetzung des Paradigmenbegriffs als forschungsleitenden Fragenkorpus geht, kein grundsätzlicher und prägnanter Unterschied zwischen meinem Verständnis von Kuhns Paradigma und Lakatos` Forschungsprogramm feststellen.

1.4. Andere Auslegungen des Kuhnschen Paradigmen-Begriffes

Nach der Lektüre von Kuhn kann man sich dazu verleiten lassen, sein Paradigma mit Weltbild gleichzusetzen, was nach Gerhard Schurz die populäre Lesart ist, vor der es zu warnen gilt²⁶ - vermutlich²⁷, weil sie zu vage und ungenau für den wissenschaftstheoretischen Gebrauch ist. Viele spätere Auseinandersetzungen mit dem Begriff haben versucht, Kuhns Versäumnis zu

²⁴ Lakatos, Geschichte, 274.

²⁵ Ebd., 280.

²⁶ Schurz, Koexistenz, 9.

²⁷ Schurz führt keine klare Argumentation für diese Ablehnung an, nur das abschreckende Beispiel eines pseudowissenschaftlichen Buches, in dem Paradigma als Weltbild gebraucht wurde.

korrigieren und strikte Lehrsätze dafür aufzustellen, was das Paradigma kann und was es nicht kann, um sich dem etwas vagen begrifflichen Konstrukt etwas präziser anzunähern. Zwei davon sollen hier vorgestellt werden, um zu zeigen, dass sie einerseits dem Kerngedanken Kuhns folgen, es ihnen andererseits aber auch nicht wirklich gelingt, ein anwendbares Instrumentarium für die Paradigmenanalyse bereitzustellen.

So gesteht Schurz²⁸ einem Paradigma vier Hauptkomponenten, mit jeweiligen Subkomponenten, zu: Er sagt, ein Paradigma besitzt eine „Kerntheorie“, welche „charakteristische Gesetzhypothesen von allgemeiner und theoretischer Natur“ sowie „qualitative Modellvorstellungen“ beinhalte, die „einen ontologischen Rahmen zur Verfügung stellen und der Theorie die Anwendungsfelder“ liefern. Die zweite Hauptkomponente sei die empirische, die, getreu der linguistischen Komponente des Paradigmenbegriffes, „Musterbeispiele von erfolgreichen und allgemein anerkannten Erklärungsleistungen durch gewisse Ausprägungen des Theoriekerns liefert“. Die dritte, methodologische Komponente hat nach Schurz drei Subkomponenten: Einerseits Regeln und Devisen, andererseits die epistemologische Komponente sowie die „normative“ Komponente, welche die Forschungsinteressen vorgibt. Als vierte Hauptkomponente führt er die „programmatische“ Komponente ins Feld. Diese beinhaltet – mehr oder weniger –, welche Erkenntnisse und Forschungsinteressen angestrebt werden. Die vierte Hauptkomponente hat, so Schurz, als einzige kein Äquivalent im Kuhnschen Paradigmenbegriff, integriert jedoch vor allem Lakatos' Forschungsprogramm in Schurz' Vorstellung vom Paradigma.²⁹

Von Merton erhält die Soziologie fünf Lehrsätze für den theoretischen Rahmen des Paradigmenbegriffes: „First, paradigms have a notational function. They provide a compact arrangement of the central concepts and their interrelations that are utilized for the description and analysis [...] Second, paradigms lessen the likelihood of inadvertently introducing hidden assumptions and concepts, for each new assumption [...] must be derived from previous components of the paradigm or explicitly introduced [...] Third, paradigms advance the cumulation of interpretation [...] Fourth, paradigms [...] suggest the systematic cross-tabulation of significant concepts and thus sensitize the analyst to empirical and theoretical problems which might otherwise be overlooked [...] Fifth, paradigms make for the

²⁸ Ebd., 10f.

²⁹ vgl. ebd., 11.

codification of qualitative analysis in a way that approximates the logical if not the empirical rigor of quantitative analysis.“³⁰

1.5. Zusammenfassung

Entfernt man sich von den tiefgründigen, schon beinahe metaphysischen Dimensionen einer rein wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung, so kann man mit dem Paradigmenbegriff nach Kuhn durchaus arbeiten. Dies haben Hoyningen-Huene, Schurz und Merton gezeigt, auch wenn der Anspruch auf Vollständigkeit, wie in den meisten wissenschaftlichen Arbeiten, ausgespart werden muss. Aber keinem der bisher Aufgelisteten ist es tatsächlich gelungen, eine für die Praxis anwendbare, eindeutige Definition des Begriffes „Paradigma“ zu geben. Immer stehen rein theoretische Überlegungen konkreten Beispielen gegenüber, ohne dass man aber eindeutig kennzeichnet, wo das Paradigma anfängt und wo es aufhört. In allen bisher geschilderten Darstellungen wird es lediglich umschrieben, doch sind die vorgestellten Leitsätze alle nicht wirklich als Analyseinstrumentarium brauchbar.

Durch gemeinsame Methoden, Theorien und Forschungsrichtungen werden verschiedene Paradigmen grundsätzlich ersichtlich und man kann oberflächlich kategorisieren und Überblicke schaffen, wie es auch die von mir zitierten Wissenschaftler mit dem Paradigmenbegriff getan haben. Doch es scheint nicht möglich, den Paradigmenbegriff nach Kuhn in Perfektion zu definieren bzw. zu übersetzen.

Im vorhergehenden Kapitel wurde versucht, die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung in groben Zügen zu skizzieren, um zu zeigen, warum eine eindeutige Definition des Begriffes nach Kuhn bis heute fehlt. Ich hoffe, dass es mir dabei auch zu verdeutlichen gelungen ist, dass man den Begriff (nenne man ihn nun Paradigma oder Forschungsprogramm – auch wenn sich Paradigma in der allgemeinen Auseinandersetzung durchgesetzt hat) in der Wissenschaftstheorie braucht. In weiterer Folge ist es notwendig, die wichtigsten Merkmale eines Paradigmas nochmals zusammenzufassen bzw. schlussendlich Definition und Leitfaden für die praxisnahe Anwendung des Paradigmenbegriffs zu liefern.

³⁰ Merton, Paradigms, 58f.

2. Paradigma nach Harris

Der Anthropologe Marvin Harris war der erste Wissenschaftler, der den Paradigmenbegriff nicht zwanghaft in **eine** Definition packen wollte, sondern mehrere Definitionsebenen aufgezeigt hat. Diese ermöglichen es, das Definitionsproblem des theoretischen Konstruktes Paradigma nicht nur zu lösen, sondern auch, dieses für die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftssoziologie zu einem anwendbaren Analyseinstrument zu machen.

Dies gelingt ihm, indem er einerseits das Herzstück der Wissenschaftstheorie – die Epistemologie (Erkenntnislehre) – in das Paradigma eingliedert und andererseits einen Begriff für grundsätzliche theoretische Tendenzen prägt, die aber noch keiner konkreten Theorie entsprechen.

2.1. Epistemologische Prinzipien³¹

2.1.1. Epistemologien

Ein Paradigma ist eine Grundeinstellung. Als solches inkludiert es Aspekte der Erkenntnistheorien nämlich wie der Wissenschaftler sich selbst innerhalb der Wissenschaft wahrnimmt, aber auch wie er seine Forschung und seine Forschungsgegenstände wahrnimmt. Zu diesen Prinzipien zählen also in erster Linie einmal Objektivismus und Subjektivismus. Die Frage, ob wissenschaftliche Erkenntnis jemals objektiv sein kann, oder ob wir alle in parallelen Universen leben und in Wahrheit nichts über die Welt aussagen können, gehört zu den grundlegendsten Problemstellungen der Philosophie. Diese Fragen zu beantworten ist mehr oder weniger Einstellungssache, da sie sich – zumindest nach dem gegenwärtigen Stand der Kognitionsforschung – in keiner Weise verifizieren oder falsifizieren lässt.

Philosophen zerbrechen sich über diese grundlegendste Erkenntnisfrage seit über zweitausend Jahren die Köpfe und konnten sie immer noch nicht allgemein gültig klären. Es ist eine gewisse Art von Glaubensbekenntnis, die Objektivisten von den Subjektivisten scheidet. Auch für die Wissenschaftler ist es eine Frage, die im Endeffekt jeder für sich selbst beantworten muss bzw. meistens schon vor dem Eintritt in die wissenschaftliche Welt beantwortet hat.

Doch abseits von den beiden Endpolen, erreichbarer Objektivität und völligem Subjektivismus – die in der Sprache der modernen Wissenschaftstheorie in epistemologischen

³¹ Harris, Cultural Materialism, 29 – 45.

Universalismus und epistemologischen Relativismus übersetzt werden können – kann sich noch eine Art Zwischenpol behaupten: die *standpoint epistemology*³². Der Glaube, dass eine gewisse gesellschaftliche Stellung, aber auch Kultur, Rasse oder Geschlecht, einen Menschen zu einem eventuell objektiveren, aber in jedem Fall besseren Urteil oder Beurteilungsvermögen befähigen, ist aus einem historischen Blickwinkel sicher die mit Abstand dominanteste Form der Epistemologie in der westlichen Wissenschaftsgeschichte. Dabei kann die Standpunkt-Epistemologie verschiedene Wurzeln haben. Einerseits kann sie als akademische Arroganz im Sinne eines *homo academicus*, der durch seine Ausbildung automatisch einen besseren Blickwinkel hat, auftreten. Andererseits kann sie sich rechtfertigen durch Rechtgläubigkeit im Sinne geistlicher Obrigkeiten, aufgrund rassistischer Diskriminierung oder kultureller Überlegenheit, aber auch aufgrund politischer Einstellungen oder gesellschaftlicher Klassenzugehörigkeit.³³ Gerade in modernen Zeiten sind die feministischen Wissenschaften das Aushängeschild für Standpunkt-Epistemologie. Die Art und Weise, wie man die Welt wahrnimmt, aber auch welche Schlüsse man daraus zieht, hängen demnach von einer biologischen Grundgegebenheit, die zwischen weiblich und männlich unterscheidet, ab.

Wir können also sagen, dass es primär drei verschiedene Formen der Epistemologie gibt: epistemologischen Universalismus, Standpunkt-Epistemologien und epistemologischen Relativismus.

2.1.2. Emik/Etik

Eine wichtige epistemologische Fragestellung wäre die nach der Insider-/Outsider-Perspektive. Diese ist eigentlich nur in den Sozial-, Human-, Kultur- und Geisteswissenschaften von Bedeutung, weil kein Physiker auf die Idee kommen würde, sich in ein Atom hinversetzen zu wollen. Wenn das Forschungsobjekt jedoch der Mensch ist, scheiden sich die Geister darüber, ob man verstehen und nachfühlen kann oder nicht und welchen Erkenntniswert dieses Verstehen und Nachfühlen haben können³⁴. Dabei greifen

³² vgl. Hammersley, *Taking Sides*, 23.

³³ Hammersley betont die Standpunkt-Epistemologie des Marxismus ebd.

³⁴ An dieser Stelle ist wichtig; den Unterschied zwischen zwei verschiedenen Formen von Verstehen zu betonen: Man kann einen Prozess oder Lernstoff in dem Sinne verstehen, dass man Einblick in seine Funktionsweise hat und damit in der Lage ist, ihn zu reproduzieren. Dies ist ein kognitives Verstehen, dessen Existenz für alle Wissenschaften eine Voraussetzung darstellt und dessen Bedeutung in der Wissenschaftstheorie nie wirklich diskutiert worden ist. Dieser Verstehensbegriff unterscheidet sich jedoch grundsätzlich vom hermeneutischen Verstehen, da dieses den Einblick in das Innenleben von anderen Menschen zum Ziel und Thema hat. In der

diese epistemologischen Ansätze auf zwei verschiedenen Ebenen. Einerseits gilt es die Frage zu diskutieren, inwiefern eine prinzipielle Annäherung an eine Insider-Perspektive möglich ist. Dies ist der Frage gegenübergestellt, ob eine Outsider-Perspektive überhaupt einnehmbar ist. Die Frage nach dem Einnehmen einer Outsider-Perspektive manifestiert sich in den Sozialwissenschaften in den Diskussionen über *bias*. Andererseits stellt sich die Frage, was eine Insider-Perspektive an Erkenntniswert zu vermitteln vermag und wo der Erkenntniswert einer Outsider-Perspektive liegt. In der Psychologie wie in der Anthropologie haben sich im Rahmen dieser Konflikte die Bezeichnungen emische (Insider) und etische (Outsider) Perspektive als Analyseinstrumentarien durchgesetzt.

Diese Begriffsprägung stammt von dem Linguisten Kenneth Pike und war ursprünglich ein sprachliches Konzept, abgeleitet von den Begriffen phonemisch und phonetisch. Ähnlich wie beim Paradigma haben auch diese Begriffe eine Eigendynamik entwickelt, finden sich also in vielen Abhandlungen als undefinierte Basisbegriffe.³⁵

In den Geisteswissenschaften sind Emik und Etik kaum populäre Begriffe, ähnliche Fragen stellen sich aber trotzdem und zwar unter dem Begriff der Hermeneutik.³⁶

Emik und Etik zeichnen sich ursprünglich weniger durch die Perspektive an sich aus als vielmehr durch den Erklärungsanspruch der Perspektive. In diesem Sinne weisen sie den Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis aus. Es stellt sich nämlich in erster Linie die Frage, ob bzw. warum man an einer Insider-Perspektive interessiert ist: Will man nur einfühlen und verstehen oder will man daraus auch Erklärungen für Phänomene ableiten? Für den ersten Punkt muss in jedem Fall als Voraussetzung ein hermeneutisches Bekenntnis zur Einfühlbarkeit gewährleistet sein. Geht es jedoch um Erklärungen durch die Insider-Perspektive, so kann man den Insider potentiell noch selbst befragen. Ebenso könnten Quellen zur Verfügung stehen, die eindeutigen Aufschluss über eine emische Perspektive geben. In beiden Fällen kann man auch darauf verzichten, ein Bekenntnis zur Hermeneutik, also zur prinzipiellen geistigen Einfühlbarkeit, abzulegen. Wenn es um den Erklärungsanspruch für Phänomene geht, würde es auch reichen, die emische Perspektive nur darzustellen.

Wissenschaftstheorie ist die Möglichkeit des hermeneutischen Verstehens niemals unhinterfragt im Raum gestanden und ob ein solches Verstehen möglich ist, ist immer noch Gegenstand von Kontroversen.

³⁵ vgl. Headland, Introduction, 16 – 23.

³⁶ Hermeneutik ist in diesem Sinne zwar mit der Emik gleichzusetzen, jedoch Hermeneutik nicht mit der Etik. Die Kritik an der Hermeneutik betrifft hauptsächlich den Umstand, dass man die Bedeutung für das Individuum nicht erfassen kann, also sich nicht *hineinversetzen* kann. Doch bleibt dem Geisteswissenschaftler dann, wenn er diese Perspektive ablehnt, kaum eine andere Möglichkeit als etisch – also unabhängig von Individuen und deren Bedeutungszusammenhängen - zu arbeiten.

Vielfach wollen die Wissenschaftler aber die Emik nicht nur darstellen bzw. besteht sogar viel weniger Interesse daran, sie darzustellen als sie zu verstehen. Immer wenn es um Verstehen geht, muss man ein Bekenntnis zur Hermeneutik ablegen. Hinter beiden Möglichkeiten emischer Erklärungen muss die grundlegende Einstellung liegen, dass eine Insider-Perspektive, erstens der Gegenstand von sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlicher Erkenntnis sein sollte und dass sie zweitens als Erkenntnisgegenstand auch den **größten** Erkenntniswert besitzt. Das bedeutet, dass die Insider-Perspektive die beste bzw. wahrste (in dem Sinne auch wissenschaftlichste) Erklärung geben kann. Im Sinne der Postmoderne kann man den Wert der Insider-Perspektive mit der populären Kritik am Objektivismus paaren, indem man sagt, alles ist eine Insider-Perspektive und eine Outsider-Perspektive an sich gibt es gar nicht.

Die Etiker auf der anderen Seite halten die Insider-Perspektive nicht für erklärungsfähig. Die Kritik der Etiker zielt weniger darauf ab, die Gewährleistung des hermeneutischen Anspruchs in Frage zu stellen, als vielmehr darauf, dass eine emische Perspektive kaum oder wenig Erklärungswert für sozial- und kulturwissenschaftliche Erkenntnis hat. Dies macht den Bedeutungszusammenhang für die Etiker zwar nicht generell obsolet, aber erklären lassen sich Phänomene nicht durch Bedeutungszusammenhänge der Individuen, so die grundlegende These der Etiker.

Pike und Harris haben diese Frage(n) bereits 1988 umfassend diskutiert³⁷, Pike als Befürworter der emischen und Harris als solcher der etischen Perspektive. Die emische Perspektive fragt (getreu ihrer sprachwissenschaftlichen Wurzeln in der Phonemik) immer nach dem Bedeutungszusammenhang³⁸ und weist diesen auch als ihren Erkenntnisgegenstand aus. Die Etik dagegen fragt sozusagen nach *dem Ding an sich*. Eine Hauptkritik an der Emik ist laut Harris, dass sie keinen objektiven Wahrheitsanspruch stellen kann und zwar aus zwei Gründen. Einerseits ist es fraglich, inwiefern die Insider-Perspektive überhaupt erfasst werden kann. Doch selbst wenn es möglich wäre, im hermeneutischen Sinne zu verstehen und sich einzufühlen, so bliebe es immer noch unmöglich, die Hypothesen im Sinne der Objektivität über die Insider-Perspektive zu überprüfen. Als Beispiel dafür bringt Harris eine Kritik an psychologischen Zugängen, da diese etische Erklärungen über die Emik anstreben, deren

³⁷ Hierzu erschien 1990 der Sammelband von Headland/ Pike/ Harris, Emics and Etics – The Insider/Outsider Debate.

³⁸ „Kant said, „We can attain to knowlegde of *appearances* only, never to that of the *things in themselves*.“ My view of emic structure is related to this affirmation of Kant in that emic structure, it seems to me, is essential to see how thing is tied to thought and knowledge.“ Pike, On the Emics, 34.

objektive Ansprüche aber immer daran scheitern müssen, dass die Emik nicht überprüfbar ist.³⁹

Abseits der Unmöglichkeit, emische Erklärungen zu verifizieren, trifft die Emik noch eine andere Kritik. Denn der Wert emischer Erklärungen für die Sozialwissenschaften ist parallel daran gekoppelt, inwiefern soziale Akteure nach ihrem Willen handeln können und dies auch tun. Eine emische Erklärung für ein soziales Phänomen hätte ja nur dann einen wissenschaftlichen Wert, wenn man eine Kausalkette von der Bedeutung zu dessen Ausprägungen in einem Phänomen herstellen könnte, also nur dann, wenn man nachweisen kann, dass der Bedeutungszusammenhang schon vor dem eigentlich untersuchten Phänomen da war. Nur wenn das Phänomen durch seine Bedeutung erklärt werden kann, hat die emische Perspektive einen wissenschaftlichen Wert für Erklärungen. Ergibt sich die Bedeutung allerdings erst aus dem Phänomen, kann sie dieses nicht erklären, sondern kann nur umgekehrt das Phänomen die Bedeutungsgebung illustrieren.

Ist der Untersuchungsgegenstand also die Gesellschaft, wird man sich mit emischen Erklärungen besonders schwer tun, weil man viele konkurrierende Erklärungen hat, die man im Sinne der Objektivität nicht gegeneinander aufwiegen kann (Es sei denn mit Hilfe von Standpunkt-Epistemologie).

Bestimmt von ihrem Gegenstand, der Gesellschaft, sind die meisten Soziologen aber ohnehin keine Emiker. Bourdieu sagt dazu beispielsweise: „Wie eine Organisation funktioniert, ergibt sich nicht aus der Beschreibung der Einstellungen, Meinungen und Bestrebungen der Individuen, vielmehr muss die objektive Logik der Organisation erfasst werden, um zu jenem Prinzip vorzudringen, das überdies noch die Einstellungen, Meinungen und Bestrebungen zu erklären vermag.“⁴⁰

Die Hauptkritiken an der Etik sind einerseits, dass sie keinen Wert auf die Individuen legt, was in allen Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befassen, stets zu Kritik führt, andererseits stellt sich jedoch die erkenntnistheoretische Frage, ob das *Ding an sich* überhaupt erfasst werden kann, also die Frage nach dem kognitiven oder epistemologischen Relativismus: Ist eine etische – also eine wertneutrale – Erfassung eines Phänomens

³⁹ „Thus it is a commonplace of psychoanalytical research and practice that the actor is regarded as a poor observer of his own inner state. The analysts task is to penetrate behind the facades, symbols, and other defenses to the unconscious feelings and thoughts of which the actor is unaware. This much is etic: the analysts statements are not falsified even if it is shown that the contrasts which he draws are not significant, meaningful, real, or appropriate from the point of view of the actor.“ Harris, Rise, 575.

⁴⁰ Bourdieu, Beruf, 21.

überhaupt möglich oder ist jede Perspektive, egal ob man das Phänomen nur beobachtet oder ein Bestandteil davon ist, immer emisch (*bias*)?

Der Relativismus in seiner Sprengkraft kann allerdings nicht nur die Etik treffen sondern auch die Emik. Denn wenn es nur die emische Perspektive gibt, dann ist ein Heraustreten aus der eigenen Emik nicht möglich und es wäre erkenntnistheoretisch sinnlos zu versuchen sich einzufühlen. Somit gelangt man durch Kritik an Emik und Etik wieder zur grundlegenden Objektivitätsfrage wissenschaftlicher Erkenntnis.

2.1.3. Ontologie

Während Objektivismus und Subjektivismus sowie Emik und Etik immer zu den epistemologischen Prinzipien gezählt werden müssen, gibt es auch Ansätze, deren Zugehörigkeit zu epistemologischen oder theoretischen Prinzipien oft nicht sehr klar hervortritt bzw. die auf beiden Ebenen vorkommen können. Ein Beispiel hierfür findet sich im ontologischen Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus. Im philosophischen Sinne ist dieses Gegensatzpaar sehr wohl ein epistemologisches, da es darüber entscheidet, wie das Subjekt die Wirklichkeit begreift. Ein wahrer Idealist geht tatsächlich davon aus, dass die Ideen real sind, während die Dinge, die wir wahrnehmen, nur Abbilder dieser Ideen sind. Dies steht im Gegensatz zum Materialismus, der die Wahrnehmung und damit die wahrgenommenen Dinge als real betrachtet, während alles, das keine materielle Form hat, der Wirklichkeit nur graduell entspricht bzw. in radikalen Formen auch überhaupt nicht existiert. Sofern sich diese Diskussion nicht mehr auf einem philosophischen, sondern bereits auf einem wissenschaftlichen Level befindet, muss man in jedem Fall individuell entscheiden, ob es sich um einen epistemologischen oder theoretischen Idealismus/Materialismus handelt. In einigen Fällen kann eine Grenze vielleicht auch gar nicht klar gezogen werden.

2.2. Theoretische Prinzipien⁴¹

Während die Epistemologie noch gewisse metaphysische und grundsätzlich unüberprüfbare Elemente inkludiert, bewegen sich die theoretischen Prinzipien schon auf einer etwas fundierteren Ebene. Diese können nämlich zumindest durch Theorien, die aus ihnen

⁴¹ Harris, Cultural Materialism, 46 – 76.

hervorgehen, widerlegt werden, obwohl die theoretischen Prinzipien selbst noch nicht endgültig überprüfbar sind. Somit sind sie auch Aspekte einer Grundeinstellung.

Zu den theoretischen Prinzipien gehören grundsätzliche Ausrichtungen wie beispielsweise Materialismus, Idealismus, Strukturalismus, Funktionalismus, Biologismus usw. Diese Ausrichtungen sind ebenfalls in ihrer Zahl beschränkt, auch wenn es mehr Auswahlmöglichkeiten als in der Epistemologie gibt. Auch die theoretischen Prinzipien sind nicht disziplinär verhaftet, sondern lassen sich in allen Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften wieder finden. Genauso gut ist es möglich, die theoretischen Prinzipien je nach Forschungsgegenstand zu mischen und in der Praxis wird man dieser Form von theoretischer Ausrichtung wohl am häufigsten begegnen. Ein Wissenschaftler kann also in einer Forschungsarbeit rein strukturalistisch argumentieren und in der nächsten funktionalistisch oder dies sogar innerhalb einer Arbeit mischen. Gerade wenn sich der Betreffende nie wirklich mit Wissenschaftstheorie auseinandergesetzt hat, was man in der Praxis tatsächlich einigen anlasten könnte, wird er sich in den seltensten Fällen eindeutig auf eine theoretische Ausrichtung festlegen lassen.⁴² Manchmal treten auch epistemologische Schwankungen auf.

2.3. Zusammenfassung

Sowohl epistemologische als auch theoretische Prinzipien finden sich in so gut wie jeder Forschung eines Wissenschaftlers. Sie werden selten konkret ausgeführt, geschweige denn diskutiert, zeigen sich jedoch anhand der Begriffe und vor allem der Erklärungen und Kausalitätszusammenhänge, die angeführt werden. Die Bedeutungen, die diesen paradigmatischen Voraussetzungen zu Grunde liegen, werden beispielsweise auch bei Bourdieu erkannt. Dieser macht zwar keine systematische Unterscheidung in epistemologische Prinzipien, theoretische Prinzipien und Theorie, dennoch gibt es auch bei ihm nachzulesen: „Die Frage, auf welche Theorie des Sozialen – [...] – eine soziologische Untersuchung sich stützt, ist allemal zweitrangig gegenüber der Frage der Zugehörigkeit dieser Untersuchung zur Wissenschaft der Soziologie: Das einzige Kriterium für diese Zugehörigkeit ist die praktische Umsetzung der **grundlegenden Prinzipien der Theorie des**

⁴² Nur wenige Wissenschaftler tun den Wissenschaftstheoretikern, -soziologen bzw. -historikern den Gefallen, sich selbst einer theoretischen Ausrichtung zuzuordnen.

soziologischen Wissens [Hervorhebung durch die Verfasserin]; diese vereint daher Autoren, die auf dem Boden der Theorien des sozialen Systems unüberbrückbar geschieden sind.“⁴³

Dementsprechend wäre bei Bourdieu die Theorie des soziologischen Wissens gleichzusetzen mit den epistemologischen Prinzipien und die Theorien des sozialen Systems entsprächen den theoretischen Prinzipien.

Man kann das Bedürfnis, diese grundsätzlichen Ausrichtungen zu beschreiben, also immer wieder finden, was darauf schließen lässt, dass sie in der wissenschaftlichen Praxis auch bei jenen, die sich nicht mit Wissenschaftstheorie beschäftigen, grundsätzlich vorhanden sind. Gerade bei jenen, die ihren Standpunkt nicht selbst deutlich ausführen, kann man die epistemologischen und theoretischen Prämissen vor allem an ihrer Sekundärliteratur erkennen. Wen man wie zitiert, sagt sehr viel über den persönlichen Standpunkt aus, auch wenn man ihn nicht selbst darlegt. Harris liefert also mit diesen beiden paradigmatischen Ebenen den Großteil des theoretischen Analyseinstrumentariums, auf dem ich meine Paradigmenuntersuchung aufbauen werde.

3. Theoretische Prinzipien und Theorie

Die theoretischen Prinzipien sind nicht mit einer konkreten Theorie zu verwechseln, sie sind lediglich Annahmen, die Theorien zugrunde liegen. Richter schreibt in einem soziologischen Einführungswerk: „Theorie heißt nämlich, Annahmen über die sogenannte [sic!] Wirklichkeit zu treffen und zu hoffen, dass diese zutreffen.“⁴⁴ In einer solch platten Aussage verschwimmen natürlich die Grenzen zwischen Theorie und theoretischen Prinzipien. Daher ist dieser Aussage zwar nicht zuzustimmen, doch ist es wichtig, sie an dieser Stelle zu erwähnen, weil es das ist, was wahrscheinlich viele Menschen tatsächlich unter Theorie verstehen. Wissenschaftlich gesehen besteht eine Theorie natürlich aus mehr als bloßen Annahmen, und wenn diese Aussage Richters einen wissenschaftstheoretischen Begriff umschreibt, dann nur den der theoretischen Prinzipien. Denn nur bei diesen handelt es sich tatsächlich um Annahmen, genauer gesagt um Annahmen, die man mit Hilfe einer Theorie zu bestätigen versucht.

„Mit Theorie ist der Anspruch auf objektive Erkenntnis verbunden“,⁴⁵ heißt es in einem wissenschaftstheoretischen Einführungswerk. Weiters wird erläutert: „Theorie setzt wie jede

⁴³ Bourdieu, Beruf, 5f.

⁴⁴ Richter, Soziologische Paradigmen, 13.

⁴⁵ Schülein/Reitze, Wissenschaftstheorie, 22.

Form der Erkenntnis voraus, dass es eine Wirklichkeit gibt, die eine erkennbare Logik d.h. Ordnung und Regeln besitzt. Die einfachste denkbare Form von Logik ist Kausalität.⁴⁶ Und tatsächlich muss jede Form von valider wissenschaftlicher Theorie zumindest⁴⁷ eine Kausalität mit einschließen. In jedem Fall jedoch müssen Theorien empirisch oder logisch (am besten beides) überprüfbar sein. So ist die materialistische Annahme, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt noch keine explizite Theorie, kommt jedoch in jeder materialistischen Theorie zum Ausdruck bzw. soll durch Theorien bestätigt werden.

In Harris' Kulturmaterialismus wird diese etwas vereinfachte Annahme expliziter ausgedrückt: „The cultural materialist version of Marx's great principle is as follows: The etic behavioral modes of production and reproduction probabilistically determine the etic behavioral domestic and political economy, which in turn probabilistically determine the behavioral and mental emic superstructure.“⁴⁸ Es ist dieses theoretische Prinzip, dass jeder kulturmaterialistischen Theorie zugrunde liegt, aber selbst noch keine Theorie darstellt.

Auch bei Bourdieu finden wir eine Unterscheidung, die jener von theoretischen Prinzipien und Theorie ähnlich zu sein scheint.⁴⁹ Allerdings betrachtet er dies in scharfkritischer Selbstreflexion und spricht über seine Version der theoretischen Prinzipien als Spontansozio­logie oder gar als Ideologie. Dennoch führt diese Titulierung schön vor Augen, was auch bei Harris immer mitschwingt, nämlich dass über diese Prinzipien im Grunde kaum wissenschaftlich sinnvoll diskutiert werden kann, wohl aber über die Theorien, die aus diesen Prinzipien hervorgehen.

Ein Beispiel: Eine klassische kulturmaterialistische Theorie ist jene über das Schweinefleischtabu in der muslimischen als auch in der jüdischen Gesellschaft. Die emische Erklärung, dass Schweinefleisch unrein ist und Gott dessen Verzehr daher nicht wünscht, ist für Kulturmateri­alisten irrelevant, da sie nach ihren epistemologischen Prinzipien Etiker sind. Der Kulturmateri­alist sieht das göttliche Gebot nicht als Auslöser, sondern als Folgeerscheinung. In diesem Fall ist – laut Kulturmateri­alisten – die Herabwürdigung des Schweins als Haustier damit begründet, dass sich die Schweine als ökonomisch vollständig

⁴⁶ Ebd., 24.

⁴⁷ Schülein/ Reitze weisen ebd. auch darauf hin, dass Kausalität allein sich in der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung als für die Logik ungenügend herausgestellt hat. Deswegen wurden auch Dialektik, Systemtheorie, Funktionalität u. a. im Sinne der Objektivität in die Logik und damit als Bestandteile von Theorien aufgenommen.

⁴⁸ Harris, Cultural Materialism, 55f.

⁴⁹ „Es ließe sich leicht zeigen, dass in jede wissenschaftliche Praxis, selbst und vor allem dann, wenn sie sich blind auf den blindesten Empirismus beruft, theoretische Prämissen eingehen und der Soziologe keine andere Alternative hat als die zwischen nichtbewussten, folglich unkontrollierten und unzusammenhängenden Fragestellungen und einem Korpus von methodisch konstruierten, auf die empirische Überprüfung hin entwickelten Hypothesen.“ Bourdieu, Soziologie als Beruf, 44.

unrentabel herausgestellt haben. Es bedeutet also einen größeren Aufwand an Energie, das Schwein großzuziehen und zu füttern, als man durch den Verzehr des Schweins gewinnen könnte. Aus dieser ökonomischen Grundbedingung (die nur für eine bestimmte Umweltumgebung gilt, in diesem Fall primär die arabische Halbinsel) hat sich das Schweinefleischtabu entwickelt, während das Schweinefleisch in anderen Regionen der Welt eine Delikatesse darstellt.⁵⁰

Die Annahme, dass die ökonomischen Grundgegebenheiten die Ideen und Traditionen der Menschen wesentlich beeinflussen, liegt hier also der Theorie über das Schweinefleischverbot zu Grunde. Um diese Theorie zu widerlegen, müsste man Evidenzen finden, die gegen diese Theorie sprechen. Widerlegt man die Theorie, sind aber die theoretischen Prinzipien deswegen noch nicht widerlegt, und im Kuhnschen Sinne tritt der Wissenschaftler, trotz Widerlegung seiner Theorie, an, um seine theoretischen Prinzipien zu verteidigen. Nur anhand einer Widerlegung der konkreten Theorie können auch die theoretischen Prinzipien mit wissenschaftlichen Mitteln angegriffen werden. Prallen nur theoretische Prinzipien oder im Bourdieuschen Sinne Ideologien aufeinander, müssen wir zu Kuhn zurückkehren, der festgestellt hat, dass verschiedene Paradigmen inkommensurabel sind.

4. Inkommensurabilität

„Wenn Paradigmata in eine Diskussion über die Wahl von Paradigmata eingehen – und sie müssen es ja – dann ist ihre Rolle notwendigerweise zirkulär. Jede Gruppe verwendet ihr eigenes Paradigma zur Verteidigung eben dieses Paradigmas.“⁵¹

Ein Beispiel: Eine Kritik wie Karl Brunner sie allgemein am Materialismus anbringt - „Rein materialistische Denksysteme scheiterten in der realen Politik.“⁵² - ist also unter den vorher genannten Gesichtspunkten wenig fruchtbar. Hier wird das theoretische Prinzip, das Politik und bewusstes menschliches Handeln als determinierenden Faktor der Ökonomie hervorhebt, argumentativ gegen das theoretische Prinzip, das die Politik als Folgeerscheinung der Ökonomie betrachtet, verwendet. In ihrem Charakter als theoretische Prinzipien müssten sich allerdings beide Annahmen in einer konkreten Theorie der Überprüfung durch die Fakten stellen, ansonsten befinden wir uns einer zirkulären Argumentation: Das Sein bestimmt das

⁵⁰ vgl. Harris, *Forbidden Flesh*, 193 – 208.

⁵¹ Kuhn, *Struktur*, 106.

⁵² Brunner, *Umgang*, 17.

Bewusstsein/ Stimmt nicht: Das Bewusstsein bestimmt das Sein/ Nein: Das Sein bestimmt das Bewusstsein u.s.w.

Dasselbe gelte natürlich auch umgekehrt. Brunner ist ganz klar ein Idealist im theoretischen Sinne: „Es geht um die Freiheit zu wählen und zu wollen. [...] Man kann sie [die Freiheit] nicht beweisen, und zwar nicht weil die Philosophen sich zu wenig darum bemüht hätten, sondern grundsätzlich nicht. Gelänge es die Freiheit an die Kette irgendeiner Logik zu fesseln, hätte man ja genau das Gegenteil erreicht. Was ableitbar, berechenbar ist, ist nicht frei.“⁵³ Eine solche Aussage könnte von Harris auch nicht entkräftet werden, indem er folgendes feststellt: „Since the behavior of the human organism is not exempted from the reign of universal law, it follows that the material influences impinging upon an individual together with his innate physical character, are theoretically sufficient to account for his actions. [...] Since we usually „want“ what we choose, we experience the illusion of free choice. Actually, however, freedom is nothing more than the liberty to choose or act on behalf of wants that have been established by processes over which we have had no control.“⁵⁴

Eine solche, stark vereinfachte Diskussion hat natürlich niemals stattgefunden, aber dieses Beispiel kann verdeutlichen, dass in beiden Fällen verschiedene Paradigmen grundsätzlich unterschiedliche Weltbilder konstruieren, aus denen grundsätzlich verschiedene Auffassungen von Wissenschaft und deren Funktion resultieren. Idealismus und Materialismus sind eines der stärksten Gegensatzpaare, die es in der Wissenschaft gibt und, wie vorher schon betont wurde, sowohl auf der epistemologischen als auch auf der theoretischen Ebene präsent. Auch wenn der theoretische Idealismus den theoretischen Materialismus aus den meisten Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften mittlerweile fast vollständig verdrängt hat, so ist es auf der epistemologischen Ebene umgekehrt. Wissenschaftstheoretisch und vor allem wissenschaftshistorisch gesehen existieren beide in beiden Formen noch und sind das beste Beispiel für die Unvergleichbarkeit und die daraus folgende Inkommensurabilität von Paradigmen, wie sie von Kuhn beschrieben wurde.⁵⁵

⁵³ Ebd., 21.

⁵⁴ Harris, Rise, 23f.

⁵⁵ „Wir sind schon auf mehrere Gründe gestoßen, warum den Befürwortern konkurrierender Paradigmata eine vollkommene Gegenüberstellung der gegenseitigen Standpunkte nicht gelingen kann. Zusammenfassend sind diese Gründe als die Inkommensurabilität der vor- und nachrevolutionären normal-wissenschaftlichen Tradition beschrieben worden[...]“ Kuhn, Struktur, 159.

Aus seiner Sicht sind Paradigmen inkommensurabel, weil sie sich nicht darüber einig sind, welche Probleme die Wissenschaft lösen soll sowie auch, weil sowohl Normen als auch Definitionen voneinander abweichen.⁵⁶ Als dritten Aspekt führt Kuhn noch an: „In einem Sinn, den ich hier nicht weiterentwickeln kann, üben die Befürworter konkurrierender Paradigmata ihre Tätigkeit in verschiedenen Welten aus.“⁵⁷ Hoyningen-Huene sieht Inkommensurabilität dann auftreten, wenn es kein „gemeinsames begriffliches Maß“⁵⁸ gibt. Weiter sagt er: „Es besteht keine wechselseitige Übersetzbarkeit der beiden Theorien ineinander.“⁵⁹ Wie vorher festgestellt, handelt es sich in dem angeführten Beispiel nicht um konkrete Theorien, sondern nur um theoretische Dispositionen, dennoch gibt es auch hier bereits bzw. gerade hier kein gemeinsames begriffliches Maß. Denn das, was Brunner unter Freiheit versteht, ist für Harris faktisch nicht existent. Andererseits ist eine weitgehende Reduktion des Menschen auf ein reagierendes Individuum, wie Harris sie scheinbar vornimmt, für jeden Idealisten absolut inakzeptabel. Es bleiben unlösbare Fragen, die sich allerhöchstens in der empirischen Überprüfbarkeit ihrer validen Theorien miteinander messen können. Ihre theoretischen Prinzipien bleiben unvereinbar und unwiderlegbar.

5. Die Koexistenz rivalisierender Paradigmen

„Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ – also Kuhns Beschreibung der wissenschaftlichen Praxis – ist, wie bereits erwähnt, scharf kritisiert worden. Es ist nicht Sinn und Zweck dieser Arbeit, die Diskussion neu aufzurollen, dennoch sollte ein grundlegender Aspekt hier noch erwähnt werden. Nach Kuhn gibt es in „reifen Wissenschaften“ immer nur ein vorherrschendes Paradigma. Gerät dieses in eine Krise (Erklärungsnot), dann treten mehrere konkurrierende Paradigmen an, um das neue Leitparadigma zu werden. Es hat sich gezeigt, dass diese These nicht haltbar ist. Obwohl verschiedene Paradigmen inkommensurabel sind, schließen sie sich gegenseitig nicht aus. Für die klassische Mechanik würde immer noch das Newtonsche Paradigma genügen, obwohl es eigentlich schon durch das Einsteinsche ersetzt worden ist. Dass verschiedene Paradigmen nebeneinander existieren können, gilt also auch in den Naturwissenschaften, obwohl es hier viel bessere und eindeutiger Kriterien gibt, um Paradigmen zu verifizieren, als in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften. Wie Schurz und Weingartner in ihrem Sammelband „Die Koexistenz rivalisierender Paradigmen“ gezeigt haben, besteht also nicht nur ein (mehr oder weniger

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd., 161.

⁵⁸ Hoyningen-Huene, Kuhn, 129.

⁵⁹ ebd.

friedliches) Nebeneinander von Paradigmen in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, sondern es können potentiell auch Kooperationen zwischen verschiedenen Paradigmen nicht ausgeschlossen werden. Emik und Etik schließen sich beispielsweise nicht gegenseitig aus, wenn sie nicht beide den Anspruch auf universale Erklärungen stellen. Da gerade in der modernen geistes- und kulturwissenschaftlichen Praxis kaum etwas mehr verpönt ist als Universalerklärungen, können verschiedene Paradigmen also sehr wohl auch ohne Reibungsfläche nebeneinander existieren, ohne dass sich alle Wissenschaftler gleich völlig in einem Wissensirrationalismus nach Feyerabend⁶⁰ verlieren.

6. Resümee: Paradigma

In der folgenden Untersuchung bleibe ich den Kuhnschen Grundgedanken treu, indem auch die Zuordnung zu einer bestimmten Schule, einem Lehrer, einem Lehrbuch oder einer Theorie beobachtet und in die Auswertung mit aufgenommen wird, obwohl sie im Harrisschen Sinne kein vollständiges Paradigma darstellen. Das eigentliche Analyseinstrument sind die paradigmatischen Merkmale nach Harris in der grundlegenden Unterscheidung zwischen epistemologischen und theoretischen Prinzipien, die gegenüber anderen paradigmatischen Aspekten eindeutig den Vorrang einnehmen.

7. Paradigma versus *turn*

Egal ob man nun von Paradigmen, Forschungsprogramme, Episteme, *turns* etc. spricht, so gab es in der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung immer schon jede Menge Ansätze, um die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Forschung zu kategorisieren. Das Paradigma ist von all diesen Deskriptionsansätzen die populärste und am weitesten verbreiteste Form. Damit hat die Verwendung des Paradigmenbegriffs natürlich einerseits die meisten Anhänger, ruft sich damit andererseits auch gleichzeitig Gegner auf den Plan, weil kaum ein wissenschaftstheoretischer Begriff diskursiv so vielfältig aufgeladen ist.

Ein solcher Gegner findet sich in der Kulturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick, welche deshalb die besondere Neukartographierung der wissenschaftlichen Landschaft durch

⁶⁰ „Inkommensurable Theorien lassen sich also unter der Verwendung ihrer eignen Erfahrungen widerlegen und kontrollieren [...] Ihr *Gehalt* kann nicht verglichen werden. Noch ist es möglich, ein Urteil über ihre *Wahrheitsnähe* zu fällen, außer man bleibt innerhalb der Grenzen einer bestimmten Theorie. Keine Methode die Popper zur Rationalisierung der Wissenschaft benutzen möchte, läßt [sic!] sich anwenden, und die Methode, die sich anwenden läßt [sic!] , die Methode der Widerlegung, ist in ihrer Stärke sehr reduziert.“ Feyerabend, Kuhns Struktur, 219.

die *cultural turns* in einem Lehrbuch aufarbeitet. Wegen der starken Ablehnung des Paradigmenbegriffs durch Bachmann-Medick einerseits, andererseits wegen ihrer absolut unzureichenden Rechtfertigung von Paradigmen sowie ihrem Bestreben, diese durch *turns* zu ersetzen, soll hier in einem kleinen Exkurs ihr Buch vorgestellt und die größten Widersprüche darin herausgearbeitet werden. Dies weist den Leser auf die vielfältigen epistemologischen und theoretischen Probleme der Postmoderne hin, die vor allem von Seiten jener Wissenschaftler, die sich nur marginal mit den Vorläufern der Postmoderne beschäftigt haben, verursacht werden⁶¹. Auf der anderen Seite soll dem Leser damit verdeutlicht werden, warum sich diese Arbeit explizit auf das Paradigmen-Paradigma beruft anstatt mit dem Mainstream zu schwimmen und auch von *turns* oder Polyparadigmen zu sprechen.

7.1. *Cultural turns* nach Bachmann-Medick

Doris Bachmann-Medick hat ein Einführungswerk für die modernen Kulturwissenschaften geschrieben, das dem Studenten und Interessierten die wichtigsten *turns* in annähernder Vollständigkeit näher bringen soll. Wie bereits angedeutet, stellt sie sich deshalb gleich zu Beginn ihres Werkes dem Paradigma entgegen. Sie möchte den Paradigmenbegriff in allen Kulturwissenschaften nicht angewendet sehen, weil er, ihrer Einschätzung nach, die Pluralität kulturwissenschaftlicher Forschung viel zu sehr einschränkt. „Kulturwissenschaftliche Forschung steckt vielmehr ein interdisziplinäres Feld ab, dessen Gegenstand [...] keinem gehört. Damit entzieht sie sich dem Alleinvertretungsanspruch der Einzeldisziplinen.“⁶² Paradigmen können laut Bachmann-Medick nur innerhalb von disziplinären Grenzen existieren. Diese abgegrenzten Disziplinen werden durch die Paradigmen bestimmt. Damit leitet sie ihre Interpretation des Paradigmas ausschließlich von der Dominanz desjenigen ab. Sie erklärt nicht weiter, was ein Paradigma im Kuhnschen Sinne sein sollte oder ihrer Interpretation nach ist, sondern orientiert sich ausschließlich daran, dass es pro Disziplin nur eines geben kann. Da das in den Kulturwissenschaften weder der Fall ist, noch – laut der Autorin – erstrebenswert wäre, ist der Begriff von vornherein abzulehnen. Dabei haben Schurz/Weingartner, Fischer, Hoyningen-Huene, Merton und noch einige mehr bereits gezeigt, dass der Paradigmenbegriff auch ohne Monopolstellung eines Paradigmas überleben kann. Sören Kjörup hält das Paradigma in den Geisteswissenschaften nicht nur für möglich,

⁶¹ Lutter und Reisenleitner kritisieren ebenfalls die „unkritische Übernahme von Forschungsfragen, Zugängen, Theorien und Methoden“ jener, die sich durch den Mainstream-Gebrauch der „Chancen und Möglichkeiten“ ergeben, die die *Cultural Studies* bieten. Lutter/ Reisenleitner, *Introducing*, 47.

⁶² Bachmann-Medick, *Cultural turns*, 16.

sondern bezeichnet dessen Anwendung sogar als „fruchtbar.“⁶³ Abgesehen davon kann man Bachmann-Medick auch Kuhn selbst entgegenhalten, der ja erst in „reifen“ Wissenschaften von der Dominanz eines Paradigmas spricht.⁶⁴ Denn die momentane Modewissenschaft der *Cultural Studies* ist sicherlich keine reife Wissenschaft im Kuhnschen Sinne, sondern befindet sich allenfalls in einem vorwissenschaftlichen Stadium. Man kann die Kritik allerdings auch weniger scharf ausdrücken, wenn man darauf hinweist, dass Schurz und Weingartner gezeigt haben, dass in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften Paradigmenvielfalt und Koexistenz rivalisierender Paradigmen an der Tagesordnung stehen.⁶⁵

Bachmann-Medick lehnt den Paradigmenbegriff für die Kulturwissenschaften allerdings nicht ab, ohne einen Ersatz vorzuschlagen. In ihrem Sinne ist nicht von Paradigmen, sondern von *turns* zu sprechen.⁶⁶ Diese *turns* sind eben keine Paradigmen, „zumal sie sich von dem Anspruch lossagen, dass sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungen überhaupt paradigmatischen Status erlangen könnten und sollten.“⁶⁷ Man sollte jedoch nicht glauben, dass Bachmann-Medicks strikte Ablehnung des Paradigmenbegriffs sie davon abhält, ihn zu verwenden. Vielfach ist in ihrem Werk von Paradigmen und Paradigmenwechseln die Rede, obwohl sie sich vorher explizit gegen das wissenschaftstheoretische Hilfskonstrukt des Paradigmas und an dessen Stelle für *turns* ausgesprochen hat.

Wodurch kennzeichnet sich ein solcher *turn*? Es ist mir nicht gelungen, in ihrem Buch eine stringente Definition für *turns* zu finden.⁶⁸ Die Autorin versucht demnach, es an den

⁶³ Kjörup, Geisteswissenschaften, 94.

⁶⁴ Im Kapitel „Der Weg zur Normalen Wissenschaft“ heißt es: „Seit der prähistorischen Zeit hat ein Wissensgebiet nach dem anderen die Trennlinie zwischen dem, was der Historiker seine Vorgeschichte nennen könnte, und seiner eigentlichen Geschichte als Wissenschaft überschritten. [...] [S]ie hatten ein Paradigma gewonnen, das sich als fähig erwies, die Forschung der ganzen Gruppe zu lenken. Außer im historischen Rückblick dürfte es schwierig sein, ein anderes Kriterium zu finden, das so deutlich ein Fachgebiet zur Wissenschaft proklamiert.“ Kuhn, Struktur, 35f.

⁶⁵ vgl. in dieser Arbeit Kapitel I. 5. (S. 22)

⁶⁶ Das berühmteste Beispiel ist eindeutig der linguistic turn, Bachmann-Medick listet jedoch in seiner Gefolgschaft noch einige weitere auf, wie beispielsweise den interpretive turn, performative turn, reflexive turn, translational turn u.s.w.

⁶⁷ Bachmann-Medick, Cultural turns, 63.

⁶⁸ Zu einem ähnlichen Ergebnis wie ich kam auch Peter Geimer in einer Rezension in der Süddeutschen Zeitung vom 26.08. 2006: „Diese methodische Wegweisung der Autorin reicht jedoch nicht aus, um sich im logischen Aufbau der Studie zurechtzufinden. Kuhns Konzept des Paradigmenwechsels gilt als zu pompös, wird in einer diffuseren Spielart dann aber doch wiederholt bemüht. Vor allem aber ist nicht nachzuvollziehen, was als ein vollwertiger turn zu gelten hat, was hingegen noch nicht und was bereits nicht mehr. Das sozial- und kulturwissenschaftliche Interesse an Fragen des Raums beispielsweise hat das Zeug zum eigenen spatial turn. Die zahlreichen Annäherungen von Kulturwissenschaft und Wissenschaftsgeschichte der vergangenen Jahrzehnte hingegen nicht. Dementsprechend kommen sie nur am Rand dieser kulturwissenschaftlichen Generalkarte vor. Das Gebiet der gender studies wiederum soll nicht in einen einzelnen turn abgeschoben werden eine Formulierung die recht sonderbar klingt in einem Buch, das die Einteilung in turns erklärmaßen zur Grundstruktur erhoben hatte. Ebenso wenig überzeugt es, das Nachdenken über den konstruktiven Charakter des eigenen wissenschaftlichen Schreibens zu einem spezifischen reflexive turn der achtziger und neunziger

einzelnen *turns* zu veranschaulichen. Als erster wird der von Clifford Geertz begründete *interpretive turn* vorgestellt. Dieser wird vor allem dadurch gekennzeichnet, dass er Kultur als Text betrachtet, den es zu interpretieren gilt. Kultur als Text aufzufassen und sich daher an Wissenschaften zu orientieren, die es per definitionem nur mit Texten zu tun haben, konstituiert also den *interpretive turn*. „Von einem turn kann man erst sprechen, wenn der neue Forschungsfokus von der Gegenstandsebene neuartiger Untersuchungsfelder auf die Ebene der Analysekategorien und Konzepte umschlägt, wenn er also nicht mehr nur neue Erkenntnisobjekte ausweist, sondern selbst zum Erkenntnismittel und -medium wird.“⁶⁹

Diese Definition eines *turn* wird in jedem Kapitel und damit bei jedem von Bachmann-Medick vorgestellten *turn* erneut bemüht, ohne dass es ihr gelingt, tatsächlich einen roten Faden durch ihre Arbeit zu ziehen. Wie wir gleich sehen werden, ist nämlich der *interpretive turn* etwas grundsätzlich anderes als beispielsweise ein *translational* oder *spatial turn*.

„Kultur als Text zu lesen“ wirkt wie ein epistemologisches Postulat und soll ein solches eventuell sogar darstellen. Dennoch fällt es zumindest mir sehr schwer, einer solchen Analogie die Stelle einer Epistemologie einzuräumen. Daher sollte man obige Aussage nach näherer Betrachtung eher als theoretisches Prinzip ansehen. Die klare theoretische Zuordnung müsse man vermutlich bei Geertz selbst suchen, doch ist es für mich eine offene Frage, inwieweit er sich dazu geäußert hat, ob seine Aussage eine Analogie oder eine Homologie ist. Es scheint jedenfalls eher wahrscheinlich, dass es sich nicht um eine Homologie handelt, da man ja schwerlich tatsächlich davon überzeugt sein kann, dass Kultur ein Text sei, sondern eben nur, dass sie sich wie ein Text lesen lasse. Tatsächlich erweist sich der *interpretive turn* also als eine Art theoretisches Analogiemodell. Doch egal ob nun Homologie oder Analogie, in jedem Fall weist der *interpretive turn* gar kein neuartiges Untersuchungsfeld oder Erkenntnisobjekt aus. Er weist lediglich den Weg zu neuen Erkenntnismitteln, in diesem Fall jenen aus der Literaturwissenschaft. Die Analogie „Kultur = Text“ kann als theoretisches Prinzip übernommen werden. Damit stimmt man dann mit Bachmann-Medick überein, dass dieser *turn* kein vollständiger Paradigmenwechsel ist. Doch zeigt sich schon an diesem ersten *turn*, dass er Bachmann-Medicks erstaunlich schwammiger Definition nicht gerecht wird.

Jahre zu erklären als sei eine solche Selbstreflexion zuvor oder danach nicht anzutreffen gewesen.“ Aus http://www.buecher.de/shop/Buecher/Cultural-Turns/Bachmann-Medick-Doris/products_products/content/prod_id/20754405/ am 6.3. 2008

⁶⁹ Bachmann-Medick, Cultural turns, 26.

Ähnlich wie der *interpretive turn* schlägt auch der *performative turn* eine Analogie vor, nach der Bedeutung erfasst werden soll. Statt Kultur als Text zu interpretieren, wird nun nach Turner Kultur als Schauspiel/Drama/Performance aufgefasst und aus diesem Blickwinkel interpretiert. Damit unterscheiden sich diese beiden *turns* theoretisch und epistemologisch eigentlich nicht, der einzige Unterschied liegt an der Analogie, die sie vorschlagen und den daraus folgenden Interpretationsmethoden, die an verschiedenen „Wissenschaften“ Anlehnung nehmen.

In beiden Fällen will man ein soziales Phänomen – bei Geertz Handlungen und bei Turner Rituale und Feste – durch eine Analogie deuten und interpretieren. Das ideale Ziel, das dabei angestrebt werden soll, wäre, verallgemeinerte Interpretationen zu finden, die sich interkulturell vergleichen lassen bzw. erneut in Analogien oder Homologien zu einander zu setzen sind.

Nach Harris Paradigmaschema wären diese beiden Zugänge allerdings in dasselbe Paradigma einzuordnen. Beide interessieren sich offiziell grundsätzlich nur für die **Emik**, weil sie nach Bedeutungszusammenhängen fragen. Sie schließen aber von konkreten Individuen auf Gesellschaft und verfolgen damit einen **methodologischen Individualismus**. Sie sind einer gewissen Form von generalisierenden Aussagen nicht abgeneigt, deshalb müssen sie sich stückweise von der Emik entfernen und in Richtung Etik bewegen. Sie bleiben aber vollständig in dem Bedeutungszusammenhang verhaftet und dieser ist unter etischen Gesichtspunkten weder zu beweisen noch nachzuweisen. Wie wir in Abschnitt 1 gesehen haben, sind etische Aussagen über emische Zustände nicht zulässig. Deshalb befinden sie sich, wenn sie mit ihren großteils emischen Ansätze in die Etik abstrahieren, immer in einem Zirkelschluss. Darüber hinaus haben sie beide Analogiebildung als theoretisches Prinzip und verfolgen einen interdisziplinären Methodeneklektizismus. Summa summarum kann man sagen, dass die ersten beiden *turns* durchaus genug gemeinsam haben, um wissenschaftstheoretisch nicht voneinander trennbar zu sein. Sie unterscheiden sich nur in der Methode. Damit entsprechen sie beide auch nicht unbedingt Bachmann-Medicks *turn*-Definition. Sie entsprechen, wie ich zu zeigen hoffe, eher theoretischen Prinzipien im kulturellrelativistischen Paradigma.⁷⁰

Ganz anders verhält es sich jedoch mit den anderen *turns*. Der von Bachmann-Medick beschriebene *reflexive / literary / rhetoric turn* ist eigentlich etwas grundsätzlich anderes als

⁷⁰ Der Wechsel in theoretischen Prinzipien innerhalb eines Paradigmas könnte ja gut und gern als *turn* bezeichnet werden, doch entspricht das nicht der Bachmann-Medick Definition, auf die sich diese Abhandlung stützt.

die beiden vorher genannten. Er ist nämlich ein Wiederaufleben der Quellenkritik, wie sie in der Geschichte bereits in älteren Diskussionen geübt wurde. Dieser *turn* schlägt weder neue Methoden noch ein neues Forschungsfeld vor, sondern ist vielmehr einfach ein Aufmerksammachen darauf, dass alles Geschriebene von einem Autor stammt und dessen Sichtweise ausdrückt. Diese Perspektive ist weder neu noch innovativ: „Schließlich betonte Lamprecht gegen quellenpositivistische Kritik erstmals dezidiert die Abhängigkeit wissenschaftlichen Erkenntnis von der Weltanschauung des Historikers.“⁷¹

Damit lässt sich der *reflexive turn* mit den beiden anderen nur schwer vergleichen und kann paradigmatisch kaum definiert oder angesiedelt werden. Er weist weder ein Untersuchungsfeld aus noch ein Erkenntnismittel oder Medium noch eine Methode.

In der Folge listet Bachmann-Medick noch einige weitere *turns* wie beispielsweise den *postcolonial turn* auf, der ebenso wie der *reflexive turn* dazu imstande ist, einen kritischen Aspekt zur jeweiligen Forschung hinzu zu addieren. Weist der *reflexive turn* darauf hin, dass jedes Forschungsergebnis an den Forscher und dessen Interessen gebunden ist, zeigt der *postcolonial turn* auf, dass die meiste Forschung eurozentrisch ist und popularisiert, dass dies geändert werden sollte. Während der *reflexive turn* also ein allgemeiner Aufruf zur Relativistik ist, stellt der *postcolonial turn* einen Aufruf zur *standpoint epistemology* dar. Beides sind wissenschaftstheoretische Aspekte, die nicht im Gefolge einer *linguistic turn*-Epidemie die Wissenschaft plötzlich erhellten, sondern zumindest latent schon immer da waren.

Im Gegensatz zu den ersten beiden *turns*, die zumindest ein theoretisches Prinzip vorschlagen, sind die meisten behandelten *turns* (wie die eben genannten, nämlich *reflexive* und *postcolonial turn*) lediglich Aspekte, die man bei seiner Forschung mitdenken kann. Als solche sind sie auch nicht innovativ oder neu. Es ist sicherlich übertrieben, sie als bahnbrechende Veränderungen der kulturwissenschaftlichen Forschung zu bezeichnen und es ist nicht nötig, jeden dieser *turns* hier in seinen Einzelheiten zu behandeln.

Lediglich der *iconic turn* soll, weil er von Bachmann–Medick als der „zweite große Paradigmenwechsel“⁷² bezeichnet wurde, hier noch Erwähnung finden. Der *iconic turn* versteht sich nämlich als Gegenbewegung zum *linguistic turn* insofern, als der *linguistic turn* alle Erkenntnis und Erkenntnismöglichkeiten auf die Sprache gelenkt hat. Ziel des *iconic turn*

⁷¹ Dinges, Neue Kulturgeschichte, 183.

⁷² Bachmann-Medick, Cultural turns, 351.

ist es demnach, sich von der Sprache zu distanzieren und die eigenen Bedeutungsebenen bis hin zur eigenen Epistemologie von Bildern (alle Bilder, also nicht nur Kunst im weitesten Sinn) zu erschließen. Bilder und Bildsprache in den Fokus zu rücken macht aber nur solange Sinn, als man diesen Bilderaspekt zu der auf Schrift fixierten und basierten Forschung addiert. Bildanalyse kann nach Lenain immer nur eine sekundäre Aktivität sein.⁷³ Natürlich kann die Kritik, dass ein Bild sich mit den Augen verändert, die es betrachten, gleichgesetzt werden mit der Derridaschen Sprachkritik. Dennoch dient die Sprache immer noch als das eindeutigste Verständigungsmittel, also als kleinster gemeinsamer Nenner zwischenmenschlicher Kommunikation. Die Forderung, man solle die Sprache zugunsten der Bildsprache an Bedeutung verlieren lassen, mutet in einem wissenschaftlichen Diskurs als irrwitzig an, weil man ja für seine „wissenschaftlichen Interpretationen“ auch nicht mehr zur Verfügung hat als die Sprache. Schlussendlich hat der *linguistic turn* ja zu Recht darauf hingewiesen, dass unsere Erkenntnismöglichkeiten oder die Möglichkeiten, die Erkenntnis auszudrücken, zu einem gewissen Grad immer der Sprache verhaftet bleiben. Ein echter epistemologischer *iconic turn* – und Bachmann-Medick behauptet ja, dass er ein echter epistemologischer Wechsel sei – wäre es erst dann, wenn die Forscher wirklich auf Sprache verzichten und stattdessen nur noch mit Bildern kommunizieren würden. Aber ist das dann noch Wissenschaft?

Die gesammelten *turns* unterscheiden sich also in jenen Charakteristiken, die sie laut der Autorin als *turns* auszeichnen so weit, dass man sie eigentlich gar nicht unter ein theoretisches Konzept – zumindest nicht in dem von Bachmann-Medick abgesteckten theoretischen Rahmen – zusammenfassen kann. Paradigmatisch gesehen kann man jedoch den gesamten Inhalt des Buches schon mehr oder weniger in derselben Schiene verorten. Denn so unterschiedlich die Merkmale der einzelnen *turns* auch sein mögen, sie stimmen in mehreren Punkten überein: Sie alle bedeuten ein Wiederaufleben der Hermeneutik – es soll dies eine erweiterte und verbesserte Hermeneutik sein –, sind also grundsätzlich **emisch** ausgerichtet. Gleichzeitig vollzieht sich im *reflexive turn* wieder der alte wissenschaftstheoretische Streit um die Hermeneutik. Sie sind alle nach Individuen ausgerichtet, extrem kritisch und werfen daher immer wieder neue Kritikperspektiven auf, was sie zuweilen extrem relativistisch macht. Sie stehen, genau genommen, vielfach nicht auf einem wissenschaftlichen Fundament, sondern auf einem politischen (v.a. *postcolonial*, *spatial*, *translational turn*): „Cultural

⁷³ „But such a critique of the eye can be nothing but a secondary activity, because it is impossible to experience the historicity of perception directly. We cannot behold forms, spaces and colours if not in our own way.“
Lenain, *Understanding the Past*, 147.

Studies sind somit [...] von Beginn an ein soziales und politisches Projekt, das sich über die Ausdehnung des Kulturbegriffs und seine Theoretisierung im Zusammenhang mit Sozialstrukturen politisch deklariert und daraus emanzipatorischen Anspruch schöpft.⁷⁴ Von Gesetzen und Regelmäßigkeiten haben sie sich (offiziell) verabschiedet, ihr einziges Erkenntnisinteresse ist in der Bedeutung angesiedelt. Sie lehnen Verifikation und Falsifikation wissenschaftlicher Erkenntnis ab, weil sie sich dem traditionellen Bild von Wissenschaft, das aus Zeiten vor Kuhn und Popper stammt, verschrieben haben, nämlich dass diese rein kumulativ sei und nur aus der Ansammlung von „Wissen“ bestehe. Dennoch bleibt in vielen Fällen ein gewisses Maß an *standpoint epistemology* bestehen, ebenso wie Verallgemeinerungen und Analysen formalen wissenschaftlichen Charakters. Dass dies in einem starken Widerspruch zum öffentlich deklarierten epistemologischen Relativismus steht, stört dabei nicht.

Ich hoffe, es ist mir mit diesem kleinen Exkurs gelungen zu verdeutlichen, wieso Bachmann-Medicks Abhandlung über *turns* keinen Überblick oder wissenschaftstheoretisches Verständnis schafft, sondern allerhöchstens nur Verwirrung stiftet. Es ist das erklärte Ziel dieser Arbeit, transparent zu sein und durch eine konsequente Anwendung der vorgestellten wissenschaftstheoretischen Leitlinien verständlich und logisch konsequent zu bleiben. Daher wollte ich mit dieser kurzen, aber recht ausgiebigen Kritik an Bachmann-Medick vor allem zeigen, dass ihr Buch durch das Paradigmaschema viel besser verstanden und verortet werden kann als durch ihr eigenes, dass sie, wie gezeigt, nicht einmal selbst konsequent durchhalten kann.

⁷⁴ Lutter/Reisenleitner, *Introducing*, 48.

II. Historische Forschungsstrategien und ihre paradigmatischen Aspekte

Trends und Strömungen in den historischen Wissenschaften sind nicht mit Paradigmen zu verwechseln, selbst dann nicht, wenn man sich nicht nur an eine rein Kuhnsche Interpretation des Begriffes anlehnen will. Dennoch werden *shifts* in historischen Forschungsstrategien bzw. -feldern oft mit Paradigmenwechseln gleichgestellt und als solche bezeichnet. Dabei wird kaum hervorgehoben, in welcher anderen Ebene als dem Forschungsschwerpunkt (Heuristik) oder der Methode ein Wechsel stattgefunden haben soll. Die vorliegende Arbeit kann sich dieser Terminologie natürlich nicht anschließen. Es ist aber durchaus von Bedeutung, diese proklamierten Paradigmenwechsel oder wissenschaftlichen Revolutionen in den historischen Wissenschaften zu beleuchten und herauszuarbeiten, wo man tatsächlich paradigmatische Aspekte veranschlagen kann und wo man eine Revolution bzw. Neuerung vielleicht zu Unrecht verkündet hat.

Die gesamte Literatur zur historischen Wissenschaftstheorie und zur Geschichte der historischen Wissenschaften durchzusehen, wäre ein unmögliches Unterfangen. Daher muss ich mich mit einer nur graduell repräsentativen Auswahl an Literatur begnügen, mit der durchaus nicht jeder einverstanden sein wird oder einverstanden sein muss. Es besteht aber das Bemühen, die wichtigsten Felder der historischen Forschungslandschaft zu betrachten und sie auf ihre paradigmatischen Aspekte hin zu untersuchen. Dies kann nur als grober Überblick erfolgen, dessen Zweck es auch nicht ist, die Pluralität historischer Forschung zu erfassen, die es definitiv gibt und die hier auch nicht in Abrede gestellt werden soll. In dieser Arbeit sollen nur die **größten theoretischen Linien, die allgemeinen Problemfelder und Fragestellungen** innerhalb der Geschichtswissenschaft aufgezeigt werden, um ein gewisses theoretisches Fundament zur Verfügung zu stellen, auf dessen Basis sinnvolle Kategorisierungen ermöglicht werden. Deshalb erzählt der folgende Abschnitt die Geschichte der Geschichtswissenschaft mit besonderem Augenmerk auf paradigmatische und theoretische Inhalte. Es ist aber nicht das Ziel dieser Arbeit, die behandelten Wissenschaftler ausschließlich auf das zu reduzieren, was hier an paradigmatischen Traditionen in ihrer und durch ihre Arbeit herausgestrichen wird. Die wissenschaftstheoretischen Grundlagen sollen aufgedeckt werden, diese allein machen aber noch nicht einen ganzen Wissenschaftler und dessen Lebenswerk aus.

1. Positivistische Geschichtswissenschaft

1.1. Faktenpositivismus

Das positivistische Faktensammeln lässt sich – ungeachtet vieler Kritiker des Positivismus – bei Historikern aller Strömungen und Disziplinen wieder finden. Es ist auch heute noch das markanteste Merkmal guter historischer Praxis. In einem Einführungsbuch zur Geschichte heißt es hierzu: „All Ihre Aussagen über historische Sachverhalte sind an Quellen gebunden und werden durch diese gewissermaßen ein Stück weit objektiviert [...]“. ⁷⁵ Der moderne Historiker darf keine Aussage über die Vergangenheit machen, ohne diese zu belegen. Daher werden Fakten zum Teil auch aus reinem Selbstzweck gesammelt. Hierfür könnte man wieder Rankes viel zitierten Teilsatz (*wie es eigentlich gewesen*) bemühen und annehmen, dass, je mehr Fakten man zusammenträgt, das Bild von der Vergangenheit umso klarer, genauer und originalgetreuer wird. Andererseits werden Fakten natürlich auch bemüht, um Theorien bzw. Thesen zu untermauern. Das positivistische Postulat nach moralfreier Geschichte, für das sich auch Ranke stark machte, ⁷⁶ lässt sich jedoch innerhalb der disziplinären (also durch Forschungsfelder gekennzeichneten) Grenzen klar zuordnen. Je ferner die Zeit ist, über die man spricht, desto „objektiver“ (im moralischen Sinn) kann man sie beschreiben. Daher sind Altertumshistoriker oftmals noch viel positivistischer veranlagt als jene, deren Forschungsschwerpunkt näher an der Moderne liegt. Dieses Plädoyer für eine moralfreie Geschichtswissenschaft findet in den modernen politisierenden Strömungen wie beispielsweise in den Frauen- und Geschlechtergeschichten, ebenso aber auch innerhalb der Zeitgeschichte nur sehr selten Anwendung. Logischerweise gilt, je politischer das Forschungsthema, desto weniger „objektiv“ (im moralischen Sinn) werden dessen Darstellungen sein. ⁷⁷

Alle Historiker müssen sich immer wieder des Faktenpositivismus bedienen, **da dieser den Historiker überhaupt zum Historiker macht**. Aber ein sorgsamer Umgang mit den Quellen allein hat mit wissenschaftlicher Objektivität natürlich nichts zu tun. Dennoch gibt es Historiker, deren einziger Forschungsfokus auf eben diesem Quellenumgang liegt. Es ist daher wichtig, innerhalb der positivistischen Geschichtswissenschaft zwischen echten

⁷⁵ Freytag, Kursbuch Geschichte, 104.

⁷⁶ Vgl. Elvert, Einführung, 13.

⁷⁷ Gerade die Vertreter der politisch motivierten, historischen Strömungen sind es ja interessanterweise, die wissenschaftliche Objektivität generell für unmöglich erklären.

Positivisten, Historisten und Faktenpositivisten, den, wenn man so will, reinen Handwerkern innerhalb der Historikerzunft, zu unterscheiden.

Damals wie heute hat eine theoriefreie faktenpositivistische Geschichtsauffassung (am besten illustriert sind solche in Chroniken) für viele Historiker ein großes Maß an Attraktivität. Etzemüller bemerkt hierzu: „In der Regel schreiben Historiker Geschichte, nur selten denken sie darüber nach, *was* sie da tun.“⁷⁸ Faktengetreue Wiedergabe und genaue Kenntnis der Vergangenheit entsprechen auch der Vorstellung der breiten Öffentlichkeit von Geschichte und dem, was Historiker tun.

1.2. Historismus

Der akribische Faktenpositivismus lässt sich, seinem Ursprung nach, auf den Historismus zurückführen, wie er beispielsweise von Ranke vertreten wurde.⁷⁹ Der hielt einst ein Plädoyer dafür, die Geschichte von moralisierenden Vorstellungen zu reinigen⁸⁰ und ermahnte die Historiker dazu, ihr Selbst nicht in ihre Geschichtsschreibung mit einzubinden.⁸¹ Eine ausgearbeitete Methode, die stark der Quelle verhaftet ist, soll eine möglichst objektive Variante der Vergangenheit produzieren können – so lautet auch heute mehrheitlich das Kredo unter den Historikern. Acham meint dazu: „Der Historismus als Positivismus ist vor allem ein Ergebnis der Konkurrenz der Geistes- und Naturwissenschaften; in ihm fand die Verwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften im Sinne des Naturalismus ihren deutlichsten Ausdruck.“⁸² Durch Quellenkritik und intensives Studium glaubt man, ein möglichst originalgetreues Bild von der Vergangenheit erschaffen zu können. Somit gleicht diese Methode den akribischen Protokollen bei naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Schon bei Ranke war die Geschichtswissenschaft etwas grundsätzlich anderes als die Naturwissenschaft. Dazu Iggers: „Rankes Wissenschaftskonzeption ist gekennzeichnet von der Spannung zwischen der expliziten Forderung nach sachlicher Forschung, die alle Werturteile und metaphysischen Spekulationen strikt ablehnt, und den impliziten philosophischen und politischen Grundannahmen, die diese Forschung tatsächlich bestimmen.“⁸³ Denn Iggers betont, dass Ranke seine objektive Geschichtswissenschaft „in

⁷⁸ Etzemüller, Ich sehe, 27.

⁷⁹ Vgl. Goertz, Umgang, 40.

⁸⁰ Vgl. Kjörup, Geisteswissenschaften, 122.

⁸¹ Vgl. Goertz, Umgang, 43.

⁸² Acham, Genese, 45.

⁸³ Iggers, Geschichtswissenschaft, 20.

den Dienst der nationalen und bürgerlichen Sache gestellt“ hat.⁸⁴ Mühlack legt eine andere Auslegung von Ranke vor: „Er proklamierte für die quellenkritische Geschichtsforschung ein neues Ziel: nämlich kein anderes als die geschichtliche Erkenntnis selbst.“⁸⁵ Obgleich auch Mühlack Rankes Historik gewisse politisch motivierte Züge zuerkennt, meint er, diese treten nur insofern auf, als es darum geht, die „Gegenwart über ihre Herkunft aufzuklären.“⁸⁶ Den großen politisch-teleologischen Anspruch, den Nationalstaat durch die Geschichte zu rechtfertigen, sieht Mühlack, im Gegensatz zu Iggers, eher bei Droysen als bei Ranke.⁸⁷

Gerade das Spannungsfeld zwischen proklamiert „objektiver“ Geschichtsforschung und offensichtlich politisch verhafteten Quellen sowie oftmals ideologisch gefärbten Geschichtsdarstellungen kennzeichnet den Historismus besonders. Dass die Objektivität der Quellenauswahl damit oft der Politik zum Opfer fällt, ist eine der Hauptkritiken am Historismus gewesen, ebenso wie die ideologische Untermauerung des Nationalstaates durch den Historismus.

Weil man die gegenwärtige Wirklichkeit durch die Vergangenheit erklären wollte, reichte es nicht aus, nur ein Faktenpositivist zu sein. Selbst wenn Ranke die Geschichte nur um ihrer selbst Willen studieren wollte, ging es in historischen Darstellungen nicht bloß darum, Chroniken zu verfassen. Die Historiker haben von Ranke die Aufgabe erhalten, nach den Intentionen, die in historischen Akteuren stecken und dadurch Ereignissen verursachen, zu suchen.⁸⁸

Für die meisten Historiker reicht die Muße zum Studium früherer Zeiten allein nicht als Begründung ihrer Tätigkeit aus. Historiker haben die Fakten nicht nur zu erschließen, sondern auch zu deuten analog zu den Naturwissenschaften, wo auf die Beobachtung auch immer die Erklärung folgt. Doch gerade in den Erklärungen oder in der Möglichkeit der Erklärung verabschiedet sich der Historismus vom Positivismus.

Die wichtigsten Maximen des Historismus lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Es gibt keine Regeln oder Gesetze, nach denen die Geschichte ihren Lauf nimmt. Also gibt es auch keine, welche historische Fakten erklären könnten.

⁸⁴ Ebd., 25.

⁸⁵ Mühlack, Leopold von Ranke, 27.

⁸⁶ Ebd., 31.

⁸⁷ Vgl. ebd., 30.

⁸⁸ Iggers, Geschichtswissenschaft, 20.

- Jedes Ereignis der Vergangenheit ist einmalig und damit kein gesetzmäßiges Phänomen, weil die „spontanen, unberechenbaren Elemente der menschlichen Freiheit und Kreativität“⁸⁹ den Lauf der Geschichte bestimmen. Mit den Worten Karl Achams: „Normative Verunsicherung ist der Preis für die Zunahme der Freiheit.“⁹⁰

Damit wird allgemeinen Erklärungen, wenn nicht Erklärungen überhaupt, in der Geschichte die Substanz abgesprochen. Der Historist führt den Positivismus, der doch in seiner täglichen Arbeit, der Quellenkritik, so zentral ist, genau genommen ad absurdum. Im Positivismus geht es ja nicht nur um die Beobachtung der Phänomene/Ereignisse, sondern auch um deren Erklärung auf objektiver und gesetzmäßiger Basis. Das Augenmerk des Historisten hingegen liegt besonders auf den handelnden historischen Akteuren, deren Gedanken und Zielen. Weil sie den Individualismus derart hochhalten, ersparen sich die Historisten meistens Auseinandersetzungen mit Theorien. Hans-Jürgen Goertz spricht sogar von einer derart ausgeprägten Theoriefeindlichkeit, dass er einen Kampf der Geisteswissenschaften gegen die Sozialwissenschaften verkündet.⁹¹ Soweit möchte ich mich nicht aus dem Fenster lehnen. Es ist aber auch heute noch bezeichnend für viele faktenpositivistisch arbeitende Historiker, dass sie dieses historistische Individualitätspostulat mitgenommen haben und sich damit jeder Form von Theorie, sowohl in ihrer konkreten Arbeit als auch in der Wissenschaftstheorie, im Allgemeinen entziehen.

Eine solche Form der Geschichtsauffassung hat mit einem wissenschaftlichen Positivismus dann ungemein wenig zu tun und es überrascht nicht, dass wissenschaftsgeschichtlich gesehen sehr bald nach dem Historismus Dilthey die Geisteswissenschaften völlig von den Naturwissenschaften trennte. An die Stelle der Erklärung trat das Verstehen. Damit tritt an die Stelle holistischer Konzeptionen der Partikularismus. „Für Dilthey und die seiner Orientierung nahe stehenden Philosophen und Geisteswissenschaftler gilt, dass sie einen methodologischen Pluralismus befürworteten, der sich gegen das alte Saint-Simonistische Konzept des 'Physizismus' wandte; sie lehnten eine physikalistische Einheitswissenschaft als monistisch ab und plädierten für unterschiedliche Zugänge in der Erfahrung und Erkenntnis der Welt, denen bereits auf der Beschreibungsebene unterschiedliche Kategorisierungen

⁸⁹ Ebd., 19.

⁹⁰ Acham, Genese, 42.

⁹¹ Goertz, Umgang, 53.

‘desselben’ entsprechen sollten.“⁹² Das ändert aber nichts daran, dass sowohl der geisteswissenschaftliche Positivismus als auch der viel populärere Historismus dieselben Wurzeln haben. Und im Gegensatz zu beiden hat der Faktenpositivismus bis heute relativ unverändert überlebt. Dies bedeutet aber keineswegs, dass alle Faktenpositivisten auch dem Individualismus und/oder Partikularismus des Historismus verfallen sind. Daher ist es wichtig, eine Unterscheidung zwischen Historismus, Positivismus und Faktenpositivismus zu treffen, die in der Überblicksliteratur nur allzu oft in einen Topf geworfen werden. Denn sie unterscheiden sich grundsätzlich in ihren epistemologischen Prinzipien.

1.2.1. Hermeneutik

Historisten sind in ihren erkenntnistheoretischen Prinzipien emisch ausgerichtet. Das bedeutet, dass sie Anhänger der hermeneutischen Tradition sind. Sie sind überzeugt davon, dass die Gedanken und Intentionen der handelnden Individuen sowohl das zu erforschende Phänomen darstellen, als auch davon, und dies trifft den Kern der Emik, dass diese das Phänomen auch ausreichend erklären können. Im konkreten bedeutet dies, dass Ereignisse geschehen, weil historische Charaktere bestimmte Absichten haben. Dies schränkt natürlich auch den Quellengattungsbereich ein, auf dessen Basis Historisten arbeiten, wie auch bei Rüsen nachzulesen ist: „Es stehen also Zeugnisse im Vordergrund, die Aufschluss über die Sinnbestimmtheit und intentionale Steuerung vergangenen menschlichen Handelns und Leidens geben.“⁹³

Natürlich läuft aber nicht immer alles nach dem Plan des historischen Charakters. Einerseits gilt es also, nach den Intentionen zu suchen, wobei man, falls Quellen keinen Aufschluss darüber geben, Intentionen hineininterpretieren kann, andererseits betrachtet man dann die konkreten Ereignisse und überprüft, was aus den Intentionen in der historischen Realität geworden ist. Schlussendlich kann man dann Erklärungen dafür abgeben, warum bestimmte Ziele erreicht wurden und andere scheiterten.

Die entscheidende epistemologische Basis dieser historistischen Hermeneutik ist jedoch das Vertrauen in einen universalen Geist. Ohne der Gewissheit, dass es zwischen allen menschlichen Gedankenwelten einen gewissen Gleichklang gibt, kann der Historist keine Aussage treffen. Nur das Vertrauen in einen universalen menschlichen Geist ermöglicht ihm die Gewissheit, sein Forschungsobjekt *verstanden* zu haben. Und damit vertreten Historisten

⁹² Acham, Genese, 40.

⁹³ Rüsen, Historische Orientierung, 114.

trotz **emisch** ausgerichteter Forschungsperspektive einen **epistemologischen Universalismus**, weil sie davon ausgehen, dass die Wirklichkeit für jeden gleichermaßen erkennbar ist.⁹⁴

Die praktische Umsetzung dieses universalen Geistes erfolgt mehrheitlich unter dem Postulat rational handelnder Individuen. Max Weber hat diesen Ansatz als einen Idealtypus vertreten, dementsprechend relativierte er die ausschließliche Zweckrationalität menschlichen Handelns bereits ein wenig, wenngleich er es als Analyseelement beibehielt.⁹⁵

1.3. Positivismus

Die Positivisten unter den Historikern sind diejenigen, die epistemologisch gesehen mit den Naturwissenschaften noch am ehesten artverwandt sind. Sie glauben an eine objektiv beschreibbare Realität bzw. Vergangenheit und widmen ihre forschende Aufmerksamkeit ihrer Darstellung. Sie haben in der Praxis oftmals relativ wenig Interesse an Wissenschaftstheorie, da die Erschließung und anschließende Darstellung von Fakten nicht unbedingt ein besonders ausgeprägtes theoretisches Gerüst braucht bzw. gerade die moderne Wissenschaftstheorie schon lange daran (ge)arbeitet (hat), dem Positivismus sprichwörtlich den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Dennoch gibt es natürlich auch Lehrbücher und wissenschaftstheoretische Abhandlungen von positivistisch ausgerichteten Historikern.

Einen Vertreter des historischen Positivismus - mit wissenschaftstheoretischen Bestrebungen - ist Volker Sellin. Er macht klar: „Die Geschichtswissenschaft hat es mit dem Konkreten, mit der Wirklichkeit zu tun.“⁹⁶ Er unterscheidet die Aufgaben des Historikers in zweierlei Hinsicht: So unterscheidet er das Feststellen der historischen Tatsache von der Interpretation dieser historischen Tatsache.⁹⁷ Im ersten Fall ist Objektivität – ebenso wie in den Naturwissenschaften – ein erreichbares Ziel. Denn für Sellin steht fest: „Einer Wissenschaft die Objektivität abzusprechen, heißt natürlich, ihren Charakter als Wissenschaft in Frage zu stellen.“⁹⁸ Historische Interpretationen dagegen stehen auf keinem so festen Fundament. Sie

⁹⁴ Zumindest innerhalb der akademischen Gemeinschaft vertreten Historiker diesen Ansatz. Dass die immer wieder auftretende Diskriminierung von anderen Klassen oder Rassen (oder auch Frauen) in Wahrheit eine *Standpoint Epistemology* zu Gunsten des *homo academicus* ist, muss hier, aufgrund des allgemeinen Anspruchs dieser Charakteristik, einmal außen vor gelassen werden.

⁹⁵ „Entsprechend der Trennung von strukturell Erfassbarem und dem >>Rest<< wird das historische Subjekt als zweckrational handelndes Subjekt konzipiert, eine idealtypische Konstruktion, die Max Weber allerdings mit der Einsicht darüber verknüpfte, dass über die Werte und Ziele dieses Subjekts nicht rational entschieden werden könne (was offen lässt, inwieweit diese Ziele selbst rational sind).“ Sarasin, *Geschichtswissenschaft*, 15.

⁹⁶ Sellin, *Einführung*, 95.

⁹⁷ Ebd., 36f.

⁹⁸ Ebd., 185.

erhalten ihre Wissenschaftlichkeit durch ihre Nachprüfbarkeit.⁹⁹ Denn „[d]ie Überprüfung entspricht der Wiederholung eines Experiments im Labor der Naturwissenschaften.“¹⁰⁰ So wird, in typisch positivistischer Manier, das als wissenschaftliche Tatsache anerkannt, was durch Empirie bestätigt werden kann.

So wie in den Naturwissenschaften soll man aber nicht nur Tatsachen feststellen und diese erklären, sondern darüber hinaus soll Wissenschaft noch einen (anderen) Nutzen haben: „Wir wünschen uns keinen positivistischen Antiquar sondern einen abwägenden, vergleichenden, analysierenden und die Dinge auf den Begriff bringenden Historiker.“¹⁰¹

Sellin hat in seiner Abhandlung über die Geschichtswissenschaft auch einige Argumente, die üblicherweise gegen den Positivismus angewendet werden, eingebaut. Beispielsweise die Kritik, die ständig als Widerlegung der Objektivität verwendet wird, wonach jeder Historiker ja nur die Geschichte schreibt, die ihn interessiert, was per definitionem dann schon Objektivität auszuschließen scheint: „Die Aussagefähigkeit einer Quelle hängt freilich auch davon ab, was der Historiker aus ihr herauslesen möchte, das heißt, welche Fragen er an sie stellt.“¹⁰² Er beharrt allerdings darauf, dass man durch kritische Reflexion der eigenen Tätigkeit objektiv sein kann und erläutert, dass jene, die Objektivität für unmöglich erklären, den Begriff falsch verstanden hätten: „Objektivität in diesem Sinne liefe auf eine vollständige Rekonstruktion der Vergangenheit hinaus.“¹⁰³

Er bleibt folgenden positivistischen Doktrinen treu:

- Es gibt eine **objektive Realität**, die vom Forscher **wahrgenommen werden kann** und deren Erreichen somit **das Ziel des wissenschaftlichen Arbeitens an sich ist**. Damit vertritt er einen **epistemologischen Universalismus**.
- Aus der Beobachtung dieser Realität lassen sich **Gesetze von allgemeiner Gültigkeit** ableiten, die durch Erfahrung wieder bestätigt werden müssen (= **Nomologie**).

⁹⁹ Ebd., 116.

¹⁰⁰ Ebd., 194.

¹⁰¹ Ebd., 190.

¹⁰² Ebd., 49.

¹⁰³ Ebd., 189.

Obwohl alle Historiker ihrer Geschichtsschreibung eine gewisse Relevanz (und in jedem Fall Wissenschaftlichkeit) zurechnen, gibt es kaum Geisteswissenschaftler, die sich zu einer erkennbaren, objektiven, historischen Realität bekennen. Sie schreiben also Geschichte; von deren „Wahrheit“ oder „Tatsächlichkeit“ sie nicht überzeugt sind. Volker Sellin ist in seinem klaren Bekenntnis zur Objektivität und damit zum Positivismus eine Ausnahmeerscheinung in modernen Zeiten.

Sören Kjörup beispielsweise vertritt auch einen eher positivistischen Zugang zur Geschichtswissenschaft: „Wir setzen also voraus, dass es uns möglich ist, wesentliche Züge der Gegenwart >so wie sie eigentlich< ist zu erkennen. [...] Meine Antwort ist, dass wir die Vergangenheit im Prinzip genauso gut kennen können wie die Gegenwart. In mancher Hinsicht sogar besser, weil die Distanz einen Überblick ermöglicht.“¹⁰⁴ Er kann sich aber nicht gegen die relativistischen Tendenzen der Postmoderne zur Wehr setzen und muss schließlich einräumen, dass jeder Historiker seine Geschichte konstruiert und dass selbst die Fakten theorieabhängig sind.¹⁰⁵ In dieselbe Sparte gehört auch Karl Brunner, wenngleich dieser der Postmoderne noch viel näher steht. Er will weder die Wissenschaftlichkeit noch die wissenschaftliche Objektivität völlig aufgeben, dennoch besteht sein Einführungsbuch fast ausschließlich aus relativierenden Aussagen. Schlussendlich entzieht Brunner nämlich auch den Naturwissenschaften den Objektivitätsanspruch, indem er sie mit den nicht-objektiven Geistes- und Kulturwissenschaften auf dieselbe Stufe stellt. Im platonischen Sinne können alle Wissenschaftler, egal ob im Metier des Geistes oder der Natur, laut Brunner nämlich nur Abbilder der Wirklichkeit wahrnehmen. Dementsprechend ist eine Aussage also im objektiven Sinne doppelt verfälscht: Einerseits, weil man nur ein Abbild der Wirklichkeit und nicht die Wirklichkeit selbst wahrnehmen kann, andererseits, weil man sich dann nur subjektiver Beschreibungssysteme bedienen kann, um das Abbild der Wirklichkeit auszudrücken. - „Doch wie differenziert auch immer, Mathematik ist auch nur ein Beschreibungssystem. Keine Mathematik entspricht der Wirklichkeit oder **gibt sie exakt wieder** [Hervorhebung durch die Verfasserin]. Man beschreibt mit ihrer Hilfe begrenzte Ausschnitte der Erkenntnis, wie ein Modell in bestimmter Weise einem Vorbild nahe kommt.“¹⁰⁶ Nun würde wohl auch kein Mathematiker auf die Idee kommen zu behaupten, dass eine mathematische Formel, die einen mechanischen Prozess darstellt, genau dasselbe ist wie dieser Prozess selbst. Dennoch sind die Beschreibungssysteme der Naturwissenschaften

¹⁰⁴ Kjörup, Geisteswissenschaften, 135.

¹⁰⁵ Ebd., 128.

¹⁰⁶ Brunner, Einführung, 16.

so angelegt, dass sie dem tatsächlichen Prozess so gut als möglich entsprechen sollen, so als wären sie dieser Prozess¹⁰⁷ (ein Prozess, den es unabhängig vom Beobachter tatsächlich gibt, auch wenn er für jeden Beobachter womöglich anders aussieht). Obwohl die Mathematik nur ein Beschreibungssystem ist, gibt sie trotzdem die Wirklichkeit **exakt wieder**, denn könnte sie die Wirklichkeit nicht **exakt wieder geben**, würde keine Technik dieser Welt funktionieren. Wissenschaftliche Arbeit besteht auch in den Naturwissenschaften darin, Beschreibungssysteme zu entwickeln, die sich der objektiven Realität durch Verifikation immer weiter annähern. Das würde Brunner wohl auch nicht bestreiten. Dennoch fühlt er sich bemüßigt, ständig auf die Relativität und Unvergleichbarkeit von Erfahrungen hinzuweisen, weil er einem idealistischen und individualisierenden Paradigma anhängt, welches einen starken Einfluss der Postmoderne offensichtlich macht.

Für Volker Sellin sind Fakten, wie oben schon erläutert wurde, objektiv, trotz aller postmodernen Relativierungstendenzen. Die historische Interpretation verdient sich durch schlüssige Argumentation und Nachprüfbarkeit ihre Wissenschaftlichkeit – also ihre Objektivität – ebenso wie eine Hypothese in den Naturwissenschaften.

Abseits dieser theoretischen Überlegung für oder gegen die positivistische Geschichtswissenschaft besteht ein Großteil der Forschung natürlich aus Tatsachenfeststellung, egal ob es sich um objektive oder relative Tatsachen handelt.¹⁰⁸ Faktenpositivismus ist zwar noch kein ausreichendes Kennzeichen für einen positivistischen Historiker, denn ein echter Positivist ist – trotz seinem potentiell vorhandenen Interesse an emischen Perspektiven – **Etiker**. Er erklärt historische Begebenheiten nicht nur durch die Perspektiven der Beteiligten, sondern versucht eine objektive Zusammenschau. Trotz aller Liebe zum historischen Detail kann die Wissenschaft nicht nur aus genauen Studien dieser Details bestehen. Sie ist ja gerade das Streben nach einer objektiven Darstellung, die wie in den Naturwissenschaften, nach Gesetzmäßigkeiten und Gesetzen in der Geschichte sucht. Aufgrund der Verschränkungen zwischen Faktenpositivismus und Positivismus basiert die

¹⁰⁷ In der Erkenntnistheorie hat man sich darauf geeinigt, das als Wirklichkeit zu akzeptieren, was von unabhängigen Beobachtern wahrgenommen werden kann. Deduktive, logische Sätze wie in der Mathematik müssen an dieser Wirklichkeit getestet werden und werden verworfen, wenn sie ihr nicht entsprechen. Eine abstrakte Wirklichkeit, die unabhängig von einem Beobachter existiert und von diesem nicht wahrgenommen werden kann, kann niemals Gegenstand der Wissenschaft sein; im Gegenteil, es gäbe es keine Wissenschaft, wenn man von nicht-wahrnehmbaren Wirklichkeiten ausgeht. Vgl. z.B. Karl Popper, Logik der Wissenschaft oder Carl Gustav Hempel, Philosophie der Naturwissenschaften.

¹⁰⁸ Kjörup schreibt dazu beispielsweise: „Man stößt auch bei einzelnen Wissenschaftlern auf positivistisch angehauchte Überzeugungen, ohne dass sie sich der Herkunft ihrer Überzeugungen völlig bewusst sind.“ Kjörup, Geisteswissenschaften, 273.

Geschichte jedoch immer größtenteils auf Einzelbeschreibungen und Narrativität, dies ist auch bei den Positivisten so. Dennoch soll auf die Beobachtung eines Phänomens (im Falle des Historikers meistens eher das Ereignis) dessen Erklärung erfolgen, die es im Idealfall ermöglicht, nämlich „**das viele Einzelne aus einem möglichst allgemeinen Prinzip zu erklären.** [Hervorhebung durch die Verfasserin]“¹⁰⁹ Positivismus deckt jedoch kein ganzes Paradigma ab, da er hauptsächlich ein epistemologisches Prinzip darstellt. Wie Habermas formuliert: „Der Positivismus erklärt den Bereich geschichtlicher Entwicklungen für nicht theoriefähig und empfiehlt eine Arbeitsteilung zwischen nomologischen und narrativen Aussagen.“¹¹⁰

1.4. Zusammenfassung

Die theoretischen Prinzipien des Historismus lassen sich auf das **Individualitätspostulat** und die **Hermeneutik** einschränken. Diese beiden lassen wegen ihres subjektiven Charakters keinen Raum für andere theoretische Prinzipien. Wenn jede Handlung einmalig und abhängig vom sie ausführenden Geist ist, dann kann man alles, was sich durch die Quellenbasis oder populäre psychologische Modelle rechtfertigen lässt, in das handelnde Individuum hineindenken. Eine objektive Überprüfung von Intentionen und Gedankengängen ist nicht möglich, daher kann über die Ergebnisse der Historisten, sofern sie vom Faktenpositivismus abweichen, auch nicht weiter wissenschaftlich diskutiert werden. Oder wie Popper es ausdrückt: „[...] [I]n der Regel lassen sich solche historischen ‚Standpunkte‘ oder ‚Einstellungen‘ nicht prüfen. Sie können **nicht widerlegt werden** [Hervorhebung durch die Verfasserin], und scheinbare Bestätigungen sind wertlos, selbst wenn sie so zahlreich sind wie die Sterne am Himmel.“¹¹¹

Während die epistemologischen Prinzipien des Positivismus Objektivität und Etik sind, reicht es im Historismus, sich der Objektivität nur versuchsweise anzunähern. Bis zu einem gewissen Grad könnte man auch von einem relativistischen Standpunkt aus noch Historist sein, wenngleich die ursprünglichen Historisten an ihre objektive Wiedergabe der Vergangenheit und vor allem an das objektive Zutreffen ihrer Interpretationen zu glauben schienen. Das ist im Gegensatz zum Positivismus für den Historismus aber nicht zwingend.

¹⁰⁹ Sellin, Einführung, 79.

¹¹⁰ Habermas, Über das Subjekt, 392.

¹¹¹ Popper, Das Elend des Historizismus, 118.

Für Karl Acham steckt schon im älteren Historismus ein ausgeprägter Relativismus, wie er vor allem für die Postmoderne kennzeichnend ist. Er spricht schon zur Jahrhundertwende von einer „Radikalisierung der relativistischen Bestrebungen“¹¹² und sagt: „Der Wandel der Erkenntnisinhalte ist eine selbstverständliche Voraussetzung und Konsequenz einer sinnhaften Rede vom Fortschritt der Wissenschaften; dass aber die Kriterien der Erkenntnis, gleich wie jene der Moral und der Ästhetik, als im selben Sinne wandelbar aufgefasst wurden wie vorhin die Inhalte mithilfe dieser Kriterien gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse macht die eigentliche Schärfe jenes kognitiven Relativismus aus, der ein 'Historismus zweiter Ordnung' ist.“¹¹³

Da der Positivismus in erster Linie ein epistemologischer Zugang ist, kann man auf dieser Ebene noch keine allgemeinen theoretischen Prinzipien herausarbeiten. Im Historismus hingegen stechen gerade die wenigen theoretischen Prinzipien hervor:

- Die Geschichte erhält ihre Bedeutung von den Akteuren auf der weltpolitischen Bühne, die sie gestalten. Deren Ziele, Ideen und Intentionen sind es, die den Lauf der Welt lenken und das Studierenswerte in der Geschichte verkörpern.

Logischerweise ist jegliche politische Geschichtsschreibung, sofern sie sich mit den Personen befasst, damit automatisch historistisch ausgerichtet. Und logischerweise inkludiert ein historistischer Zugang immer auch einen gewissen Psychologismus.

2. Geschichtsphilosophie

Über den Terminus Geschichtsphilosophie alleine ließen sich wahrscheinlich ganze Diplomarbeiten füllen. Die Schnittstellen zwischen Geschichte und Philosophie sind so alt wie die Geschichtsschreibung selbst.¹¹⁴ Dennoch möchte ich Geschichtsphilosophie nicht wie beispielsweise Richard Schäffler verstehen, der jegliches Nachdenken und Philosophieren

¹¹² Acham, *Genese der Sozialwissenschaften*, 39.

¹¹³ Ebd., 65.

¹¹⁴ Vgl. Eckel/Etzemüller, *Vom Schreiben*, 7f.

über und mit Geschichte als Geschichtsphilosophie bezeichnet.¹¹⁵ Auch nicht wie Hans-Dieter Klein, der ebenfalls vorrangig die methodologische Komponente der Geschichtsphilosophie als Grundlagendisziplin der Geschichte betont.¹¹⁶ Denn beide konzentrieren sich fast ausschließlich auf die wissenschaftstheoretischen Grundlagen und beschäftigen sich damit weniger mit Geschichtsphilosophie als vielmehr mit der Wissenschaftstheorie dieser Disziplin. Die ältere Form der Geschichtsphilosophie, die sich in erster Linie durch Welterklärungsmodelle auszeichnet, wird damit völlig außen vor gelassen. William Dray macht auf diese konkrete Unterscheidung aufmerksam, indem er die ältere Form der Geschichtsphilosophie als „speculative philosophy of history“ bezeichnet und die moderne Form der Geschichtsphilosophie mit „critical philosophy of history“ bezeichnet.¹¹⁷ „Speculative philosophy of history“ sind demnach alle holistischen Geschichtsdarstellungen oder Welterklärungsversuche von Hegel bis Toynbee („[...] a search for ultimate meanings in the record of the past [...]“), während „critical philosophy of history“ mehr jenen Bereich kennzeichnet, den man auch unter Erkenntnis- und/oder Wissenschaftstheorie verorten kann. Dray sagt hierzu: „It is rather to clarify and, where it seems appropriate, to offer a critique of the framework of basic concepts and assumptions within which historians conduct their enquiries, and which they expect their readers to share [...]. What they want ultimately to be able to do is to locate history on the map of knowledge, to integrate satisfactory view of historical enquiry into a general theory of human knowledge, something which few past epistemologies have made very serious attempts to do.“¹¹⁸

Wenn man aber gezielt zwischen historischer Wissenschaftstheorie und Geschichtsphilosophie unterscheiden möchte, erweist sich auch Drays Unterscheidung als wenig zielführend. Genauso gut kann man nämlich die Wissenschaftstheorie als Wissenschaftstheorie ausweisen und braucht dafür nicht den Terminus Geschichtsphilosophie bemühen. Schließlich gibt und gab es das kritische Hinterfragen des wissenschaftlichen Tuns schon immer, die erkenntnistheoretischen Fragen danach, was man überhaupt wissen kann, haben sich immer mit den an der Praxis orientierten Fragen, wozu man etwas in Erfahrung bringen sollte, gepaart. Es ist sozusagen die philosophische Komponente einer jeden Wissenschaft, von ihren frühesten Anfängen an, eben ihre Wissenschaftstheorie. Gerade die *speculative philosophy of history*, die eine eigene Form der Philosophie wäre und nicht das

¹¹⁵ vgl. Schäffler, Geschichtsphilosophie, Einleitung.

¹¹⁶ Vgl. Klein, Geschichtsphilosophie.

¹¹⁷ Vgl. Dray, Philosophy and Historiography, 763f.

¹¹⁸ Ebd., 765.

wissenschaftstheoretische Versatzstück jeder Wissenschaft, wird von Dray völlig außen vorgelassen mit der Argumentation, dass sie heute nicht mehr gültig wäre. Wenn etwas nicht mehr aktuell ist, scheint es wertlos, sich damit überhaupt zu beschäftigen. Ohne den vorherigen Satz jedoch zu bejahen, stellt sich die Frage: Ist Geschichtsphilosophie wirklich nicht mehr aktuell?

Wenn wir also die Geschichtsphilosophie von der Wissenschaftstheorie scheiden, was bleibt dann noch übrig? Der Rahmen, der die Geschichtsphilosophie abdeckt; muss in jedem Fall genauer spezifiziert werden, als dies bei Dray der Fall ist. Bei Herta Nagl-Docekal findet sich eine Definition, die auf Voltaire zurückgeht. Demnach ist Geschichtsphilosophie einerseits der Versuch einer Zusammenschau, also die Konstruktion **einer** Geschichte, andererseits ist diese Geschichte dann auch mit einem Aufklärungsideal verbunden, wonach sie den „Fortschritt der Menschheit zum Besseren“ bezeichnet.¹¹⁹ Während dem ersten Punkt absolut zuzustimmen ist, kann man, was den Fortschrittsgedanken anbelangt, durchaus Zweifel anbringen. Es gibt sehr viele zyklische Geschichtsmodelle, die man eigentlich nur unter dem Begriff Geschichtsphilosophie einordnen kann, die aber, weil sie nicht auf die Erlösung der Menschheit abzielen, dann aus Nagl-Docekals Definition herausfallen würden. Ein gutes Beispiel dafür findet sich in Ibn Khaldun, der lange vor der Aufklärung über einen zyklischen Geschichtsverlauf nachgedacht hat und der sich selbst nicht als Philosophen, sondern als Historiker sah (und andererseits als einer der ersten Soziologen bezeichnet wird). Oder auch bei Machiavelli, der in seinen Discorsi das platonisch-aristotelische Geschichtsbild übernimmt. Daher würde ich die Implikation eines positiven Fortschritts nicht unbedingt als Bedingung für Geschichtsphilosophie herausgreifen, so wie Nagl-Docekal dies in ihrem Buch „Der Sinn des Historischen“ tut.

In theoretischer Hinsicht ist, um Drays passenden Terminus zu bemühen, die spekulative Geschichtsphilosophie das exakte Gegenstück zum Historismus. Obwohl konkrete Ereignisse und Personen auch in geschichtsphilosophischen Abhandlungen vorkommen können, dienen sie dort nur als Exempel, niemals als ursprüngliche Kausalität. Die Geschehnisse auf der Welt folgen nicht dem Willen einzelner historischer Akteure, insofern sind sie bis zu einem gewissen Grad belanglos, selbst wenn sie Unikatscharakter besitzen.

Die Geschichte, so lautet eine wesentliche Prämisse der Geschichtsphilosophie, folgt entweder einem **vorgegebenen Muster** oder hat **einen bestimmten Sinn** bzw. ein Ziel.

¹¹⁹ Nagl-Docekal, Geschichtsphilosophie, 7.

Mit den Worten Baumgartners ist Geschichtsphilosophie „ein systematisches, die ganze Geschichte umgreifendes Konzept“¹²⁰, welches Theorien entwickelt, die „Einblick nehmen in das Wesen, in Ursprung, Ziel und Verlauf des Gesamtprozesses >Geschichte<“. ¹²¹

Die starken metaphysischen Komponenten eines solchen Zugangs sind offensichtlich und vielfach gehen Geschichtsphilosophie und Religiosität (bzw. religiöse Elemente) Hand in Hand. Dies zeigt sich bei Hegels Weltgeist oder dem eben erwähnten Muslimen Ibn Khaldun und dessen zyklischer Geschichtsdarstellung. Gerade diese religiöse Implikation hat die Geschichtsphilosophie von Anfang an in Verruf gebracht. Denn diese Philosophie, die in ihren stärksten Ausprägungen wohl ein Kind des deutschen Idealismus war (von Hegel über Herder, Fichte u.a.), wurde unter Historikern nicht gut aufgenommen, weil sie gegenüber historischen Fakten nicht bestehen konnte. Ranke und sein historistisches Gefolge kritisierten solche Geschichtsdarstellungen aufs Schärfste. In seiner historischen Entstehung ist der Historismus als Gegenbewegung zur Geschichtsphilosophie zu verstehen.¹²²

Geschichtsphilosophen waren meistens Philosophen, die ohne genaue Kenntnis der Geschichte Theorien über deren Verlauf aufstellten, die in der Praxis nicht standhalten konnten.¹²³ Überdies standen idealistische Geschichtsphilosophien auch logisch immer auf wackligem Fundament. Die Geschichte wird in den Dienst eines nicht evaluierbaren Basisbegriffs gestellt (Gott, die Vernunft oder das Lebens) und die historische Entwicklung wird damit übereingestimmt. Findet man den Basisbegriff, erlaubt er die Einsicht in den ganzen Prozess (entweder ist alles von Gott geleitet oder der Vernunft usw.). Somit sind es nicht nur dem Detail freundlich gesinnte Historiker, sondern auch logisch konsequente Philosophen, welche die natürlichen Feinde der idealistischen Geschichtsphilosophien darstellen. Baumgartner hat richtig erläutert, dass solche Geschichtsphilosophien „immun gegen Kritik“¹²⁴ sind. Sie sind nämlich weder widerlegbar noch überprüfbar und damit wissenschaftlich wertlos. Doch geht mit Ablehnung von ungenügenden metaphysischen Theorien eine Zurückweisung jeglicher Geschichtsphilosophie rechtmäßig Hand in Hand?

So wie jede extreme Position hat sich auch die totale Ablehnung der Geschichtsphilosophie immer wieder Gegenpositionen geschaffen. Während im 18. und frühen 19. Jahrhundert der deutschsprachige Raum viel über den Sinn von Geschichte philosophierte, eroberte sich der

¹²⁰ Baumgartner, Philosophie der Geschichte, 153.

¹²¹ Ebd., 152f.

¹²² Vgl. Iggers, Geschichtswissenschaft, 21f.

¹²³ Vgl. Caneiro, Muse of History, 5.

¹²⁴ Baumgartner, Philosophie der Geschichte, 161.

englischsprachige, aber auch der französische Raum im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert geschichtsphilosophisches Territorium. Dieses Territorium wurde sogar zu einer eigenen Disziplin, nämlich der Soziologie, die mit der Geschichte in weiterer Folge um die Erklärung des weltlichen Verlaufs konkurrierte.¹²⁵

In einer Zeit, als die modernen Wissenschaften noch nicht institutionell verankert waren, ist es schwierig, konkret zwischen Soziologen, Wirtschaftswissenschaftlern, Historikern und Ethnologen zu unterscheiden. Bis zu einem gewissen Grad kann man nämlich alle frühen Darstellungen **einer** Geschichte bzw. auch **die Suche nach den Prinzipien**, welche die Menschheit leiten, als eine Form der Geschichtsphilosophie begreifen. Lepsius unterscheidet hinsichtlich der Soziologie sogar noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zwischen zwei grundsätzlichen Tendenzen: Die Soziologie habe ihren Gegenstand in der empirischen Sozialwissenschaft, als welche sie auf nomologische Erklärungen gegenwärtiger Phänomene abziele. Durch diese Einschränkung auf Aktualität steht sie in keinem Konkurrenzverhältnis zur Geschichte. Es gibt aber auch einen Teil der Soziologie, der „eine umgreifende Reflexion des gesellschaftlich bestimmten Daseins des Menschen im Vorgriff auf die Verwirklichung anthropologischer Postulate des Menschseins“¹²⁶ zum Gegenstand hat. Diese zweite Tendenz soziologischer Forschung fußt auf dem gleichen Interesse wie die Geschichtsphilosophie und teilt wahrscheinlich deren Modelle und Vertreter.

Wenn wir die frühen, wissenschaftlich weitestgehend anerkannten Vorreiter umfassender Welterklärungsversuche wie beispielsweise Thomas Malthus, Karl Marx, Herbert Spencer, Emile Durkheim oder deren Nachfolger Walt W. Rostow, Eric Hobsbawm, Arnold Toynbee, Claude Levi-Strauss u.a. betrachten, gleichen sie sich alle darin, dass sie Gesellschaft und die gesellschaftliche Entwicklung anhand von wenigen entscheidenden Parametern erklären wollten. Wenn auch ihr Blick zumeist auf die westliche Hemisphäre eingeschränkt war, ändert das nichts an ihrem Streben nach Universalerklärungen. Salopp gesprochen ist es ganz egal, wie die konkreten Theorien ausgesehen haben oder welche Disziplinen deren Vertreter heute für sich vereinnahmen: Die Bestrebungen, **ordnende Prinzipien in die Geschichte** einzuführen, können getrost als Geschichtsphilosophie oder zumindest als deren Nachfolger zusammengefasst werden. Dahinter stecken uralte universalhistorische Ansätze, die zwar schon mehrmals zum Tode verurteilt wurden, die sich aber dennoch immer wieder in die diversesten wissenschaftlichen Disziplinen einschleichen.

¹²⁵ vgl. Caneiro, *Muse of History*, 2.

¹²⁶ Lepsius, *Geschichtswissenschaft*, 124.

Alle Geschichtsphilosophien lassen sich unter **etischer Erkenntnistheorie** mit vorrangig **deduktiver Methode** einordnen.

Keines der großen geschichtsphilosophischen Konzepte – sei es der Weltgeist oder der Marxismus, um nur zwei Beispiele zu nennen – konnte in seiner ursprünglichen Form bis in die heutige Zeit überleben. Noch mehr als der ältere Historismus ist die spekulative Geschichtsphilosophie heute ein verrufenes, altes, längst nicht mehr lebensfähiges Konzept. Geschichtsphilosophische Darstellungen scheinen sich weder zu bewahrheiten noch den Ansprüchen der modernen Forscher an „Wissenschaft“ zu entsprechen. Nicht nur in der Geschichtswissenschaft hat man sich von den großen Theorien verabschiedet. Egal ob Soziologie, Ethnologie oder Ökonomie, die großen erklärenden Konzepte wurden immer wieder damit angegriffen, dass sie einerseits der Prüfung durch die Fakten nicht standhalten konnten, also dass zumindest nicht jedes verfügbare Faktum einen proklamierten historischen Prozess bestätigte, andererseits wurden die Welterklärungen in vielen Fällen auch dazu benutzt, ihre Einsicht in die Verläufe der Geschichte zu nutzen, um diese gezielt zu verändern und zu beeinflussen. Die besten Beispiele hierfür finden sich in dem, was aus dem Marxismus nach der Oktoberrevolution wurde und dem, was die Nationalsozialisten politisch aus der Evolutionstheorie gemacht haben.

Wodurch kennzeichnen sich die Erben der Geschichtsphilosophie heute?

- Auch wenn eine überwältigende Mehrheit die Suche nach **einer** Geschichte oder einem *prime mover* heute scharf verurteilt, bedeutet dies weder, dass man die Suche nach **ordnenden Prinzipien/Elementen** aufgegeben hat, noch dass die Geschichtsphilosophie völlig ad acta gelegt wurde. Dies belegen die immer wieder bemühten Rettungsversuche von alten Konzepten.
- Sowohl **Gesetzmäßigkeiten** als auch **übergeordnete, verallgemeinernde, deduktive Konzepte** existieren noch in der modernen Forschungslandschaft. In der Wissenschaftstheorie wurde der (positivistische)

Glaube an die Einheit der Wissenschaften noch nicht
von allen zum Tode verurteilt.

- Die **Suche nach einer Weltgeschichte** ist ebenso wenig vorbei wie die Hoffnung, dass man **aus der Geschichte** lernen und **die Welt verbessern** kann, aufgegeben wurde.

Aus diesem Grund werden die folgenden Großkonzepte unter dem Terminus Geschichtsphilosophie gestellt. In vielen Paradigmen finden sich starke Ähnlichkeiten dazu und vor allem zu deren Wurzeln in Geschichtsphilosophie.

2.1. Gesetzmäßigkeiten – Geschichte im Bündnis mit Soziologie, Ökonomie und Anthropologie

Die Soziologie ist in die Fußstapfen der Geschichte getreten, wenn es darum geht, menschliches Verhalten abseits einer individuellen Basis zu beschreiben sowie es zu erklären. Soziologische „Geschichtsphilosophien“ bewegten sich aber meistens weniger in Konzepten, die einen Sinn stiften, als vielmehr in Theorien, die Kausalitäten erklären, also im Idealfall **nomologische Gesetze** formulieren. Man könnte fast sagen, dass die frühen soziologischen Positionen auf ihrer Suche nach einer wissenschaftlichen Basis, die sie Richtung Naturwissenschaften führte, eine exakte Gegenposition zu den religiösen Geschichtsphilosophien des 18. und frühen 19. Jahrhunderts darstellten.

Unter dem Kapitel Positivismus sind wir bereits auf Historiker gestoßen, die sich auf die Suche nach Gesetzen machen, auch wenn diese, wie Sellin betont, ihre Gesetze nur selten explizit ausformulieren.¹²⁷ Der Positivismus allein ist jedoch, wie wir gesehen haben, nur ein epistemologischer Zugang und kein vollständiges Paradigma. Erst durch zusätzliche theoretische Gerüste kann man auch von Paradigmen sprechen. Dies bedeutet beispielsweise, dass ein kausaler Mechanismus (z.B. Determinismus) dem Gesetz zu Grunde liegt. Oder aber auch eine eingeschobene Entität (z.B. Struktur) existiert, die als Basis für Kausalerklärungen dient.

¹²⁷ vgl. Sellin, Einführung, 107.

Popper ist ein erklärter Feind jeglicher Geschichtsphilosophie, sein Begriff des Historizismus inkludiert in jedem Fall Geschichtsphilosophie, wenngleich er noch darüber hinausgeht. Er bringt eine scharfkritische Antwort auf die Frage, warum Historiker soziologische Gesetze selten bemühen bzw. warum diese Tätigkeit alleine den Historikern nicht ausreicht. Er sagt: „[I]n den theoretischen Wissenschaften wirken die Gesetze unter anderem als Interessenszentren, auf die Beobachtungen bezogen werden. In der Geschichtswissenschaft können die allgemeinen Gesetze, **die zumeist trivial sind** [Hervorhebung durch die Verfasserin], diese Funktion unter keinen Umständen erfüllen.“¹²⁸ Einerseits ermächtigt die Geschichte laut Popper den Historiker also nur dazu; triviale Gesetzmäßigkeiten auszudrücken, andererseits ist die Geschichte aufgrund ihres Gegenstands per definitionem schon keine Wissenschaft mit einem theoretischen Interesse.¹²⁹ Daher steht Poppers ganzes Werk „Das Elend des Historizismus“ im Zeichen eines Plädoyers für eine Sozialwissenschaft, die sich an den Naturwissenschaften und nicht an den historischen Wissenschaften orientiert, während die Geschichte der Beschreibung dient und von Natur aus an einen Standort gebunden sein muss.

Tatsächlich haben sich Ökonomie, Ethnologie und Soziologie, unabhängig von der Geschichtsschreibung, jedoch (fast) immer unter **Berücksichtigung historischen Materials** (weiter) entwickelt. Somit fungierte die Geschichte immer schon als materielle Basis für die Sozialwissenschaften.¹³⁰

Doch ist eine Geschichtsschreibung, die nicht zu allgemeinen Erklärungen fähig ist, in einem wissenschaftlichen Einheitsmodell immer zu einer Hilfswissenschaft verdammt, weil historische Erklärungen laut Popper als wissenschaftliche Erklärungen immer ungenügend sind, da sich von ihnen keine **allgemeinen Prinzipien** ableiten lassen. Somit muss sich die Geschichte entweder damit begnügen, den Sozialwissenschaften Material zu liefern, oder sie muss sich eben als Mußstudium selbst genug sein.

Der praktizierende Historiker, der sich selbst als Wissenschaftler sieht, will sich nicht damit abfinden; nur eine Hilfswissenschaft zu betreiben. Auch der Gedanke, all sein Bestreben und

¹²⁸ Popper, Historizismus, 117.

¹²⁹ vgl. Ebd., 112.

¹³⁰ Lepsius betont die Bedeutung der Geschichte für die Soziologie besonders: „Selbst ein einfacher Vergleich über wenige Jahrzehnte kann nur durchgeführt werden, wenn die zum Vergleich herangezogene Periode in ihrer kulturellen Konfiguration und ihrem Institutionsbestand ausreichend exploriert ist und die empirischen Materialien auf ihren damaligen Aussagewert hin überprüft sind.“ Lepsius, Geschichtswissenschaft, 135.

Wissen sei nur Muße – ausschließlich Liebe zum Gegenstand ohne großen Erkenntnisgewinn – wird ihm in den seltensten Fällen gefallen. Selbst jene Historiker, die allgemeine Prinzipien und Objektivität (und alles, was im wissenschaftlichen Sinne sonst noch als wissenschaftliche Basis gilt) bestreiten und kritisieren, wollen der Geschichte nicht ihren Status als Wissenschaft absprechen. Da definieren sie lieber Wissenschaft neu. So wie Dilthey mit seiner Begründung der verstehenden Geisteswissenschaften oder die Postmodernisten mit einer Auffassung von Wissenschaft, die eigentlich jede Form von Erkenntnis und Erkenntnisgewinn inkludiert. Aus diesen Gründen haben viele Historiker schon vor Poppers Zeit versucht, sich entweder auf eine historistisch-hermeneutische Basis zu stützen oder sich mit den anderen Wissenschaften vom Menschen kurz zu schließen, um mehr zu sein als bloß deren Quellenbasis.

Während sich im Europa des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Geschichtswissenschaften in Rankescher Tradition darum bemühten, den Nationalstaat zu legitimieren und einem politischen Personenkult huldigten, setzten sich die Sozialwissenschaften vor allem mit zwei großen Konzepten auseinander: Evolutionismus und Strukturalismus, zwei verschiedenen Grundformen soziologischer Paradigmen. Diese beabsichtigten vor allem eines: Gesellschaften und ihnen inhärente soziale Phänomene zu erklären. Und es gab im Laufe der Zeit viele Historiker, die sich solchen erklärenden Schulen anschlossen und nicht weiter nationalstaatliche Legitimation betrieben oder sich einführend in andere Zeiten begeben wollten.

Einer der berühmtesten englischsprachigen Laudatoren für eine sozialwissenschaftliche Geschichtsschreibung war der Ire John B. Bury, der oftmals Erwähnung als Geschichtsphilosoph findet.¹³¹ Caneiro reiht ihn in die Tradition der Geschichtsphilosophie¹³² ein und bringt folgendes Zitat, das exemplarisch wohl für das Bedürfnisse vieler Historiker steht, nicht bloß Faktensammler und Beschreibende zu sein: „Facts must be collected, and connected, before they can be interpreted; but I cannot imagine the slightest theoretical importance in a collection of facts or sequences of facts, unless they mean something in **terms of reason**, unless we can hope to **determine their vital connection in the whole system of reality** [Hervorhebung durch die Verfasserin].“¹³³

¹³¹ Moore, World History, 942.

¹³² In diesem Fall ist erwähnenswert, dass das Kapitel des Buches, in dem Bury vorkommt, den Titel “The Philosophy of History Reembraced” trägt.

¹³³ Caneiro, Muse, 10.

Im deutschsprachigen Raum war Karl Lamprecht einer der ersten, der die Geschichte mit der Sozialwissenschaft verschränken wollte. Ähnlich wie Emile Durkheim im Falle der Soziologie kritisiert auch Lamprecht im Rahmen der Geschichtswissenschaft die Vorherrschaft der Individualpsychologie als Erklärungsbasis.¹³⁴ Für ihn kann der eingeschränkte Blickwinkel der Historiker auf das „besondere Singuläre“ keinen bedeutenden Erkenntnisfortschritt auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften bewirken. Daher sagt er: „Ein dunkler Drang, auf dem Gebiete der menschlichen Geschichte dasjenige zu finden, was der Naturforscher ein Gesetz nennt, ist mit immer größeren Ansprüchen hervorgetreten.“¹³⁵ Somit schließt auch Lamprecht sich dem positivistischen Gedankengut einer Einheit der Wissenschaften an.¹³⁶ Im Gleichklang mit den methodologischen Holisten argumentiert er, dass die Gesellschaft etwas grundsätzlich anderes sei, als bloß die Summe der Individuen und daher nicht mit Individualpsychologie erklärt werden könne. Und es ist die Gesellschaft bzw. in Lamprechts Sinne die Nation¹³⁷, die Geschichte gestaltet. Zur Lösung des Problems schlägt er Kooperationen mit der Ethnologie, der Wirtschaft und der Statistik vor. Ein interdisziplinärer Ansatz, wie er sich auch bei den Annales findet. Zum damaligen Zeitpunkt war Lamprecht damit jedoch wenig Erfolg beschieden. Iggers führt dies vorrangig auf die politischen Zusammenhänge seiner Zeit zurück.¹³⁸

Am weitaus erfolgreichsten war der Ruf nach einer neuen Geschichtsschreibung in Frankreich. Dort startete die Schule der Annales den Versuch, die Geschichtswissenschaft aus der Krise des Historismus herauszuführen, indem sie sich mit anderen Disziplinen, darunter auch der Soziologie, zusammenschloss: „Only in France [...] was the hegemony of the Rankean tradition effectively challenged.“¹³⁹

Um dem Historismus zu begegnen, zeichneten sich die frühen Annales, wie Rüsen betont, besonders durch zwei Ansätze aus: „In der Form einer integrativen ‘histoire totale’ repräsentiert sie **die Einheit der Menschennatur** im weiten Raum der historischen Erfahrung [...], [a]n die Stelle der Ereignisse tritt **die Struktur**. [Hervorhebungen durch die Verfasserin]“¹⁴⁰

¹³⁴ Lamprecht, Kulturgeschichte, 260.

¹³⁵ Ebd., 262.

¹³⁶ „Alle Wissenschaft ist im tiefsten Grunde eine, darum kann sie auch nur ein großes gemeinsames Ziel haben.“ Lamprecht, Kulturgeschichte, 265.

¹³⁷ Vgl. ebd., 298.

¹³⁸ Iggers, Geschichtswissenschaft, 27.

¹³⁹ Moore, World History, 944.

¹⁴⁰ Rüsen, Historische Orientierung, 87.

Die frühen Arbeiten der Annales waren in erster Linie innovativ und revolutionierten die Geschichtsschreibung. Sie waren jedoch sicherlich nicht methodologisch oder theoretisch kohärent. Eklektizismus in Methoden und Theorien ist überhaupt etwas, wodurch sich Historiker immer schon ausgezeichnet haben. Dennoch haben sie der Geschichtswissenschaft durch ihre Integration des französischen Strukturalismus ein paradigmatisches Erbe mit auf den Weg gegeben.

2.1.1. Strukturalismus

So manches theoretisches Einführungswerk führt den Strukturalismus hauptsächlich auf Saussures Sprachwissenschaft zurück,¹⁴¹ was sicherlich daran liegt, dass seine Konzepte großen Einfluss auf bzw. Nutzen für die Postmoderne hatten und daher auch heute noch häufig rezensiert werden. Dabei handelt es sich hier um ein Konzept, das auch schon früh in der Soziologie Anwendung gefunden hatte, nämlich bei keinem Geringeren als dem Stammvater der französischen Soziologie, Emile Durkheim.

2.1.1.1. Durkheims Erbe

Er hatte argumentiert, dass es eine gewisse gesellschaftliche Struktur geben müsse, die ihrerseits individuelles Verhalten determiniert. Durkheims ganze Rechtfertigung der Soziologie als Wissenschaft leitet sich von dieser gesellschaftlichen Struktur als eigener Untersuchungsentität ab. Er argumentiert, dass man keine Soziologie bräuchte, wenn man die Gesellschaft nicht als eigenen Gegenstand, also als Tatsache oder Entität, anerkennen kann. Wenn man alles auf Individuen zurückführen könnte, müsse man immer im Feld der Psychologie bleiben, die aber durchaus nicht alles zu erklären vermag.¹⁴² Nichts anderes versuchte Durkheim mit seiner Abhandlung über den Selbstmord zu zeigen. Obwohl dieser als individuelles Phänomen begriffen und untersucht werden kann, verdeutlicht Durkheim anhand statistischer Korrelationen, dass Selbstmord mehr ein kollektives Phänomen als ein individuelles Phänomen ist: „Jede soziale Gruppe hat tatsächlich einen Grad der Kollektivanfälligkeit für diesen Akt, der einen ihrer Charakterzüge bildet, und die

¹⁴¹ Vgl. Kjörup, Geisteswissenschaften, 297f.

¹⁴² Vgl. Durkheim, Der Selbstmord, 21.

individuellen Neigungen leiten sich davon ab, statt, wie oft angenommen, ihrerseits Ursache zu sein.“¹⁴³

Giddens streicht heraus, dass Durkheim schon in früheren Werken¹⁴⁴ die Bedeutung der gesellschaftlichen Struktur hervorgehoben hatte. Er definiert Durkheims Struktur so: „The ideals and sentiments which constitute the cultural inheritance of the members of a society are impersonal, that is, they are **socially evolved** [Hervorhebung durch die Verfasserin], and are neither the product nor the property of any specific individual.“¹⁴⁵

Die eigene Entität „Gesellschaft“ hat also ein bestimmtes Element, eine Struktur, die sich auf einzelne Individuen auswirkt. Diese Struktur ist jedoch, ebenso wie die von ihr abgeleiteten Kausalketten und Wirkungsverhältnisse, ein extrem idealistisches Konstrukt. Durkheim hatte gerade im Bereich der Determinationsbeziehungen Anlehnung an den deutschen Idealisten genommen und dies schlägt sich in seinen theoretischen Prinzipien nieder. Giddens hierzu: „Schmoller has shown, Durkheim states, that economic phenomena cannot be adequately studied in the manner of classical economic theory, as if these were separate from **the moral norms and beliefs which govern the life of individuals in society**. There is no society [...] where economic relationships are not subject to customary and legal regulation [...] One can understand nothing of the rules of morality which govern property, contract, work, etc., if one does not know the economic causes which underlie them; and, conversely, one would arrive at a completely false notion of economic development if one neglected the **moral causes** which influence it. [Hervorhebungen durch die Verfasserin]“¹⁴⁶

Durkheim positioniert sich schon in seinen frühen Werken ganz klar zum theoretischen Idealismus, wenngleich dieser bei ihm eine gewisse Rückbindung an die materiellen Faktoren hat. Diese Rückbindung an die materielle Wirklichkeit ist bei Durkheim in erster Linie epistemologischer Natur und kann eventuell durch seine ablehnende Haltung gegenüber dem Pragmatismus verstanden werden.¹⁴⁷

¹⁴³ Ebd., 346.

¹⁴⁴ Giddens betont Schäffels Einfluss auf Durkheim, von dem bereits früher Analogien zwischen Gesellschaften und biologischen Organismen hergestellt wurden.

¹⁴⁵ Giddens, Capitalism, 67.

¹⁴⁶ Ebd., 69.

¹⁴⁷ In „Schriften zur Soziologie der Erkenntnis“ widmet Durkheim der Darstellung des Pragmatismus nach James und Dewey sehr viel Aufmerksamkeit. Er kritisiert die Inkonsistenz im pragmatischen Denken, vor allem die epistemologischen Ansätze, die nach Durkheim Subjekt und Objekt zum selben Gegenstand verschmelzen lassen, sowie den Umstand, dass wissenschaftliche Erkenntnis im Pragmatismus zur Selbstbefriedigung wird. Vgl. Durkheim, Schriften zur Soziologie, 78 – 98.

Die gesellschaftliche Struktur setzt sich aus sehr idealistischen Komponenten zusammen, fast so, als hätte jede Gesellschaft eine eigene Psyche. Dementsprechend geht Durkheim von kollektiven Vorstellungen aus, die das Leben der Menschen beeinflussen. Er schreibt: „Der eigentliche Träger der Ideen und Vorstellungen im Leben der menschlichen Gattung ist das Kollektiv. Alle kollektiven Vorstellungen besitzen aufgrund ihres Ursprungs ein besonderes Ansehen, das es ihnen gestattet sich durchzusetzen. [...] Deshalb können sie sich mit Nachdruck im Bewusstsein festsetzen und hier liegt die eigentliche Kraft der Wahrheit.“¹⁴⁸

Bei Durkheim treten **methodologischer Holismus**, der als sein deutlichstes Erbe an die Sozialwissenschaften betrachtet werden muss, und **Kausalerklärungen auf idealistischer Basis** gepaart auf. Der methodologische Holismus ist ein epistemologisches Prinzip, aus dem logischerweise etische Erklärungen folgen. Durkheims Idealismus ist zwar noch kein ausformuliertes, aber ein theoretisches Prinzip bzw. die Grundlage seiner theoretischen Prinzipien, denn auf der epistemologischen Ebene ist er, wie Marx, Materialist.

Sein recht ausgeprägter Idealismus lässt viel Raum für metaphysische Komponenten und erklärt auch seine intensive Auseinandersetzung mit Religion, die für ihn die soziale Ordnung in einer Gesellschaft ausdrückt und konstituiert.¹⁴⁹ Gerade sein Idealismus war es aber auch, der zu einem bedeutenden Bestandteil des französischen Strukturalismus werden sollte. Harris betrachtet dies als Materialist sehr kritisch und merkt an: „It suffered however from an unfortunate idealist and mentalist bias which eventually overwhelmed all of its virtues and produced a distinct heritage within French anthropology of **concern with the mystical properties of group minds**. [Hervorhebung durch die Verfasserin]“¹⁵⁰

Diese Kritik geht in zweierlei Richtung: Einerseits hatte Durkheim besonders darauf beharrt, die Psychologie und die Soziologie zu trennen, andererseits ging er damit aber nur soweit, den Gegenstand neu zu definieren und nicht wirklich die Methode zu revolutionieren. So geht man zwar von einem gesellschaftlichen Kollektivum aus, dieses ist jedoch wieder analog zu einem Individuum zu denken. Man darf sich keinesfalls dazu verleiten lassen, von einem Individuum auf ein Kollektiv zu schließen¹⁵¹, aber das Kollektiv ist ähnlich dem Individuum beschaffen. Es gibt also kollektive Psychen, die mit denen von Individuen vergleichbar sind und die den Gegenstand der strukturalistischen Soziologie im Sinne Durkheims und seiner

¹⁴⁸ Ebd., 139.

¹⁴⁹ Ebd., 143.

¹⁵⁰ Harris, Rise, 469.

¹⁵¹ Um erneut Giddens zu zitieren: „The main burden of Durkheims thesis is that **no theory of analysis which begins from the individual [...] can successfully grasp the specific properties of social phenomena**. [Hervorhebung durch die Verfasserin]“ Giddens, Capitalism, 87.

Nachfolger bilden. Damit hinkt die „Wissenschaftlichkeit“ (im Harrisschen Sinne) dann wieder, denn die psychologische Verfassung einer kollektiven Struktur lässt sich nur schwer untersuchen und ebenso schwer beweisen (siehe Kapitel 1. Emik/Etik). Die metaphysischen Komponenten von Durkheims Strukturalismus wurden aber, obwohl sie die wissenschaftstheoretisch problematischeren sind, zu einem weit populärerem Erbe als die materialistischen Komponenten von Durkheims Paradigma. Trotz deren wissenschaftlicher Problematik waren, sowohl für Durkheim als auch für viele seiner Nachfolger, die psychologischen Komponenten einer gesellschaftlichen Struktur die reizvollsten.

Bei Durkheim selbst kann man zwar nachlesen, dass eine Illustration noch kein Beweis ist¹⁵², mit ideellen Komponenten einer gesellschaftlichen Struktur wie etwa Vorstellungen, Psychen und Bedeutungen von Zeichen kann man jedoch gar nicht anders als beschreibend oder illustrativ vorgehen. Insofern ist Durkheim in seiner Methodik inkonsistent und innerhalb seiner eigenen wissenschaftstheoretischen Kritik inkonsequent.

Eine andere wesentliche Kritik, deren bedeutendster Vertreter wohl Max Weber sein dürfte, trifft den methodologischen Holismus Durkheims. Dieser kann nämlich dazu verwendet werden, den Individuen die Verantwortung für ihr Handeln abzusprechen und ihnen somit auch das Verantwortungsbewusstsein zu entziehen. Mit den Worten Achams: „Der holistische Trick, alle Zuschreibungen von Verantwortlichkeit in die Richtung der Sozialstruktur hin vorzunehmen, ist in moralischer und politischer Hinsicht schon wiederholt folgenreich gewesen. Steht allein die gesellschaftliche Totalität oder das ‘Kollektivbewusstsein’ im Sinne Durkheims als eine das Individualverhalten steuernde unabhängige Variable in Betracht, so lässt eine derartige Vorgangsweise die Welt der individuellen Moralität letztlich als obsolet erscheinen.“¹⁵³

Diese beiden unterschiedlichen Hauptkritikpunkte treffen auch den Kern der unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Zugänge: Geht es Harris um ein vollständig überprüfbares wissenschaftliches Fundament, welches konsequent und in sich selbst unwidersprüchlich ist, trifft die vorher angeführte Webersche Kritik die, wenn man so will, pädagogische Aufgabe von Human- und Sozialwissenschaften.

¹⁵² Durkheim, Der Selbstmord, 17.

¹⁵³ Acham, Genese der Sozialwissenschaften, 49.

2.1.1.2. Formalismus

„Der Strukturalismus von Saussure und der seiner Nachfolger verstärkte einen generellen Zug im westlichen Denken, der auch schon für das hermeneutische Denken wesentlich ist, nämlich den Gedanken, dass >> das Eigentliche << hinter der Vielfältigkeit und Veränderlichkeit der Wirklichkeit zu suchen sei. [...] den Gedanken, dass dieses Eigentliche [sic!] identisch ist mit dem >> Unveränderlichen << und das ist eine formale Struktur.“¹⁵⁴

Die Unveränderlichkeit bestimmter gesellschaftlicher (bzw. menschlicher) Prinzipien und/oder Grundzüge hat in der wissenschaftstheoretischen Geschichte unter dem Namen **Formalismus** eine eigene Denktradition begründet. Der Formalismus als epistemologischer Ausrichtung ist vor allem in der Ökonomie bei den Diskussionen um den *homo oeconomicus* in große Kontroversen geraten und damit in seiner Eigenständigkeit wissenschaftstheoretisch beleuchtet und populär gemacht worden. Dennoch sind Formalismen kein ausschließliches Phänomen der Ökonomie. Platt formuliert ist der Formalismus so etwas wie ein epistemologischer Trugschluss. Es geht schließlich darum, das **Selbe** in unterschiedlichen Dingen erkennen zu wollen. In der Ökonomie entfachte sich die Diskussion dadurch, dass von manchen Wissenschaftlern – unter anderem auch Adam Smith – angenommen wurde, dass alle menschlichen Gesellschaften ihre Umwelt nach bestem Ermessen ausbeuten würden; dass also, vereinfacht gesagt, alle wirtschaftlichen Systeme oder wirtschaftlichen Akteure nur auf Profitmaximierung ausgerichtet sind. „Weniger entwickelte“ Gesellschaften würden demnach nur der Innovation durch Technologie bedürfen, um ihr angeborenes Verlangen danach, ihre Umweltressourcen gänzlich auszuschöpfen, also im weitesten Sinne kapitalistisch zu agieren, auch ausleben zu können.

Dies wird im klassischen Ansatz der Ökonomie von Karl Polanyi umfassend kritisiert. Damit fungierte er auch als Namensgeber dieser wissenschaftstheoretischen Ausrichtung: „Diejenigen Anthropologen, die unter der Oberfläche des ökonomischen Verhaltens in verschiedenen Kulturen ein „universal pattern of economic reasoning“ vermuteten und die neoklassische Annahme akzeptierten, dass das Individuum unter den Bedingungen knapper Ressourcen (*scarcity*) sich laufend zwischen Alternativen entscheiden bzw. eine Wahl (*choice*) treffen müsse, bezeichnet er als „formalists“¹⁵⁵. Demgegenüber stellt Polanyi die **substantivistische** Position, die keinen *homo oeconomicus* und keinen latenten Mangel in vorkapitalistischen Gesellschaften voraussetzt. Später wurde die substantivistische Position in

¹⁵⁴ Kjörup, Geisteswissenschaften, 301f.

¹⁵⁵ Ehmer, Märkte, 13.

einem Werk von Marshall Sahlins über „Stone Age Economics“ umfassend belegt. Auch Otto Brunners Thesen über häusliche und marktwirtschaftliche Ökonomie können, zumindest nach der Darstellung durch Ehmer, als Kampfansage gegen Formalismen in den Wirtschaftswissenschaften gewertet werden: „Brunner redete einer klaren Zäsur das Wort und hielt es für unmöglich, den Ablauf einer „allgemeinen Wirtschaftsgeschichte“ als Marktgeschichte zu schreiben.“¹⁵⁶

In Bezug auf menschliche Gesellschaftssysteme gilt es zwar, Gemeinsamkeiten **und** Unterschiede zu suchen, geht man aber **a priori** mit dem Ansatz heran, für alles, was sich in der eigenen Gesellschaft findet, eine wesensähnliche Ausprägung in der anderen Gesellschaften zu finden, so handelt man formalistisch. Setzt man diverse Phänomene unterschiedlicher Gesellschaften auf die gleiche Stufe, so muss dies schon umfassend analysiert und begründet werden, vor allem aber auch offen für Kritik sein. Auch wenn wir letztlich alles, was wir verstehen wollen, in gewisser Hinsicht formalisieren müssen, heißt das nicht, dass man von vornherein mit dem Ansatz, allen Gesellschaften läge eine gewisse unveränderliche Struktur zugrunde, deren Gemeinsamkeiten man nur entlarven brauche, in eine Untersuchung hineingehen kann.

Formalismen finden sich als epistemologischer Ansatz also nicht nur in der Ökonomie, sondern in so gut wie allen Wissenschaften. Immer dann, wenn man eine unhinterfragte Prämisse einfach von einem Gebiet auf ein anderes überträgt, ohne zu prüfen, begeht man eventuell einen formalistischen Trugschluss. Ziel der Gesellschaftswissenschaften sollte es sein, Gemeinsamkeiten zu definieren und zu finden, ohne dabei in formalistische Fallen zu tapen.

2.1.1.3. Strukturalistische Elemente in der Geschichtsschreibung

Die Stammväter der Annales, Lucien Febvre und Marc Bloch, haben bestimmte Elemente des Durkheimschen Strukturalismus in ihre Geschichtsschreibung integriert. In erster Linie – und dies gilt für alle Annales Historiker – übernahmen sie den methodologischen Holismus. Sie machten Geschichte nicht mehr von politischen Akteuren abhängig, sondern ließen Gesellschaft, Gesellschaftsschichten, Klassen, Zivilisationen, Generationen etc. als eigenständige Entitäten in der Geschichte agieren. Doch gleichsam wie Durkheim legten die Annales, trotz ihres Fokus auf die verschiedenen Bereichen des materiellen Lebens,

¹⁵⁶ Ebd., 11.

besonderen Wert auf die ideellen Faktoren einer Gesellschaft. Febvre und Bloch ähneln Durkheim darin, der Religion eine besondere Stellung einzuräumen.¹⁵⁷ Bloch hat darüber hinaus teilweise sogar Züge eines marxistischen Paradigmas, da er die Denk- und Lebensweisen der Menschen durch ihre Arbeit zu verstehen sucht¹⁵⁸, aber ihm diene dieser Ansatz wohl nur zur Heuristik, weil er Determinationsketten – also kausale Prioritäten – in der Geschichtsschreibung ablehnt.¹⁵⁹ Durch den Einfluss von Francois Simiands wurde auch die Statistik von der Soziologie in die Geschichtsschreibung importiert.¹⁶⁰ Ebenso gilt die Kooperation mit Geographie und Ökonomie als eine der wichtigsten Neuerungen durch die Annales.

Abgesehen von den Durkheimschen Ansätzen können jedoch kaum allgemein paradigmatische Züge der Annales verortet werden. Allen gemeinsam ist neben **methodologischem Holismus** und **politisch-kritischer Agenda** eine Absage an den Fortschrittsoptimismus der Aufklärung bzw. der Geschichtsphilosophie im Sinne Hegels, ebenso wie die Ablehnung evolutionistischer Modelle.¹⁶¹ Damit weisen diese Ansätze häufig bereits mehr poststrukturalistische als strukturalistische Züge auf.¹⁶² Die frühen Annales können daher in mehrerlei Hinsicht als Vorreiter der Postmoderne interpretiert werden, wenngleich dies natürlich nicht für alle ihre Historiker gilt. Fernand Braudel ist weit davon entfernt, in ein postmodernes Paradigma zu fallen. Der allgemeine Konsens hingegen sieht folgendermaßen aus (um Iggers zu zitieren): „Der Plural wird bewusst angewendet, um die Pluralität der Wissenschaften zu betonen. Die Annales haben darauf verzichtet [...] eine Theorie der Geschichte oder der Geschichtsschreibung zu formulieren, wie Ranke es gelegentlich, und Droysen und Dilthey es systematisch getan haben. Der Zweck war es, [...], verschiedenen Richtungen und Neuansätzen ein Forum zu bieten.“¹⁶³

¹⁵⁷ zu Febvre vgl. Iggers, Geschichtswissenschaft, 42, zu Bloch vgl. Smith, Historical Sociology, 52.

¹⁵⁸ Vgl. Iggers, Geschichtswissenschaft, 47.

¹⁵⁹ Smith, Historical Sociology, 45.

¹⁶⁰ Iggers, Geschichtswissenschaft, 42f.

¹⁶¹ Rüsen schreibt hierzu: „Sie wirft die Frage nach den historischen Prozessen, die in die gegenwärtigen Lebensverhältnisse münden, nicht auf.“ Rüsen, Historische Orientierung, 88.

¹⁶² Iggers weist schon bei den frühen Annales auf deren Hang zu anthropologischen Ansätzen hin. Er meint in diesem Zusammenhang jedoch ausschließlich okzidentkritische Ansätze, also alle Vertreter eines epistemologischen Relativismus. Vgl. Iggers, Geschichtswissenschaft, 50.

¹⁶³ Ebd., 43.

2.1.1.3.1. Der doppelte Strukturbegriff: Zwischen Mentalitäts- und Gesellschaftsgeschichte

Während der Strukturalismus vor allem im französischen Raum schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts in diversen Formen Eingang in die Geschichtsschreibung gefunden hatte, wurde er im deutschsprachigen Raum erst in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts für eine Trendwende brauchbar. Iggers weist auf regional unterschiedliche Schwerpunkte hin, indem er darauf aufmerksam macht, dass die Franzosen sich vorrangig mit vorindustriellen Gesellschaften beschäftigten, während ihre späteren deutschen Kollegen ihren Fokus gerade auf die Zeit ab der Industriellen Revolution und die Veränderungen, die diese herbeiführte, richteten.¹⁶⁴

Hans-Ulrich Wehler schreibt der Strukturgeschichte hauptsächlich methodische Bedeutung zu. So sagt er, sie löse die Ereignisgeschichte ab und lasse an die Stelle von singulären Ereignissen „die Traditionen und Optionen bestimmenden, die Handlungsspielräume festlegenden, historischen Strukturen der unterschiedlichsten Art“¹⁶⁵ treten. Als anerkannter Terminus für diese neue Ausrichtung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte konnte sich „**Gesellschaftsgeschichte**“ durchsetzen, die von Wehler sogar als Paradigma im Kuhnschen Sinne bezeichnet wird.¹⁶⁶ Sie bedeutete ein Wiederaufleben der theoretischen Ansätze des 19. Jahrhunderts, insbesondere der Ansätze von Marx und Max Weber. Diese wurden – und dies teilt die Gesellschaftsgeschichte gleichsam mit der Schule Annales wie auch den Vertretern der kritischen Theorie – mit einem **Pathos des politischen Verantwortungsbewusstseins** kombiniert.

Der Strukturbegriff der Gesellschaftsgeschichte ist allerdings nicht mit einem Strukturbegriff im Sinne des Strukturalismus zu verwechseln. Von Sarasin wird der Strukturansatz der Gesellschaftsgeschichte folgendermaßen charakterisiert: „In kritischer Absetzung von dieser doppelten Idealisierung des Subjekts hat sich in der historischen Sozialwissenschaft die Frage nach dem Sinn und mit ihm das Subjekt verflüchtigt. Die Formel von Jürgen Habermas, dass >>der historische Zusammenhang nicht in dem aufgeht, was die Menschen wechselseitig intendieren<<, wurde von Jürgen Kocka programmatisch als Basis Argument für eine nichthermeneutische, sondern theoriegeleitete, von Individuen und Einzelfällen absehende,

¹⁶⁴ Ebd., 54f.

¹⁶⁵ Wehler, Aus der Geschichte, 117.

¹⁶⁶ Ebd., 119.

dass heißt generalisierende und strukturanalytische Geschichtsschreibung hervorgebracht.“¹⁶⁷ In der Gesellschaftsgeschichte gehen – vor allem durch die Hinwendung zu Marx und Max Weber – die wahrhaft strukturalistischen Züge also wieder völlig verloren. Dennoch wird die Gesellschaftsgeschichte oft auch als Strukturgeschichte bezeichnet¹⁶⁸. Dies meint aber einen Strukturbegriff im Sinne Braudels und nicht einen Strukturbegriff im Sinne des Strukturalismus oder Formalismus. Daher ist beim Wort Struktur Aufmerksamkeit und Vorsicht geboten. Es ist jeweils nachzuprüfen, an welchen Strukturbegriff sich die Verwendung anlehnt.

Trotz Anlehnung an Marx bildet die Gesellschaftsgeschichte aber keinen ökonomischen Determinismus aus, sondern arbeitet mit einer Trias aus „Herrschaft, Arbeit und Kultur“¹⁶⁹. Sie ist dem marxistischen Paradigma zwar scheinbar um einiges näher als dem Strukturalismus – dies drückt sich in ihrer Tendenz zu Wirtschaftsmodellen und Modernisierungstheorien aus –, aber in der deutschen Gesellschaftsgeschichte hat sich gerade auf der paradigmatischen Ebene Max Webers Interdependenzsystem mehr als alle anderen Ansätze durchgesetzt.¹⁷⁰

2.1.1.4. Das Erbe des Strukturalismus in der Geschichtsschreibung

Einer der wichtigsten paradigmatischen Erben des Strukturalismus innerhalb der Geschichtsschreibung ist nicht die Gesellschaftsgeschichte, was ich durch den Hinweis auf den doppelten Strukturbegriff verdeutlichen wollte, sondern die französische Mentalitätsgeschichte, die im deutschsprachigen Raum zur Alltags- und Mikrogeschichte wurde. Auch deren Gefolge, die neue Kulturgeschichte, zählt zum Teil zum paradigmatischen Erbe des Strukturalismus. Obwohl sich in diesen Feldern eigentlich niemand auf Durkheim bezieht, finden sich zumindest die Hauptkomponenten seiner Forschungsstrategie in kulturwissenschaftlichen Paradigmen wieder. Wenn in neueren Forschungen von Klasse und Geschlecht oder auch von Identität und Gedächtnis die Rede ist, so wird dort zwar auf einer im Kern individuellen Ebene verblieben (so wie auch Durkheims Gesellschaftspsychologie der eines Individuums gleicht), aber es kommt ebenso zu nicht weiter spezifizierten methodologischen Holismen (meistens in Anlehnung an Max Weber in Form von Idealtypen). Wie bei Durkheim werden diese gesellschaftlichen Erscheinungen als Entitäten angenommen,

¹⁶⁷ Sarasin, *Geschichtswissenschaft*, 14.

¹⁶⁸ Sieder bezeichnet die dominierende Form der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der 70er Jahre vorwiegend als Strukturgeschichte. Vgl. Sieder, *Rückkehr*, 76f oder 79.

¹⁶⁹ Wehler, *Aus der Geschichte*, 120.

¹⁷⁰ Vgl. Sieder, *Rückkehr*, 80.

die zwar nicht von einzelnen Individuen gemacht werden, diese aber mehr oder minder in Form von Diskursen determinieren (wobei niemand jemals eine plausible Theorie dafür liefern konnte, wie das Wirkungsverhältnis zwischen Struktur und Individuum oder Diskurs und Individuum beschaffen ist).

Die Erklärungen und Erläuterungen – sofern es überhaupt zu solchen kommt – sind idealistisch und individualistisch.

2.1.1.5. Der Strukturalismus auf dem Weg in die Postmoderne

2.1.1.5.1. Claude Levi-Strauss

Im französischen Strukturalismus und Poststrukturalismus wird die Struktur als eine die Gesellschaft zu einem Kollektivum zusammenfassende Entität epistemologisch übernommen, unterscheidet sich jedoch maßgeblich vom Braudelschen Strukturbegriff, der nur theoretisch und heuristisch ist.

Levi-Strauss, der weniger von Durkheim als von Marcel Mauss beeinflusst wurde, verortet schließlich Durkheims Erbe einer gesellschaftlichen Struktur als eine Art gesellschaftliche Psyche, die neben einem Bewusstsein vor allem ein Unterbewusstsein hat. Eine Erkenntnis, die er Marcel Mauss zuschreibt, dessen Extremität er allerdings relativiert. Denn Levi-Strauss behält das Durkheimsche Diktum, dass eine Gesellschaft nicht durch die Individualpsychologie ihrer Individuen erklärt werden kann, nicht nur bei, sondern bricht auch auf der methodischen Ebene mit der Psychologie.¹⁷¹ Das Unterbewusstsein einer Gesellschaft offenbart sich auf der symbolischen Ebene, die strikt von den Lebensbereichen einzelner Individuen zu trennen ist.¹⁷²

Levi-Strauss ist zwar Ethnologe, betont jedoch den gemeinsamen Gegenstandsbereich und die ähnlichen Erkenntnisinteressen von Ethnologie und Geschichte. Obwohl er festhält, dass „alles Geschichte ist“¹⁷³ schränkt er die Tätigkeit des Historikers auf eine „Untersuchung von Individuen, deren Stellung in Raum und Zeit individualisiert ist“¹⁷⁴ ein. Dem Ethnologen teilt er auf der anderen Seite die Aufgabe zu, „über die bewussten und unbewussten Vorgänge

¹⁷¹ Vgl. Levi-Strauss, Marcel Mauss, 18.

¹⁷² „Es gehört zur Natur der Gesellschaft, dass sie sich in ihren Gebräuchen und in ihren Institutionen symbolisch ausdrückt, während die normalen individuellen Verhaltensweisen im Gegensatz dazu *niemals durch sich selbst symbolisch sind*: sie sind nur die Elemente, aus welchen ein symbolisches System, das nur kollektiv sein kann, sich bildet.“ Ebd., 13.

¹⁷³ Levi-Strauss, Strukture Anthropologie, 25.

¹⁷⁴ Ebd., 16.

mit(zu)teilen, die in konkreten individuellen und kollektiven Erfahrungen zum Ausdruck kommen“¹⁷⁵.

Levi-Strauss revolutionierte den Strukturalismus dadurch, dass er ihn mit seinem Namensvetter in der Sprachwissenschaft, der auf Ferdinand de Saussure zurückgeht, verschränkte. In Analogie zu Saussure, der sich auf sprachliche Zeichen konzentrierte, stellt dies eine Adaption dieses Modells auf Gesellschaften dar. Von de Saussure übernimmt er die Unterscheidung in Signifikant und Signifikat.¹⁷⁶ Die Kunstgegenstände, Mythen und Symbole einer Gesellschaft stellen demnach die Zeichen dar, die Rückschlüsse auf die Struktur einer Gesellschaft zulassen. Dies bedeutet eine fast ausschließliche Konzentration auf die symbolischen Elemente einer Kultur.¹⁷⁷

Levi-Strauss weist die Brauchbarkeit von evolutionistischen, diffusionistischen und funktionalistischen Paradigmen für Sozialwissenschaft fundamental zurück. Ebenso kommt es innerhalb seines Strukturalismus zu einem partiellen Wiederaufleben der Dialektik in Form von binären Oppositionen (= gegensätzliche Ideen): „A structuralist explanation consists essentially in finding the binary oppositions in the collective social mind.“¹⁷⁸ Diese binären Oppositionen verankern sich auf der Ebene der theoretischen Prinzipien, der Methodik und der Heuristik. Dies findet seinen Ausdruck schlichtweg darin, dass man für jeden Gegenstand einen Gegensatz proklamiert, dass also alles in der Welt aus zwei Polen besteht.

Levi-Strauss betont die Gemeinsamkeiten von Ethnologen und Historikern vor allem hinsichtlich Erkenntnisinteressen: „Alles, was Historiker und Ethnographen tun können, und alles, was man von ihnen verlangen kann, besteht darin, **eine besondere Erfahrung auf die Dimensionen einer allgemeinen oder allgemeineren Erfahrung zu erweitern** [Hervorhebung durch die Verfasserin], die damit als Erfahrung Menschen eines anderen Landes oder einer anderen Zeit zugänglich wird. Und sie gelangen dahin unter den gleichen Bedingungen: Übung, Strenge, Sympathie, Objektivität.“¹⁷⁹ Die Aufgabenverteilung lautet: „die Geschichte ordnet ihre Gegebenheiten in Bezug auf die bewussten Äußerungen, die

¹⁷⁵ Levi-Strauss, Strukture Anthropologie, 17.

¹⁷⁶ Bei de Saussure bezeichnet das Signifikant, das Bezeichnende, im Falle der Sprachwissenschaft also ein konkretes Wort, während das Signifikat, die Vorstellung des Wortes, dem Bezeichneten entspricht.

¹⁷⁷ „Jede Kultur kann als ein Ensemble symbolischer Systeme betrachtet werden, wobei die Sprache, die Heiratsregeln, die ökonomischen Verhältnisse, die Kunst, die Wissenschaft und die Religion an erster Stelle rangieren.“ Levi-Strauss, Marcel Mauss, 15.

¹⁷⁸ Harris, Cultural Materialism, 167.

¹⁷⁹ Levi-Strauss, Strukture Anthropologie, 30f.

Ethnologie in Bezug auf die unbewussten Bedingungen des sozialen Lebens.“¹⁸⁰ Denn die Geschichte ist eine Ethnographie der Vergangenheit.

Bonnell und Hunt ordnen Levi-Strauss' Strukturalismus bereits als Poststrukturalismus¹⁸¹ ein, und betonen damit seine Rolle als Wegbereiter des Cultural Turn, nicht nur in der Kulturanthropologie, sondern auch in Geschichte und Soziologie. Sie beschreiben die Entwicklung wie folgt: „Frustrated with the limitations of social history and historical sociology – [...] – social historians and historical sociologists began to turn in a cultural direction and to look at the cultural contexts in which people (either groups or individuals) acted. [...] they turned to anthropologists for guidance. [...] In the structuralist view, culture itself could be analyzed much like a language, and all behavior got meaning from often unconscious or implicit structural codes embedded in it.“¹⁸²

2.1.1.5.2. Michel Foucault

Michel Foucault hatte es sich zum Ziel gesetzt, Strukturalismus und Poststrukturalismus zu überwinden. Sein wesentlichstes Erbe an die Geschichtswissenschaft sind in erster Linie der Diskurs und die Diskursanalyse. In der praxisorientierten Anwendung dieser beiden Begriffe zeigt sich jedoch, dass eine Überwindung des Strukturalismus keinesfalls der Realität entspricht, weil ein allgemeiner Diskurs, ein Diskurs ohne konkrete Protagonisten, dabei aber repräsentativ für sehr viele, auf nichts anderem basieren kann als einem **methodologischen Holismus eines idealistischen Gegenstandes** und somit so etwas wie einer Durkheimschen Struktur: „Weder Diskurse noch deren Formationen lassen sich also auf Individuen zurückführen.“¹⁸³ Der strukturalistische Ansatz wird vor allem daran erkennbar, dass Foucault dem Diskurs eine gewisse Kontinuität unterstellt, „gemäß dem jeder manifeste Diskurs insgeheim auf einem bereits Gesagten beruhte“¹⁸⁴. „Und dieses bereits Gesagte wäre nicht einfach ein schon ausgesprochener Satz, ein schon geschriebener Text, sondern ein >>noch nie Gesagtes<<, ein Diskurs ohne Körper, ein ebenso stummer Hauch, eine Schrift, die nur das Negativ ihrer eigenen Spur ist.“¹⁸⁵

¹⁸⁰ Ebd., 32.

¹⁸¹ „This linguistic turn was further fueled by the emergence first of structuralism and then of its successor, poststructuralism.“ Bonnell & Hunt, Introduction, 8.

¹⁸² Ebd., 8.

¹⁸³ Etzemüller, Ich sehe, 48f.

¹⁸⁴ Foucault, Archäologie, 39.

¹⁸⁵ Ebd., 39.

Nachdem Diskurse also Mengen von Aussagen sind, die „ein und demselben Formationsprinzip gehorchen“¹⁸⁶, kann man darüber streiten, inwiefern ein Diskurs schon eine Struktur ist. Zumindest das Formationsprinzip muss im strukturalistischen Sinne angenommen werden, wenn es doch, wie oben erwähnt, unabhängig von Individuen ist.

Methodisch relevant ist bei Foucault vor allem die Reflexion in einer extrem intensivierten Ausprägung. Kein Begriff, keine Idee wird einfach ungefragt und undefiniert übernommen, sondern erst aus verschiedenen Blickwinkeln gezeigt, um schließlich neu konstruiert zu werden.¹⁸⁷ Die obligatorische, manchmal schon fast übertrieben praktizierte Begriffsklärung in heutigen historischen Werken kann als offensichtlichstes Erbe dieses Gedankens veranschlagt werden.

Bei Diskursanalyse an sich wäre es im jeweiligen Fall zu überprüfen, inwiefern sich der Diskurs als epistemologisches Postulat oder nur als heuristische Möglichkeit darstellt. Im Falle Foucaults ist der Diskurs natürlich epistemologisch, denn er „[...] **existiert** [Hervorhebung durch die Verfasserin] unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen.“¹⁸⁸

Mit den anderen Neuerungen durch Foucault verhält es sich relativ ähnlich. Die reflektierende, in die Vergangenheit gerichtete Betrachtung von so ideellen Gegenständen wie den Konzeptionen von Macht, Sex, Wahnsinn kann entweder nur der Heuristik dienlich sein, indem die Geschichten der Diskurse über diese Erkenntnisobjekte geschrieben werden, oder diese heuristischen Neuerungen werden auf die epistemologische Ebene übertragen. Gerade bei Foucaults Beschäftigung mit Machtbeziehungen fällt die Wandelbarkeit des Diskurses zwischen epistemologischen, theoretischen Prinzipien und Heuristik besonders stark auf. Anstatt die diskursiven Formen von Macht zu beleuchten, tendieren viele Foucault-Rezipienten und teilweise auch er selbst dazu, Macht in Form einer strukturellen Epistemologie anzunehmen: „[V]ielmehr schreibt er darüber, wie die diskursiv und alltagspraktische vermittelte Macht immer schon da ist.“¹⁸⁹

¹⁸⁶ Etzemüller, Ich sehe, 47.

¹⁸⁷ Vgl. Foucault, Archäologie, 48 – 60.

¹⁸⁸ Ebd., 68.

¹⁸⁹ Daniel, Clio, 18.

Dementsprechend gibt es keine Relation ohne Machtbeziehung und jeder Diskurs ist von Machtverhältnissen durchdrungen. In diesem Zusammenhang ist die Macht als etwas schon immer Gewesenes und überall zu Entlarvendes natürlich ein epistemologisches Postulat.

Die strukturalistischen Wurzeln Michel Foucaults bleiben in vielerlei Hinsicht offensichtlich und pflanzen sich in abgewandelten Formen in die postmodernen Paradigmen fort. Seinen Wunsch, den Strukturalismus zu überwinden, konnte er jedoch zumindest in den theoretischen Prinzipien verwirklichen. Foucault weist ausdrücklich darauf hin, dass es in Diskursen nichts Statisches und Gleichförmiges gibt und postuliert die Beschäftigung mit Transformationen.¹⁹⁰ Er nimmt dem Strukturalismus zwar seine starre, unveränderbare Struktur, doch es ist immer noch ein strukturalistisches Konstrukt, das er in Form von Diskursanalyse beschreiben will. Darüber hinaus erfährt man nirgendwo „wie man konkret Diskurse aus der Masse des Materials herauspräparieren kann“¹⁹¹, was in noch stärkerem Maße die strukturalistische Komponente im Foucaultschen Denken betont.

2.1.2. Evolutionismus

„Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der Geschichtswissenschaft, der Entwicklung, der diachronen Betrachtungen. Das 20. Jahrhundert war das der Struktur, der Brüche, der synchronen Betrachtungen.“¹⁹² Obwohl Kjörup den Evolutionismus nicht namentlich erwähnt, spricht er mit „der Entwicklung, der diachronen Betrachtungen“ natürlich implizit dieses forschungsleitende Konzept der Humanwissenschaften des 19. Jahrhunderts an.

Evolutionismus steht heute oftmals als Sammelbegriff für all jenes, was an der spekulativen Geschichtsphilosophie zu verurteilen und zu verwerfen ist. Im allgemeinen Verständnis ist der Terminus extrem negativ behaftet und paart sich gerne mit Sozialdarwinismus, Eugenik und explizitem Rassismus. Dennoch lässt sich ein langlebiges und viel diskutiertes wissenschaftliches Konzept nicht nur wegen dessen politischem Missbrauch von Grund auf verwerfen. Evolutionismus ist mehr als die Vorstellung einer „rassisch“ determinierten Menschheitsgeschichte. Es ist ein weit größeres Konzept als in oberflächlichen Betrachtungen impliziert. Es ist das, wenn man so will, tatsächlich wissenschaftlich fundierte Pendant der spekulativen Geschichtsphilosophie im Sinne von Hegel, Fichte usw. Denn während Hegel

¹⁹⁰ Vgl. Foucault, Archäologie, 246.

¹⁹¹ Etzemüller, Ich sehe, 50.

¹⁹² Kjörup, Geisteswissenschaften, 297.

die Entwicklung der Menschheit auf die Entfaltung der Herrschaft der Vernunft lenken will, kennzeichnet sich der humanwissenschaftliche Evolutionismus durch die faktisch nachweisbare Umgestaltung des menschlichen Lebensraums wie auch der menschlichen Gesellschaftsformationen und dadurch bedingt auch der gesellschaftlichen Gewohnheiten.

Baumgartner hat darauf hingewiesen, dass man innerhalb der Geschichtsphilosophie, je nach deren wissenschaftlicher Zuordnung, grundsätzlich zwei verschiedene Zugangsweisen unterscheiden kann. Diese sind epistemologischer Natur. Sie zeichnen sich dadurch aus, wie man das Forschungsobjekt (in diesem Sinne den Menschen) lokalisiert. Baumgartner unterscheidet demnach bei der epistemologischen Basis die geisteswissenschaftlichen Strömungen, welche immer sehr idealistisch, also an der Vernunft orientiert waren, von den humanwissenschaftlichen Strömungen, die den Menschen als „Geisel der Natur“, also in erster Linie als lernendes Wesen begreifen.¹⁹³ Diese Unterscheidung liegt den jeweiligen theoretischen Modellen bereits a priori zu Grunde und lässt sich schon in die Antike zurückverfolgen. Sie stellt die paradigmatische Grundunterscheidung zwischen **Idealismus** und **Materialismus** auf der theoretischen Ebene dar. Auf die Evolutionstheorie bezogen ist es die Frage nach dem Auslöser der Evolution. Hat der Mensch – so wie in der christlichen Heilslehre – ein immanentes Bedürfnis, sich zu verbessern und zu entwickeln, und gestaltet er deshalb seine Umwelt nach bestem Messen und Ermessen um? Dies wäre der geisteswissenschaftlich-geschichtsphilosophische (idealistische) Ansatz. Oder ist der Mensch auch nur Lebewesen und unterliegt genauso dem evolutionären Gesetz von Anpassung, Wandel und erneuter Anpassung, so wie alle Lebewesen auf diesem Planeten? Dies wäre der humanwissenschaftliche (materialistische) Ansatz.

Es mag in vielen Einführungswerken zur Geschichte so dargestellt werden, dass Historiker schon durch ihren Gegenstand bestimmt Idealisten sind und tatsächlich erweist sich das idealistische Erbe der Geisteswissenschaften vielfach als dominant und unumstößlich. Daraus jedoch zu schlussfolgern, dass der materialistisch ausgerichtete anthropologische Evolutionismus für die Geschichtswissenschaft keine Relevanz hätte, ist unsinnig.

Es lässt sich nämlich keine paradigmatische Grenze zwischen humanwissenschaftlicher Geschichtsphilosophie – also dem Evolutionismus – und geisteswissenschaftlicher Geschichtsphilosophie ziehen, die wissenschaftshistorisch konstant Bestand hätte. So wie die Soziologie durch den Strukturalismus Einzug in die Geschichtswissenschaft gefunden hat, hat der anthropologische Evolutionismus seinen Weg sowohl in die Soziologie als auch in die

¹⁹³ Baumgartner, Philosophie der Geschichte, 162.

Geschichte gefunden. Das wichtigste Beispiel für das eben Dargelegte ist eines der historisch bedeutendsten sozialwissenschaftlichen Konzepte überhaupt: der Marxismus.

Er ist eine perfekte Verschmelzung zwischen sozialwissenschaftlicher Evolutionstheorie¹⁹⁴ und aufgeklärter, idealistisch dominierter dialektischer Philosophie, die der Marxismus trotz aller materialistischen Bestrebungen nicht abschütteln wollte. Er brach zwar mit dem Ideal, dass die Vernunft den Lauf der Geschichte lenken würde, aber nicht so weit, dass die Menschen nicht durch Vernunft in den Verlauf der Geschichte eingreifen könnten.

In seinen wissenschaftlichen Ausprägungen, wie dem historischen Materialismus, dem strukturalen Marxismus, dem Kulturmaterialismus, der Kritischen Theorie u. a., die sich übrigens auch keinen klaren disziplinären Grenzen zuordnen lassen, erweist er sich trotz vielmaligen Todeserklärungen von Seiten seiner Gegner¹⁹⁵ durch sein immer noch dominantes Erbe als eines der bedeutendsten und einflussreichsten Paradigmen der Sozialwissenschaft.

2.1.2.1.Marx' Erbe

Kein sozialwissenschaftliches, philosophisches, ökonomisches oder politisches Einführungswerk kommt an der Behandlung von Marx vorbei. Sein Partner Friedrich Engels hat ihn auf seinem Grabstein gar als den „Darwin der Sozialwissenschaften“ bezeichnen lassen.¹⁹⁶ Marx war nämlich durch Darwin zu seinem evolutionistischen Schema inspiriert worden. Weder eine teleologische Zielgerichtetheit (die Hauptdoktrin der Aufklärung und der Geschichtsphilosophie) noch ein grenzenloser Fortschrittsoptimismus (der in der Ethnologie oftmals Mainstream war¹⁹⁷) kennzeichneten Marx' Vorstellung von gesellschaftlicher Entwicklung. Und die Ernennung zum „Darwin der Sozialwissenschaften“ hat bei Marx durchaus auch ihre Berechtigung. Wie Harris formuliert: „Many have argued that Marx was wrong, few have argued that his ideas can or should be ignored [...] One simply cannot understand Max Weber, Emile Durkheim, [...] or George Simmel without taking into consideration the fact that they come after Marx [...] Engel's graveside claim boils down to

¹⁹⁴ Sowohl Engels als auch Marx haben sich ausgiebig mit dem Anthropologen Lewis Henry Morgan beschäftigt und stimmten in vielerlei Hinsicht mit ihm überein. Für eine genauere Untersuchung zum Verhältnis von Marx zu Morgans Werk siehe Krader, Ethnologie, 19 – 48.

¹⁹⁵ Sogar von Seiten seiner Anhänger, wie die Kritische Theorie bezeugt.

¹⁹⁶ Hobsbawm, Marx's Beitrag, 150.

¹⁹⁷ Vgl. Krader, Ethnologie, 15.

this: either Marx (with Engel's help) was the Darwin of the social sciences, or nobody was.¹⁹⁸

Klarerweise hebt Harris als Kulturmaterialist die besondere Bedeutung von Marx hervor. Dennoch ist seine Annahme, dass Marx schon allein wegen all der Gegenreaktion, die er hervorrufen konnte, eine der bedeutendsten sozialwissenschaftlichen Figuren überhaupt ist, in jedem Fall zu unterstützen.

Abseits aller Utopien und Wunschvorstellungen, die der Marxismus transportierte, ist hier jedoch Marx' paradigmatisches Erbe von Interesse. Das bedeutet, dass die politischen Vorstellungen – obwohl auch diese ein dominantes Erbe in den Sozial- und Geisteswissenschaften verkörpern, wie sich an der Kritischen Theorie zeigt – weniger von Interesse sind. Dass der Marxismus auf einer evolutionistischen Grundlage aufbaut, tritt bei Engels klar hervor: Er vertritt die Ansicht, „dass die Welt nicht als ein Komplex von fertigen Dingen zu fassen ist, sondern als ein Komplex von Prozessen, worin die scheinbar stabilen Dinge nicht minder wie ihre Gedankenabbilder in unserem Kopf, die Begriffe, **eine ununterbrochene Veränderung des Werdens und Vergehens** durchmachen, in der bei aller scheinbaren Zufälligkeit und trotz aller momentanen Rückläufigkeit schließlich **eine fortschreitende Entwicklung sich durchsetzt** [Hervorhebungen durch die Verfasserin].“¹⁹⁹

Auch Rösen charakterisiert den historischen Materialismus in einem sehr kurzen Kommentar vor allem durch dessen Entwicklungs-Komponente: „Der Marxismus fasst die modernen Vorstellungen von der Dynamik geschichtlicher Veränderungen, von **der Überbietung der Vergangenheit durch die Zukunft** [Hervorhebung durch die Verfasserin], in einen allgemeinen Begriff des historischen Fortschritts.“²⁰⁰ Dieser Fortschritt soll nach Marx' Vorstellung bekanntlich in einer klassenlosen Gesellschaft münden, was Marx mit Sicherheit auch zum größten sozialwissenschaftlichen Utopisten gemacht hat.

Das Revolutionäre war jedoch nicht dieses politische Postulat oder der Traum von einer idealen Gesellschaft. Die echte Neuerung stellte sich durch die **materialistische und historische** Aufarbeitung des kapitalistischen Systems ein. Marx beseitigte sowohl idealistische Vorstellungen, wonach die Menschen die Welt nach ihrem Willen formen könnten, wie auch statische Vorstellungen von der Gleichförmigkeit der menschlichen Gesellschaften, indem er ein Evolutionsschema entwarf, das den historischen Wandel als

¹⁹⁸ Harris, Rise, 218.

¹⁹⁹ Engels, Feuerbach, 53.

²⁰⁰ Rösen, Historische Orientierung, 86.

abhängig von seinen ökonomischen Voraussetzungen charakterisierte. Diese ökonomischen Voraussetzungen, die vor allem durch Produktionsmittel und Produktionsverhältnisse gekennzeichnet sind, bilden die Grundlage, auf der sich das Geistige einer Gesellschaft entwickelt. Giddens streicht auch in diesem Zusammenhang die evolutionäre/historische Perspektive von Marx' dialektischem Materialismus heraus: „The real world is not to be inferred from the study of the ideal; on the contrary, it **is the ideal which has to be understood as a historical outcome of the real** [...] [Hervorhebung durch die Verfasserin]; The acting individual, the real creator of history, is subordinated to the ideals of political participation embodied in the state, which thus appears as the motive-power of social development.“²⁰¹

Erneut finden wir hier also, typisch für die Geschichtsphilosophie, eine etische Zugangsweise. Laut Harris ist es vor allem diese Etik, welche die größte Neuerung durch Marx darstellte, weil es genau hier ist, dass er Hegel umkehrt: „It was not merely Hegel whom Marx „found standing on his head,“ but the entire body of Enlightenment social philosophy. Before Marx, the analysis of „mind“ was regarded as the only conceivable understanding to which man, the „rational animal“ could aspire.“²⁰²

Nach Marx waren es nicht nur die Marxisten, sondern neben den Strukturalisten auch die Freudianern sowie die sich im Anschluss daran herausbildenden Schulen, die der emischen Erklärungsperspektive und mit ihr den Ideen der Insider den wissenschaftlichen Wahrheits- bzw. Erklärungsanspruch absprachen: „All of these approaches are predicated upon the assumption **that the actual participants in social life are incapable of an objective descripton of their own behavior** [Hervorhebung durch die Verfasserin] or of a scientifically valid explanation of that behavior. All of these approaches thus share in common a commitment to clearing away the errors of autoanalysis, the facade of ideology, the rationalized appearances of things, in order to penetrate into the deeper levels of both thought and action.“²⁰³

Somit legte Marx einen Grundstein für die modernen, etischen, sozialwissenschaftlichen Analysen. Neben der Etik vertritt Marx die epistemologischen Prinzipien der Objektivität und des epistemologischen Universalismus. Universalistisch an Marx' Denken ist auch seine Definition der Wissenschaften. Hier steht Marx noch in der Tradition der Einheitswissenschaft, er möchte die Gesellschaftswissenschaften also den

²⁰¹ Giddens, Capitalism, 5.

²⁰² Harris, Rise, 233.

²⁰³ Ebd., 234.

Naturwissenschaften angleichen.²⁰⁴ Engels spricht in diesem Zusammenhang davon, die „allgemeinen Bewegungsgesetze zu entdecken, die sich in der Geschichte der menschlichen Gesellschaften als herrschende durchsetzen“²⁰⁵.

Diese Bewegungsgesetze sind für Marx wie für Engels besonders im Gebiet der Ökonomie von Bedeutung, da es hier im speziellen die proklamierte Gleichförmigkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen zu kritisieren galt. In dieser Hinsicht wandten sich Marx und Engels gleichermaßen gegen Malthus wie gegen Ricardo.²⁰⁶ Beide versuchten aus der bürgerlichen Gesellschaft verallgemeinerte Gesetze der Ökonomie abzuleiten und betonten nicht deren Einschränkungen auf eben dieses Gesellschaftsmodell (Formalismus). Marx und Engels hingegen leugneten, „dass das Bevölkerungsgesetz dasselbe ist zu allen Zeiten und an allen Orten“ und betonten, dass „jede Entwicklungsstufe ihre eigenes Bevölkerungsgesetz hat[;] [...] [denn] mit der verschiedenen Entwicklung der Produktivkräfte ändern sich die Verhältnisse und die sie regelnden Gesetze.“²⁰⁷

Marx' Materialismus befindet sich, da er ein philosophischer Materialismus ist, in erster Linie auf der Ebene der epistemologischen Prinzipien. Im Nachwort des Kapitals äußert sich Marx darüber folgendermaßen: „Für Hegel ist der Denkprozess, den er sogar unter dem Namen der Idee in ein selbständiges Subjekt verwandelt, der Demiurg des wirklichen [sic!], das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle.“²⁰⁸

Doch gerade in Bezug auf den Materialismus ist Marx geistige Bindung an Hegel von großer Bedeutung. Denn obwohl Marx von seiner Epistemologie her Materialist ist, bleiben sehr starke idealistische Komponenten in seinem Denken. Dementsprechend wird der Materialismus stellenweise von der Dialektik als dominierendem epistemologischem Prinzip überschattet. In seinen Thesen über Feuerbach rechnet Marx mit dem alten Materialismus ab, da ihm die Materialisten auf der einen Seite zu materialistisch²⁰⁹, auf der anderen Seite, wie bei Feuerbach, nicht ausreichend materialistisch sind. Er kritisiert, dass Feuerbach die menschliche Tätigkeit, die Handlungsebene nicht materialisiert hätte²¹⁰ und gleichzeitig von abstrakten, idealisierten Individuen ausging anstatt von tatsächlichen gesellschaftlichen

²⁰⁴ Vgl. Habermas, Erkenntnis, 63.

²⁰⁵ Engels, Feuerbach, 55.

²⁰⁶ Meek, Malthus, 24f.

²⁰⁷ Marx, Kapital, 23.

²⁰⁸ Ebd., 24.

²⁰⁹ „Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus [...] ist, dass der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit, nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefasst wird; nicht aber als menschliche sinnliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv.“ Marx über Feuerbach These I zitiert in Engels, Feuerbach, 73.

²¹⁰ Marx über Feuerbach These I zitiert ebd.

Verhältnissen.²¹¹ Eine bedeutende und in seinen Thesen die letzte Kritik an den Materialisten ist schließlich, und hier möchte sich Marx deutlich von diesen philosophischen Vorgängern unterscheiden, die an der politischen Untätigkeit, zu der man durch einen konsequenten Materialismus veranlasst wird. Hieraus stammt auch sein berühmtes Zitat: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an sie zu verändern.“²¹²

Es ist diese politische Implikation, die Marx stetig in eine epistemologische wie theoretische Zwangslage bringt, weil er sich aufgrund dieser immer an der Dialektik orientieren muss und somit keine konstante Kausalkette herstellen kann. Einerseits ist er philosophischer Materialist, andererseits muss er glauben können, dass es Vernunft in der Welt gibt; eine Vernunft nämlich, die so hohe moralische Anforderungen erfüllt, dass es keine Vernunft im Individuum ist, sondern eine allgemeine Vernunft, wie im Sinn von Hegels *Weltgeist* oder Kants *kategorischem Imperativ*. Marx kann und will die Vorstellung einer idealistischen Heilswerdung der Menschheit nicht völlig verwerfen, was aber zu einem logischen Widerspruch in seinen epistemologischen Prinzipien führt, der sich dann auch in den theoretischen Prinzipien weiter fortsetzt.

Denn es leiten sich, wie bereits festgestellt, die Ideen und Vorstellungen (Überbau) **historisch** aus den **sozioökonomischen Verhältnissen** (Basis) einer Gesellschaft ab. Basis, Überbau und deren Wirkungsverhältnis zueinander (auch wenn dieses von ihm nicht so klar definiert wird) sind vorrangig Marx' theoretische Prinzipien.

In seinen Analysen dieser Wechselbeziehungen treten sowohl **Gesellschaft** als auch **Klasse** als zentrale Kategorien auf. Wenngleich es schwer ist, bei Marx genaue Begriffsdefinitionen dazu zu finden, so bildet die Klasse sich durch die Prämisse, es gäbe einen immer währenden Klassenkampf, auch zu einem theoretischen Prinzip aus. Es ist für Marx eine Tatsache, dass es nicht nur Klassen gibt, sondern dass es vorrangig zwei Klassen gibt, die in einem immerwährenden Konflikt zueinander stehen, nämlich – wenn man es grob formuliert - die Besitzenden und die Arbeitenden.

Innerhalb des Marxismus und der stärker politisch ausgerichteten Kontexte stellt gerade der Klassenkampf eines der fundamentalsten theoretischen Prinzipien dar. In den meisten wissenschaftlichen Kontexten und damit auch im historischen Materialismus tritt der Klassenkampf in seinem Einflussbereich allerdings hinter die anderen theoretischen Prinzipien zurück.

²¹¹ Marx über Feuerbach These VI & VII zitiert ebd., 75.

²¹² Marx über Feuerbach These XI zitiert ebd., 76.

In Hinblick auf Gesellschaft und Klasse lassen sich holistische Züge erkennen, da sowohl Gesellschaft als auch Klasse bestimmten Determinationsketten unterliegen und als Konstanten verwendet werden. Es ist jedoch anzunehmen, dass Marx' Holismus in seiner Konstanz oder Ausarbeitung in keiner vergleichbaren Beziehung zu Durkheims methodologischem Holismus steht. Da aber weder Gesellschaft noch Geschichte auf Individuen oder Ideen reduziert werden können, kann Marx bis zu einem gewissen Grad als Holist verortet werden. Marx und Engels vergessen die Individuen nicht, aber suchen eben nach einer treibenden Kraft hinter den Aktionen der Individuen.²¹³

Auf der anderen Seite kann man Marx auch als Subjektivisten bezeichnen, da sein Anspruch; die Welt zu verändern, den Individuen und Ideen doch einen bedeutenden Handlungsspielraum auf der Bühne der Weltgeschichte eröffnen muss. Seine politische Agenda kann nur durch die Individuen, die Aktionen ergreifen, ausgeführt werden und das, was Individuen dazu bewegt, zu handeln, muss erst durch ihre Köpfe gehen. Die Determination von der Basis durch den Überbau kann also umgekehrt werden, wobei Marx nie genauer erläutert hat, wie diese Determinierung funktioniert und unter welchen Umständen sie geändert werden kann. Zur Klärung dieser Frage kann man eventuell die Überlegung heranziehen, dass die Einsicht in die Notwendigkeit möglicherweise frei macht.

Es ist das hegelianische Erbe, das dialektische Prinzip, das in Marx epistemologischen sowie theoretischen Prinzipien Widersprüche erzeugt und diese logisch inkonsistent macht – von Harris auch als *Hegelian Monkey* bezeichnet.²¹⁴

2.1.2.2. Marx' Erben

Unterschiedliche Schüler haben verschiedene Ideen von Marx aufgegriffen und diese weiter entwickelt. So hat die Kritische Theorie vorrangig die politischen Interessen des Marxismus fortgeführt. Von Habermas werden beispielsweise die materialisierten Handlungen zur „Theorie des kommunikativen Handelns“ ausgearbeitet; er sieht in der Ideologiekritik des Marxismus den größten Gewinn für die Gesellschaftswissenschaften und die Philosophie.²¹⁵ Die Kulturmaterialisten, die meistens auch zu den Vulgärmarxisten gezählt werden, stellen den Gegenpol zur Kritischen Theorie dar, indem sie den Marxismus zugunsten des

²¹³ Vgl. Ebd., 57.

²¹⁴ Vgl. Harris, Rise, 230.

²¹⁵ Vgl. Habermas, Erkenntnis, 85.

Materialismus von jeglicher Dialektik und damit vom Idealismus befreien. Damit einhergehend wird natürlich auch Gesellschaftskritik und Moral vom Feld der wissenschaftlichen Auseinandersetzung der Vulgärmaterialisten verbannt.

Inwieweit sich die berühmten marxistischen Historiker wie Lefebvre, Hilton, Thompson oder Hobsbawm an Marx' Paradigma hielten, bedürfte zwar genauerer Untersuchung, doch sollten sie in jedem Fall an dieser Stelle erwähnt werden, um Marx' Relevanz auch für die Geschichtsschreibung hervorzuheben.

Hobsbawm sieht die produktiven Möglichkeiten des Marxismus für die Geschichtswissenschaft wie folgt: „Der Marxismus ist gewiss nicht die einzige struktural-funktionalistische Gesellschaftstheorie (auch wenn er für sich berechtigterweise in Anspruch nehmen kann, die erste gewesen zu sein). Er unterscheidet sich jedoch von den meisten anderen in zweierlei Hinsicht: Er geht erstens davon aus, dass gesellschaftliche Phänomene eine Rangordnung haben [...], und zweitens davon, dass innerhalb jeder Gesellschaft innere Spannungen [...] existieren, die der Tendenz des Systems sich selbst zu erhalten entgegenwirken. Diese Besonderheiten des Marxismus sind gerade für die Historie bedeutsam; denn sie erlauben es ihr – im Unterschied zu anderen struktural-funktionalen Modellen der Gesellschaft – zu erklären warum und wie sich Gesellschaften umwandeln und verändern [...], sie erlauben ihr, **soziale Evolution** zu erklären. [Hervorhebung durch die Verfasserin]“²¹⁶

2.2. Weltgeschichte

Neben Gesetzmäßigkeiten und ordnenden Prinzipien wurde als ein zentrales geschichtsphilosophisches Gedankengut die Weltgeschichte bzw. Universalgeschichte bereits angeschnitten. Im folgenden Abschnitt soll diese Reliquie der Geschichtsphilosophie in ihrer Eigenständigkeit und in Hinblick auf ihre paradigmatischen Inhalte beleuchtet werden.

2.2.1. Longue durée

2.2.1.1. Braudel

²¹⁶ Hobsbawm, Marx 's Beitrag, 148.

Fernand Braudel kann trotz seiner Vorliebe für Strukturen und Holismen nicht zu den Strukturalisten gezählt werden. In seiner Auffassung von Geschichte – innerhalb der er sich übrigens selbst als Geschichtsphilosophen bezeichnet²¹⁷ – gibt es trotz vieler Kollektive weder Platz für eine kollektive Gesellschaftspsyche noch ist er von der statischen Gleichförmigkeit von Gesellschaften überzeugt. Im Gleichklang mit vielen anderen Sozialhistorikern des mittleren 20. Jahrhunderts glaubt Braudel an den historischen Wandel, steht also nach meiner reduktionistischen Zweiteilung eher in der Tradition des Evolutionismus als des Strukturalismus. Bei Braudel werden zwar Strukturen entgegen der historistischen Anlehnung an „Ereignisse und Persönlichkeiten“ zum „Gegenstand der Geschichtswissenschaften“²¹⁸, aber diese Strukturen kennzeichnen nur die Beschaffenheit der Gesellschaft, Wirtschaft etc., es handelt sich dabei aber um keine unveränderliche oder mental vorgegebene Struktur wie im französischen Strukturalismus. In diesem Sinne ist überhaupt nichts Metaphysisches an dem Braudelschen Strukturbegriff. Doch auch die Anlehnungen an evolutionistische Elemente sind minimal. Er vereinigt in gewisser Weise die Annales mit der zeitgenössischen marxistischen Geschichtsschreibung. Smith schreibt, Braudel „set out to `create a history that could be different from history our masters taught us“²¹⁹, steht also in diesem Zusammenhang in der revolutionären Tradition der Annales. Dabei beschäftigt ihn aber, wie Marx, die Entstehung des Kapitalismus und damit der modernen Weltordnung. Auf der anderen Seite legt er, wieder in Tradition mit der Annales, besonderen Wert auf die Geographie. Er war in dieser Hinsicht besonders stark von der französischen Geographie, allen voran Vidal de la Blaches, beeinflusst worden.²²⁰ In dieser Hinsicht ist laut Kronsteiner festzuhalten, „dass sich der Raum für Braudel nicht als Natur-Raum [...] darstellt, sondern als Geschichte, als historischer Raum, als gesellschaftlicher Raum, der durch die Relation mit dem Menschen, der diesen organisiert gekennzeichnet ist“²²¹. Er spricht in Bezug auf die Geschichtsschreibung von einer notwendigen „Zurückführung jeder sozialen Realität auf den Raum, den sie einnimmt“²²². Darüber hinaus hebt Braudel auch die Bedeutung der klimatischen Verhältnisse besonders hervor. Diese dienen ihm auch dazu, den Raum zu konstruieren.²²³

Braudels größtes theoretisches Erbe an die Geschichtswissenschaft ist aber im **Prozesscharakter** von Geschichte zu sehen. In der Makrogeschichte verändert sich nichts

²¹⁷ Vgl. Braudel, Schriften, 22.

²¹⁸ Vgl. Sieder, Rückkehr, 78.

²¹⁹ Smith, Historical Sociology, 112.

²²⁰ Kronsteiner, Zeit, 30.

²²¹ Ebd., 81.

²²² Braudel, Schriften, 86.

²²³ Vgl. Kronsteiner, Zeit, 87.

plötzlich, so genannten Revolutionen gehen längerfristige **strukturelle Änderungen** voraus. Er fühlt sich also der Geschichtsphilosophie insofern verpflichtet, als er an die Weltgeschichte glaubt und diese zu schreiben versucht. Dies kommt in seinem dreibändigen Werk über die Sozialgeschichte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zum Ausdruck. Er teilt die Geschichte in drei analytische Ebenen auf, wobei es ihm nicht darum geht, irgendeine der Ebenen zu deklassifizieren, denn für Braudel wäre der größte Frevel in der Geschichtsschreibung „sich für eine Geschichte unter Ausschluss aller anderen zu entscheiden“²²⁴. Er beschreibt sein Ebenen-Modell wie folgt: „An der Oberfläche stoßen wir auf die Ereignisgeschichte im Rahmen der kurzen Zeit: eine Mikrogeschichte; auf halber Höhe auf eine konjunkturelle Geschichte, die einem größeren, langsameren Rhythmus folgt und bis jetzt vor allem auf dem Boden des materiellen Lebens, der wirtschaftlichen Zyklen oder Interzyklen, studiert worden ist. [...] Und unter dem ‚Rezitativ‘ der Konjunktur schließlich stoßen wir auf die Strukturgeschichte, die Geschichte der langen Dauer, die ganze Jahrhunderte umfasst und an der Grenze zwischen Bewegtem und Unbewegtem angesiedelt ist.“²²⁵

Obwohl er der Ereignisgeschichte nicht ihr Existenzrecht abspricht, hält er sie trotzdem für weniger relevant für den Historiker als die Strukturgeschichte: „Es gilt unter die Oberfläche der Beobachtungen in die Zone der un- oder wenig bewussten Elemente abzutauchen, diese Wirklichkeit dann in kleine Elemente zu zerlegen, in feine, identische Tupfer, deren Beziehungen man genau analysieren kann. Auf dieser „mikrosoziologischen Stufe [...] kann man, wie die Sprachforscher auf der infraphonemischen oder der Physiker auf der inframolekularen Stufe, das heißt auf der Stufe des Atoms, die allgemeinsten Strukturgesetze zu erkennen hoffen“.²²⁶

Braudel hat einen materialistischen Zugang zur Geschichte, ihn interessieren weniger die Absichten und Ideen von historischen Persönlichkeiten als vielmehr tatsächlich materielle Güter und was diese über das Leben und die Zusammenhänge früherer Zeiten ausdrücken.

Braudel ist aber vor allem Historiker, daher will er weniger erklären als vielmehr vergangene Zeiten in ihrer Fülle beschreiben. Theoretische Erklärungsmodelle müssen der Prüfung durch die Praxis standhalten können, um nicht auf der Stelle verworfen zu werden. Diese Aufgabe der kritischen Überprüfung theoretischer Modelle stellt tatsächlich einen der deutlichsten paradigmatischen Züge der Braudelschen Geschichtswissenschaft dar. Denn viele

²²⁴ Braudel, Schriften, 61.

²²⁵ Ebd., 113.

²²⁶ Ebd., 76.

dekonstruierende²²⁷ Historiker sind von eben diesem kritischen Hinterfragen theoretischer Ansätze besonders, wenn nicht so gar ausschließlich, durchdrungen. Smith verdeutlicht dies, indem er Braudel als Empiristen bezeichnet: „Like any ardent lover, his main objective was to get to grips with ‘the real thing’ rather than spend too much time theorizing about it.“²²⁸

2.2.1.2. Wallerstein

Immanuel Wallerstein ist einer der wenigen weltberühmten Sozialwissenschaftler und Historiker, die noch an eine echte Einheitswissenschaft im positivistischen Sinne glauben und sich auch für eine solche einsetzen. Sein Weltsystemmodell möchte er selbst als „call for a holistic historical social science“²²⁹ begreifen. Er baut zu großen Teilen auf den eben besprochenen „evolutionistischen“ – in diesem Sinne wohl besser beschrieben als prozessorientierten – Vorgängern auf. Ihn interessiert vor allem eines: die kapitalistische Ordnung der Welt. Doch geht es nicht darum, deren momentanen Status zu beschreiben, sondern vielmehr darum, zu ergründen, wo die historischen Wurzeln liegen und ab wann man von der Entstehung bzw. Ausbildung des Kapitalismus sprechen kann.

Er übernimmt von Braudel das theoretische Prinzip eines **langfristigen konjunkturellen Wandels** und dessen Skizze einer **Weltökonomie**. Wie Braudel nimmt er aus Marx’ theoretischen Prinzipien den **Vorrang des Ökonomischen** und den besonderen Stellenwert der **menschlichen Arbeit** in diesem. Die spezielle, hoch organisierte Arbeitsteilung des Kapitalismus und die von dieser benötigten intensiven globalen Handelsbeziehungen bilden den Schlüssel zum Verständnis des kapitalistischen Systems. Deshalb schenkt Wallerstein in seinem Hauptwerk diesen Aspekten der Historie die meiste Aufmerksamkeit.

Aufgrund des globalen Aspektes der Arbeitsteilung im kapitalistischen System bleibt auch der Einfluss der Dependenztheorie auf Wallersteins theoretische Ausrichtung offensichtlich. Marx’ Gedanken, dass das Kapital in erster Linie durch Arbeit zu begreifen ist, erweitert Wallerstein laut Komlosy damit um einen regionalen Aspekt: „Kapitalismus wird allerdings nicht wie bei Marx auf die Aneignung von Mehrwert aus der Lohnarbeit durch einen Unternehmer beschränkt, sondern inkludiert auch den Werttransfer, der aufgrund der

²²⁷ So wie man von einem doppelten Strukturbegriff ausgehen muss, gibt es auch einen doppelten Dekonstruktionsbegriff. Einerseits gibt es die Dekonstruktion „falscher“ Vorstellungen, Geschichte etc. Historiker, die in diesem Sinne dekonstruieren, fungieren als Aufklärer über die wahren historischen Zusammenhänge und Ereignisse. Andererseits gibt es allerdings auch den Dekonstruktionsbegriff der Diskursanalyse, der sich auf etwas gänzlich anderes bezieht und in Kapitel 3.2. besprochen wird.

²²⁸ Smith, Historical Sociology, 105.

²²⁹ Wallerstein, World System Analysis, xi.

Kombination von **Standorten mit unterschiedlicher Arbeitsorganisation** [Hervorhebung durch die Verfasserin] und der Beteiligung an Einkommen und Konsum im Zentrum der Standortkette anfällt.“²³⁰

Diese theoretischen Prinzipien zum Verstehen der modernen Weltordnung, allem voran das durch Arbeitsaufteilung begründete Zentrum/Peripherie-Modell, sind Wallersteins deutlichstes Erbe an die Wiener Globalgeschichte. Für die Weltgeschichte bedeutet die Globalisierung, dass ihr der Gegenstand, nämlich eine Welt, zurückgegeben wird. Die Parameter, an denen man die Zusammenhänge in der Welt am besten analysieren kann – abseits aller kultureller Divergenzen – bilden die ökonomischen Beziehungen, die auch nationale Grenzen verschwinden lassen können, beziehungsweise treten durch das Zentrum/Peripherie Modell andere Grenzen als nationale in den Blickpunkt.

2.2.2. Globalgeschichte

„Globalgeschichte richtet ihr Interesse auf die gesamte Welt. Ihre bevorzugten methodischen Herangehensweisen sind das Herausarbeiten der Interaktionen zwischen den verschiedenen Weltregionen, von langfristigen Entwicklungsverläufen in ihrer globalen Vernetzung und der interregionale Vergleich.“²³¹

Nach dieser Definition scheint es schwierig, paradigmatische Aspekte der Globalgeschichte hervorzuheben. Nachdem sie aber ein Feld absteckt und damit nur den Ausschnitt der „Wirklichkeit“ angibt, den sie beschreiben möchte, braucht sie des Weiteren auch keine paradigmatischen Aspekte zu inkludieren, wenngleich dies bei den unterschiedlichen Wissenschaftlern sicherlich der Fall ist.

Die Globalgeschichte sieht sich selbst in der Tradition der Weltgeschichte, vielleicht sogar des Weltgeistes, ähnlich wie die Kritische Theorie gegenüber dem Marxismus: Während eine Grundidee beibehalten wird – in diesem Fall die **einer** Geschichte – wenden sich Methoden, Forschungsobjekte und konkrete Theorien gegen die ehemaligen Vertreter und Ansätze. Man könnte sagen, in der Globalgeschichte bestehe Konsens darüber, dass der Versuch eine Geschichte für alle zu schreiben, sich zwar als fruchtbar, aber ebenso auch als endlos erweist. Im Einklang mit dem postmodernen Trend zum epistemologischen Relativismus sieht auch die Globalgeschichte eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Abgrenzung zu früheren weltgeschichtlichen Hypothesen. Dabei stellt der Eurozentrismus die größte Herausforderung

²³⁰ Komlosy, Weltzeit, 105.

²³¹ Grandner, Weltgeist, 7.

für diese Forschungsrichtung dar. Es gilt einerseits, das Bild einer europäischen Überlegenheit zu dekonstruieren und deren Abhängigkeit von anderen Kulturen hervorzuheben, als auch den Eurozentrismus von heute und damals aufzuzeigen, um ihm mit Hilfe eines *postcolonial turn* entgegenzutreten.²³²

Deshalb lässt sich allgemein über die Wiener Globalgeschichte sagen, dass sie zumindest offiziell eine *standpoint epistemology* vertritt. Wie in so vielen historischen Feldern herrscht gerade durch die Epistemologie determiniert auch ein ausgeprägter methodischer wie theoretischer Eklektizismus vor.

2.3. Fortschrittsoptimismus

Als Abschluss des Kapitels „Geschichtsphilosophie“ möchte ich noch kurz einer Frage nachgehen, mit der sich Herta Nagl-Docekal auch in ihrem Buch „Der Sinn des Historischen“ beschäftigt hat. Als eine bedeutende Komponente der Geschichtsphilosophie streicht sie, wie wir schon festgestellt haben, die Frage nach Fortschritt heraus. Und tatsächlich ist Fortschritt, wie wir gesehen haben, in geschichtsphilosophischen Paradigmen (bis auf den Strukturalismus) ein zentraler Parameter. Fortschritt im philosophischen Sinne ist aber mehrheitlich noch immer im Fortschrittsgedanken der Aufklärung verankert. Also ist Fortschritt nach Nagl-Docekal eine moralische Verbesserung der Welt/Menschheit. Es ist darauf aufmerksam zu machen, dass dies nicht den Fortschrittsgedanken der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften widerspiegelt, welche Fortschritt meistens mit Komplexitätssteigerung gleichsetzen, die keinen moralischen Fortschritt automatisch mit einschließt. In den Geisteswissenschaften hat der Fortschritt als moralischer Fortschritt jedoch eine sehr dominante Tradition. Daher geht es in diesem Kapitel ausschließlich um den geisteswissenschaftlichen Fortschrittsbegriff.

Insofern ist es die besondere Aufgabe der Historiker, die Welt über die Geschichte zu belehren, damit sich „Fehler“ nicht wiederholen. Nachdem Geschichte unter den meisten Historikern heute aber als etwas Unwiederholbares gilt und gerade die Erfahrungen von Totalität, im Leben wie im Krieg, im 20. Jahrhunderts den moralischen Fortschritt ad absurdum geführt haben, stellt sich Nagl-Docekal die Frage, ob die Geschichtsphilosophie

²³² Grandner und Komlosy sprechen in diesem Zusammenhang lediglich von der Zusammenarbeit mit „regionalen Spezialisten“ und nicht von einem *postcolonial turn*, dennoch stellt dieser für die Global-Historiker mit Sicherheit eine fruchtbare und attraktive Ergänzung innerhalb ihres Forschungsbereichs dar. Vgl. ebd., 15;17.

durch den proklamierten Tod des Fortschrittsgedankens beerdigt wurde. Eine Frage, die sie, soweit kann man schon einmal vorgreifen, verneint. Und sie verneint dies aus vorrangig zwei Gründen: Einerseits ist Fortschritt nicht gleich Fortschritt - auch in der Aufklärungszeit ist der Begriff nicht als einheitliches klares Konstrukt zu denken -, andererseits hat sie ein so simples wie überzeugendes Kernargument, nämlich „zu bedenken, dass die soeben umrissenen Einwände gegen den Fortschrittsbegriff ihrerseits von Antizipationen einer besseren Zukunft ausgehen“²³³. „Auch wenn dies nicht in einer entfalteten Theorie geschieht, sondern nur in Form von knappen Andeutungen, liegt auf der Hand, dass jede Kritik an Unterdrückung von einer Idee der Freiheit getragen ist, und jede Kritik am Zwang zur Homogenisierung von einer Idee von Pluralität.“²³⁴

Nagl-Docekal untermauert ihre theoretischen Ansätze an zwei Fallbeispielen. Im ersten Fall ist Fortschritt nicht gleich Fortschritt, weil man schon bei Hegel und Kant starke Kontraste am geschichtsphilosophischen Fortschritt feststellen kann. Geht es bei Hegel, wie sie argumentiert, „paradigmatisch“ um „Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit,“ geht es bei Kant zwar auch um den klassischen Aufklärungsfortschritt im Sinne einer moralischen Weltverbesserung, jedoch weniger automatisch. So rechnet Kant nicht mit einem kumulativen Freiheitsbewusstsein, welches dann auch Gerechtigkeit bewirkt, sondern vielmehr mit einem praktisch orientierten Bewusstsein, dass durch Selbstreflexion summa summarum zu einem Anwachsen der Freiheit führt. So gibt Kant den Historikern bereits eine sehr moderne Aufgabe, nämlich in der Geschichte nach Gerechtigkeit zu suchen.²³⁵ Beweist man deren historische Möglichkeit, so macht man sie dadurch vielleicht wieder möglich: „Die Geschichtsphilosophie vermag zu zeigen, dass der Fortschritt, zu dem beizutragen moralische Pflicht ist, auch geschichtlich möglich ist.“²³⁶

Ihr zweites Fallbeispiel sind die Vertreter der Kritischen Theorie, nämlich Horkheimer und Adorno, die als große Gegner der Geschichtsphilosophie zu verstehen sind.²³⁷ Ohne nun genauer auf Nagl-Docekals Analyse von deren Fortschrittsgedanken einzugehen, lässt sich wohl recht plausibel argumentieren, dass es ihr gelingt, Horkheimer und Adorno

²³³ Nagl-Docekal, *Geschichtsphilosophie*, 18.

²³⁴ Ebd., 18.

²³⁵ Vgl. ebd., 32f.

²³⁶ Ebd., 34.

²³⁷ Nagl-Docekal zeigt, dass gerade in Adornos *Negativer Dialektik* die Ablehnung des geschichtsphilosophischen Fortschrittsgedankens zentral ist. Zum Beispiel: „Keine Universalgeschichte führt vom Wilden zur Humanität, sehr wohl eine von der Steinschleuder zur Megabombe [...] Hegel wird dadurch zum Entsetzen verifiziert und auf den Kopf gestellt.“ Zitiert ebd., 41.

Geschichtsphilosophie im Sinne Kants nachzuweisen. Und dies, obwohl sowohl Hegel als auch Kant von beiden heftig kritisiert wurden.

Nach Nagl-Docekal's Interpretation der Kantschen Geschichtsphilosophie besitzt diese wohl für alle politisch motivierten Historiker ein gewisses Maß an Gültigkeit. Somit trifft also auch für sehr viele Historiker, die sich keiner paradigmatischen Schule mit Wurzeln in der Geschichtsphilosophie angeschlossen haben (allem voran der Gros der feministischen Historikerinnen) zu, dass sie trotzdem Erben der universalgeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Traditionen sind und diese fortführen, sofern sie auch nur die geringste Hoffnung haben, dass Fortschritt möglich ist.

3. Kulturgeschichte

„Innerhalb der Disziplin steht Kulturgeschichte für die Legitimität unterschiedlicher Zugangsweisen zur Geschichte und gegen (ethno-)zentristische Theorien.“²³⁸

Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts erlebt das Wort Kultur eine Hochkonjunktur in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die somit zu Kulturwissenschaften wurden. Gerade in der Geschichtswissenschaft ist diese auch als eine Gegenbewegung zu den naturwissenschaftlichen, den Gegenstand objektivierenden Tendenzen der Gesellschaftsgeschichte zu sehen. Daher hat Kultur den davor recht populären Begriff der Gesellschaft abgelöst.²³⁹ In diesem Sinn steht Kultur auch nicht, wie dies vielleicht früher geläufig war, für eine Hochkultur bzw. eine Oberschichtenkultur, sondern bezeichnet **jeden** Bereich **allen** menschlichen Lebens. Auf vielfältige Auseinandersetzungen mit der Frage, was der Kulturbegriff eigentlich genau bezeichnen soll (die in der Kulturanthropologie schon am Beginn des 20. Jahrhunderts umfassend diskutiert wurde) konnte aber bis heute keine Antwort gegeben werden. Sieder schlägt daher vor: „Das Konzept 'Kultur' kann also offenbar nur unter der Bedingung ein Konvergenzrahmen werden, dass sich in ihm eine permanente theoretische Reflexion des Kulturellen organisieren lässt.“²⁴⁰

Ein Hauptstreben der Kulturwissenschaften ist es, das Subjekt in den Mittelpunkt zu stellen und dieses auch, wenn möglich, nicht zu objektivieren. In der deutschen Geschichtswissenschaft entfaltete sich diese Tendenz zuerst in neuen historischen Strömungen wie der Alltags- und Mikrogeschichte. Diese wurden allerdings relativ bald von

²³⁸ Dinges, Neue Kulturgeschichte, 192.

²³⁹ Ebd., 179.

²⁴⁰ Sieder, Kulturwissenschaften, 17.

Historischer Anthropologie, Geschlechtergeschichte, *Intellectual History*, *Oral History*, *New Historicism* und eben Kulturgeschichte eingeholt.²⁴¹

Der Wunsch nach einer Wiederbelebung des Subjekts steht aber, obwohl er ein proklamiertes Credo der Kulturwissenschaften ist, oftmals oppositionär zu anderen Forschungsansätzen, die sich unter das Banner der Kulturwissenschaften stellen. Gerade in den *Cultural Studies*, die sich durch einen solch starken Pluralismus auszuzeichnen scheinen, dass man sie gar nicht anders als durch ihre vielfältigen Zugänge definieren kann, dominiert die Beschäftigung mit Macht²⁴² und kulturellen Zwängen. Diese sehen in dem nun wiederbelebten Subjekt mehr ein Konglomerat kultureller Einflüsse als ein Individuum im historistischen Sinne. Im Gleichklang mit den extremistischen Postmodernisten, die den Tod des Subjektes verkünden, unterwerfen auch die *Cultural Studies* ihre Forschungssubjekte der sozialen und kulturellen Determination.²⁴³ Oder sie sind, wie Ute Daniel formuliert, „Ausgeburten des Diskurses der Macht“²⁴⁴.

Gleichzeitig konstruieren diese neuen Forschungsansätze aber nicht nur neues Wissen, sondern lösen Altes auf und damit, wie es scheint, nicht nur disziplinäre, sondern auch epistemologische und theoretische Grenzen. Reinhard Sieder bezeichnet die kulturwissenschaftliche Geschichtswissenschaft daher als „polyparadigmatisch“²⁴⁵.

Von diesen Ansätzen ist der Schritt zur Postmoderne nicht weit. Genauer gesagt kennzeichnen diese Ansätze für viele, die sich nicht unter deren Vertretern befinden, die Postmoderne. Eine relativ einfache und vielleicht auch halbwegs unumstrittene Definition mag möglich sein, wenn man sie rund um den *linguistic turn* ansiedelt.²⁴⁶ Dies betrifft dann aber alle modernen Kulturwissenschaften. Dennoch muss immer bedacht werden, dass sowohl der *linguistic turn* als auch die anderen relativierenden und fortschrittspessimistischen Erscheinungen, die in Begleitung der Postmoderne auftreten, Vorläufer haben, die weit älter sind als der *linguistic turn*. Als Beispiel mag Nietzsche dienen, der immer wieder als Urvater des postmodernen Gedankengutes herangezogen wird, oder Simmer, der schon im 19. Jahrhundert argumentierte, dass jede Geschichte immer nur eine subjektive Konstruktion sei. Das

²⁴¹ Vgl. Aschmann, *Moderne*, 261.

²⁴² Vgl. Bonnell & Hunt, *Introduction*, 10.

²⁴³ Ebd., 22.

²⁴⁴ Daniel, *Clio*, 20.

²⁴⁵ Sieder, *Fakten*, 6.

²⁴⁶ Vgl. Sarasin, *Geschichtswissenschaft*, 12.

Mainstream-Phänomen, welches die Postmoderne heute in all ihren stärkeren und schwächeren Ausformungen kennzeichnet, lässt sich jedoch vorrangig in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts zurückverfolgen. Seinen Siegeszug trat es aber erst, wie schon erwähnt, in den 80ern und frühen 90ern des 20. Jahrhunderts an.

Für die traditionelle Geschichtswissenschaft bedeutete die Postmoderne eine große Gefahr²⁴⁷, hat sie den Historikern doch ihren Gegenstand, nämlich **die** Geschichte, entzogen. Was folgte, waren zahlreiche theoretische Auseinandersetzungen über die Existenzberechtigung von Geschichte als Wissenschaft bzw. über Wege, Geschichte als Wissenschaft zu erhalten, auch wenn man das postmoderne Diktum des epistemologischen Relativismus akzeptierte.

Birgit Aschmann hat sich mit der „Gefahr“ Postmoderne auseinandergesetzt und dabei aufgezeigt, wie schwierig Definitionen und haltbare wissenschaftliche Aussagen im Zeitalter der Dekonstruktion geworden sind. Sie bezeichnet die Ablehnung der Postmoderne innerhalb der Geschichtswissenschaften als heftig und versucht gleichzeitig, diese terminologisch zu fixieren. Dabei kommt sie zu der folgenden Erkenntnis: „Nur wenn man unter Moderne den auf Descartes zurückgehenden Erkenntnis- und Fortschrittsoptimismus der Aufklärung versteht, der sich in den geschichtsphilosophischen Entwürfen von Hegel und Marx ebenso spiegelt wie im Positivismus des 19. Jahrhunderts oder in den Modernitätstheorien des 20. Jahrhunderts, wenn für das Konzept „Moderne“ gilt, dass leitende Ideen und Koordinaten für „ultrastabil“ gehalten werden, nur dann ist die Postmoderne eine Absage an die Moderne.“²⁴⁸

Ansonsten behält die Postmoderne laut Aschmann weitestgehend Geschichtskonzepte bei, wenn auch in radikalisierte Form.²⁴⁹ Hier stimmt Aschmann mit Acham überein, der wie oben dargelegt die Vorläufer der Postmoderne schon im alten Historismus erkennt.²⁵⁰ Demnach ist die Kulturgeschichte dem Historismus eigentlich sehr nahe, ihre revolutionären Antithesen entwickelte sie nur gegen die Vertreter der formalisierten, theoretischen Geschichtsschreibung. Während Aschmann den Versuch unternimmt, die neue Kulturwissenschaft mit potentiellen Skeptikern zu versöhnen, verlaufen die Auseinandersetzungen der Universität Wien mit den postmodernen Doktrinen weitestgehend positiv und schöpferisch.²⁵¹ Studer charakterisiert die Rezeption der neuen Kulturwissenschaft dementsprechend als in zwei Lager geteilt. Einerseits gäbe es eine „tragische“ Lesart, die

²⁴⁷ Vgl. Lutter/Reisenleitner, 48

²⁴⁸ Aschmann, Moderne, 259.

²⁴⁹ Vgl. ebd., 260.

²⁵⁰ Vgl. Acham, Genese, 65.

²⁵¹ Zumindest in dem von mir untersuchten Zeitraum erfreut sich die neue Kulturwissenschaft enormer Popularität. Allein die Titel der ÖZG-Bände sprechen eine eindeutig kulturwissenschaftliche Sprache.

wohl mit der von Aschmann betonten, generellen Ablehnungen der Postmoderne übereinstimmt, andererseits lässt sich aber auch eine „triumphale“ Lesart konstatieren, die eine „Multiplikation der Gegenstände und die Pluralität der Perspektiven“²⁵² mit sich brachte. Im Falle der Universität Wien ist sicherlich Letzteres der Fall. Historische Anthropologie und Cultural Studies waren gerade in heuristischer Hinsicht unglaublich fruchtbar und haben damit ein breites Spektrum an interdisziplinären Publikationen wie auch Ringvorlesungen ermöglicht. Doch ungeachtet der positiven moralischen Bewertung der neuen Kulturwissenschaft (die sie vorrangig ihrer Vielfalt verdankt), bleibt sie auf paradigmatischer Ebene aufgrund ihres postmodernen Charakters weit weniger pluralistisch als ihre Vertreter das gerne annehmen möchten. Als große Merkmale für die postmoderne Wissenschaft weist Aschmann auf folgende Kriterien hin:

- In Anlehnung an Clifford Geertz wird Kultur oftmals als „das vom Menschen selbst gesponnene Bedeutungsgewebe, in welches er (als Individuum oder Kollektiv) verstrickt sei“²⁵³ charakterisiert.²⁵⁴
- Deshalb geht es darum, die Bedeutung zu interpretieren und zu rekonstruieren. Dies stellt ein Comeback der Hermeneutik dar. Doch diese Hermeneutik glaubt an keinen universalen Geist mehr, weshalb sie sich bloß selbstreflexiv bemühen kann²⁵⁵.
- „Die Untersuchung von Kultur besteht darin (oder sollte darin bestehen), Vermutungen über Bedeutungen anzustellen, diese Vermutungen zu bewerten und aus den besseren Vermutungen erklärende Schlüsse zu ziehen [...]“²⁵⁶

²⁵² Studer, Geschichte schreiben, 172.

²⁵³ Aschmann, Moderne, 262.

²⁵⁴ Geertz selbst bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Max Weber; er geht davon aus, „dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei [er] Kultur als dieses Gewebe ans[i]eh[t]“. Geertz, Dichte Beschreibung, 9.

²⁵⁵ Geertz sagt hierzu: „Das Verstehen dessen, was im Inneren von Eingeborenen (um diese gefährliche Wort noch einmal zu gebrauchen) vor sich geht, gleicht eher dem richtigen Erfassen eines Sprichworts, dem Begreifen einer Anspielung oder eines Witzes oder, wie ich vorgeschlagen habe, dem Lesen eines Gedichts als einer mystischen Kommunion.“ Ebd., 309.

²⁵⁶ Ebd., 29f.

- Im Unterschied zu der alten Hermeneutik steht auch meistens die Sprache und deren Ambivalenz sowie Arbitrarität²⁵⁷ im Mittelpunkt (In extremen Ausprägungen wird die Möglichkeit, die Realität mit Sprache erfassen, in Abrede gestellt²⁵⁸).

Aus dem eben Skizzierten wird ersichtlich, dass sich unter dem Banner der Kulturgeschichte – ähnlich wie zuvor bei Geschichtsphilosophie und im Gegensatz zu Positivismus und Historismus – ein ungemein weites theoretisches wie methodisches Feld erstreckt. Dennoch soll versucht werden, anhand weniger Beispiele, die Kernkomponenten und Gemeinsamkeiten, die sich vor allem im paradigmatischen Bereich ansiedeln, herauszuarbeiten und darzustellen. Hierbei ist es besonders wichtig hervorzuheben, dass sich in der Kulturgeschichte ein **proklamierter epistemologischer Relativismus** weitestgehend durchgesetzt hat. Das „proklamiert“ muss besonders betont werden, weil dessen Umsetzung in der Praxis äußerst inkonsequent erfolgt. Etzemüller weist auf die philosophische Inkonsequenz hin, wenn er erläutert: „Auch wenn sie die Welt in ihren Texten als Konstruktion ausgeben, so ist es doch die Realität, die den Konstruktionen ihre Form gibt.“²⁵⁹ Denn der epistemologische Relativismus fußt auf dem radikalen Konstruktivismus, der seinerseits die Erkennbarkeit der Wirklichkeit für Individuen ausschließt. Es sind demnach vielmehr autopoetische Systeme, auf welche die Umwelt „keinerlei determinierenden Einfluss“²⁶⁰ ausüben kann. Die Konsequenz der Nichterkennbarkeit der Wirklichkeit ist jedoch gleichzusetzen mit der Ungültigkeitserklärung und vor allem der Unbrauchbarkeitsdeklinatation aller Wissenschaft. Schon allein deswegen kann niemand, der an einer Universität arbeitet, ein konsequenter epistemologischer Relativist sein. Dennoch ist dieser proklamierte Relativismus eines der Mainstream-Versatzstücke des postmodernen Paradigmas.

Der große gemeinsame Nenner der postmodernen Zugänge findet vor allem in dem Umstand Ausdruck, dass es, wie Ute Daniel meint, ein „lebhaftes personelles und inhaltliches Hin und Her zwischen Alltagsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte und historischer

²⁵⁷ Das Konzept der Arbitrarität stammt (vgl. Kapitel 2.a.1.c.) aus dem Strukturalismus im Saussureschen Sinne und signalisiert eine gewisse Willkürlichkeit in Bedeutungsgebungen. Demnach liegt die Bedeutung eines Wortes nicht in seiner Beziehung zu dem, was es bezeichnet, sondern vielmehr in der Beziehung eines Wortes zu anderen Wörtern. In der Postmoderne beschränkt sich dieses Konzept nicht mehr auf die Ebene sprachlicher Bedeutungsgebungen, sondern wird übertragen auf alle Bedeutungen im kulturellen und zwischenmenschlichen Kontext.

²⁵⁸ Aschmann, Moderne, 266.

²⁵⁹ Etzemüller, Ich sehe, 27.

²⁶⁰ Ebd., 29

Anthropologie oder zwischen Frauen- und Geschlechtergeschichte und dem „linguistic turn“²⁶¹ gibt.

3.1. Alltags- und Mikrogeschichte

Während es schon zu Zeiten der Annales Mentalitätsgeschichte gab²⁶², entstanden im deutschsprachigen Raum ab den 70er Jahren die ersten Ansätze für Alltags- und Mikrogeschichte, die sich ähnlich der Mentalitätsgeschichte mit Erlebnissen, Erfahrung und Leiden aller Menschen beschäftigen wollten. Entgegen der Wehlerschen und Kockaschen Gesellschaftswissenschaft ist es das angestrebte Ziel dieser neuen Richtungen, den konkreten historischen Menschen (wieder) in den Mittelpunkt zu rücken. Im Gegensatz zum Historismus sind es von nun an nicht mehr nur die Eliten, die den Gegenstand verstehender Forschung darstellen sollen, sondern alle Menschen. Damit war diese Strömung der Geschichtsgeschichte gerade in ihrer Anfangszeit umfangreich politisch aufgeladen, wie Iggers betont.²⁶³ Auch Sieder charakterisiert diese als einen sehr politischen Zugang: „Im Paradigma der Alltagsgeschichte wurden ungleich mehr *Orte* zu Orten politischen Handelns, ungleich mehr *Personen* und Personengruppen zu Akteurinnen und Akteuren der Politik, und ungleich mehr *Handlungen*, *Ereignissen* und *Prozessen* wurde politische Relevanz zugeschrieben als dies im historistischen Paradigma der Politikgeschichte der Fall gewesen war.“²⁶⁴

Lüdtke betont, dass die Alltagsgeschichte nicht nur zum Selbstzweck der Darstellung von „Handeln und Leiden“ der „>>kleinen Leute<<“²⁶⁵ praktiziert werden soll: „Wer Handlungen und Erfahrungen aus den *Zusammenhängen* ihrer Entstehung und Wirkung heraustrennt, verfehlt Alltagsgeschichte.“²⁶⁶ Somit betont auch Lüdtke die politische Implikation dieser historischen Strömung. Die „kleinen Leute“ sollen nicht, wie bei der Strukturgeschichte oder bei der älteren politischen Geschichtsschreibung, zu „blinden Marionetten“ und „hilflosen Opfern“²⁶⁷ des historischen Verlaufs gemacht werden.

²⁶¹ Daniel, Clio, 10.

²⁶² Vgl. Dinges, Neue Kulturgeschichte, 184.

²⁶³ Iggers, Geschichtswissenschaft, 75.

²⁶⁴ Sieder, Rückkehr, 91.

²⁶⁵ Lüdtke, Alltagsgeschichte, 9.

²⁶⁶ Ebd., 11.

²⁶⁷ Vgl. ebd., 11.

Das Individuum rückt zunehmend in ein Spannungsfeld aus Individualität und gesellschaftlicher Determiniertheit. Damit sollen vor allem die Handlungsmöglichkeiten der Individuen (*agency*) beleuchtet und analysiert werden.²⁶⁸

Die historistische Methode des Einfühlens auf Basis eines universalen Geistes wurde zurückgewiesen. Stattdessen betrachten AlltagshistorikerInnen ihren Gegenstand als etwas Fremdes. Daher lag es nahe, sich die Methoden bei jenen abzuschauen, die schon per definitionem mit dem Fremden zu tun haben, den EthnologenInnen. Um Griesebner zu zitieren:

„Was SozialhistorikerInnen von EthnologInnen lernen können, fasste Hans Medick wie folgt zusammen: erstens den >>genaueren Blick<<; zweitens die Einsicht, dass die >>Gesamtheit sozialen Leben [...] kulturell geformt<< ist; drittens einen Kulturbegriff, der Kultur daher nicht >>lediglich als ein System von Normen, Symbolen und Werten<< versteht, und viertens die Bereitschaft zur Kontextualisierung der Quellen.“²⁶⁹

Obwohl die Alltags- und Mikrogeschichte sich also konsequent zur Analyse von Individuen bekennt, will sie sich vielfach damit nicht zufrieden geben. Von den Betrachtungen der Einzelpersonen ausgehend werden nämlich sehr wohl Abstraktionen auf die Gesamtgesellschaft vollzogen, was zumindest ansatzweise für einen methodologischen Individualismus spricht. Ginzburg sagt hierzu beispielsweise: „Es werden bei einem Durchschnittsindividuum, das für sich selbst genommen ohne jede Relevanz und gerade deswegen repräsentativ ist, die Charakteristika einer ganzen sozialen Schicht in einer bestimmten historischen Periode wie in einem Mikrokosmos untersucht [...]“²⁷⁰

3.2. „Diskursanalyse“

Laut Ute Daniel sind die kulturalistischen Zugänge in ihren Epistemologien stark von den diskursanalytischen Ansätzen zu unterscheiden – eine Verlautbarung, die man in der Praxis eigentlich kaum umgesetzt findet. Dies erwähnt Daniel auch selbst; sie spricht in diesem Fall, positiv konnotiert, von „fröhlichem Eklektizismus.“²⁷¹ Dennoch charakterisiert sie die idealtypische Unterscheidung zwischen Kulturgeschichte und Diskursanalyse folgendermaßen: „[B]ei kulturalistischen Ansätzen [...] gelten als „Tatsachen“ die

²⁶⁸ Vgl. Lutter/Reisenleitner, *Introducing*, 49.

²⁶⁹ Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft*, 100.

²⁷⁰ Zitiert nach Lutter/Reisenleitner, 52.

²⁷¹ Daniel, *Clio*, 9.

Weltdeutungen und Wahrnehmungsweisen historischer Subjekte und Kollektive im jeweiligen historisch-sozialen Kontext; im zweiten Fall, bei diskursanalytischen Ansätzen, gelten als ‚Tatsachen‘ die sinn- und subjektkonstituierenden Diskurse im Kontext anderer derartiger Diskurse.“²⁷² Bei einer konsequenten Diskursanalyse sollte also dem Derridaschen Diktum, dass es nichts außerhalb des Textes gibt, epistemologisch Folge geleistet werden. Dieser Umstand wird sich aber in der Praxis der Historiker kaum konsequent wieder finden lassen. Ebenso wenig ist diese klare Distinktion von Daniel in kulturalistische und diskursanalytische Ansätze eine, die in der Praxis tatsächlich Bestand hätte.

3.2.1.Heuristik

Ihren Ausgangspunkt nimmt die historische Diskursanalyse zwar bei Foucault (vgl. 2.a.1.c.), ihr zentrales Anliegen ist jedoch, abseits von tief philosophischen oder theoretischen Auseinandersetzungen, **Kontextualisierung**. Dementsprechend kann Diskursanalyse über alles und mit allem praktiziert werden und dient daher besonders auf der heuristischen Ebene als fruchtbarer Ausgangspunkt. So kann über die Thematisierung der politischen Diskurse, eine Praxis, die es schon lange gibt, durch das Feld der Diskursanalyse alles zum Thema werden. Es wird möglich, eine Geschichte der Sinne, der Sexualität, der Geisteskrankheit und, neben unendlich vielen anderen Themenfeldern, vor allem auch eine Geschichte von Geschlechterrollen (Gender) zu verfassen.

In diesem Ansatz spiegelt sich die mittlerweile gängig durchgesetzte Praxis, am Anfang jedes Artikels beziehungsweise Werkes die zentralen Begriffe zu definieren. Diese Praxis wird manchmal mehr, manchmal weniger stringent durchgesetzt, wobei es ein auffälliges Merkmal postmoderner Forschung ist, dass man Begriffe oftmals definiert, obwohl man gar nicht explizit mit diesen Definitionen arbeitet.²⁷³ Andererseits werden zentrale Begriffe wie Kultur oder Geschlecht vielerorts immer noch undefiniert verwendet.²⁷⁴ Dies bedeutet natürlich nicht, dass nicht auch in der Zeit vor Foucault schon die Bedeutung von Begriffen umstritten

²⁷² Ebd., 9.

²⁷³ Therese Garstenauer beschäftigt sich beispielsweise in einem von mir evaluierten Artikel mit der Definition von „Generation.“ Doch ist dieser Definitionsversuch ohne wesentliche Relevanz für das Konzept des Artikels, da der von ihr verwendete Generationenbegriff bei weitem nicht thesenleitend fungiert und auch ohne vorherige Begriffklärung verstanden werden kann. Somit ist diese Definition keineswegs erforderlich, da es aber zur momentan trendigen Praxis gehört, trotzdem notwendig. Vgl. Garstenauer, Tradition, 100f.

²⁷⁴ Vgl. Griesebner & Lutter, Geschlecht, 60.

war und sie deshalb diskutiert und geklärt werden mussten. Doch durch den diskursanalytischen Ansatz treten erstens prinzipiell **alle** Begriffe ins Zentrum von Klärungsbedürfnissen und zweitens wird die Fixierung auf begriffliche Konstanten immer seltener und unpräziser: „Einen Ausdruck zu definieren, läuft darauf hinaus, seine Verwendungsweise zu begrenzen und eine solche Ausgrenzung soll m. E. gerade vermieden werden.“²⁷⁵

Es wird somit nötig, die selbstverständlichsten Begriffe neu zu definieren, wie Arbeit, Sex, Generation u. a. Die Definition ist erforderlich, wenn der Begriff als Ausgangspunkt einer kulturwissenschaftlichen Studie hergenommen wird. Weil er aber in all seinen unterschiedlichen diskursiven Bedeutungen beleuchtet wird und es im Sinne eines proklamierten emischen, epistemologischen Relativismus erforderlich ist, allen Bedeutungen dieselbe Relevanz zukommen zu lassen, wird es schwierig bis unmöglich, den Begriff überhaupt zu definieren bzw. eine Definition aufrecht zu erhalten. In Extremfällen kann sich eine kulturwissenschaftliche Studie in ihrer historischen Diskursanalyse also nur damit auseinandersetzen, verschiedene Bedeutungen von Begriffen aufzulisten.

Deshalb zeichnet sich dieser Ansatz, im Gegensatz zu früheren Begriffsdefinitionen, besonders dadurch aus, dass Diskursanalytiker zwar in erster Linie alles einmal definieren müssen, diese Definitionen aber oft derartig offen sind, dass man erst wieder keine operationalisierte Definition hat. Dieser Widerspruch von einerseits Forderung nach Definition, andererseits aber der Verweigerung von zu engen Konzepten ist natürlich schon im epistemologischen Relativismus der postmodernen Paradigmen prämissenförmig angelegt.

3.2.2.Theorie

Die Diskursanalyse möchte, wie schon erwähnt wurde, **alles** aus dem Kontext betrachten und im Kontext **verstehen**. Damit ist sie also durchaus **emisch**, obwohl Diskursanalyse und Hermeneutik eigentlich ein Gegensatzpaar bilden und damit unvereinbar sind: „Was die hermeneutische Kulturgeschichte von einer diskurstheoretisch fundierten Kulturgeschichte trennt, ist genau die Frage nach der Stellung des Subjekts und damit des subjektiven Meinens und Glaubens in dem zu erforschenden Zusammenhang. [...] Die Frage nach dem, was sich jenseits dessen, was als Glauben und Meinen hermeneutisch verstanden werden kann, als

²⁷⁵ Daniel, Clio, 20.

realitäts- und damit als geschichtsmächtig ausweisen lässt, ist zweifellos die entscheidende [...]“²⁷⁶ Dieses Zitat weist also auf einen stark Foucaultschen Diskursbegriff hin, der, wie weiter oben erläutert wurde, von einem strukturalistischen und seinerseits strukturierenden Diskurs ausgeht. Es kommt in dem Zusammenhang eben immer darauf an, worauf sich der Diskursbegriff bezieht. Strebt man wie Foucault einen allgemeinen, von Subjekten unabhängigen Diskurs an, so entspricht das **etischen** Aussagen und stimmt mit dem vorangestellten Sarasin-Zitat überein. Das ist also etwas gänzlich anderes als Hermeneutik und an dieser auch nicht interessiert. Aber viele praktisch angewendete Diskursanalysen - vor allem jene, die im Rahmen kulturwissenschaftlicher Forschung verwendet werden - reden nicht nur über den Diskurs an sich, sondern versuchen ihn durchaus auch auf die Bedeutungsebene und damit in die Sphären der Hermeneutik herunterzubrechen. Es gibt also durchaus strukturalistische Diskursansätze, die an der Wechselwirkung zwischen Diskurs und Subjekt interessiert sind. In der Praxis verdeutlicht sich dieser Umstand durch Äußerungen und Ergebnisse etischen Charakters über emische Forschungsfragen.²⁷⁷

Der Diskurs kann aber auch in relativistischen Ansätzen völlig bei den behandelten Akteuren bzw. Texten verbleiben. Dann wird er aus einer konkreten Situation heraus thematisiert und analysiert. Dies entspricht dem klassischen Ansatz der Dekonstruktion: „Die Herangehensweise bei der Analyse dieser Diskurse ist dann dekonstruktivistisch bzw. diskursanalytisch und stellt insofern den Gegensatz zu hermeneutischen Verfahrensweisen dar, als hier nicht interpretiert, sondern dekodiert wird.“²⁷⁸ Beim Dekodieren interessiert den Forscher vor allem das, was der Text verschweigt. Dieser literaturwissenschaftliche Ansatz ermöglicht zwar eine unglaublich große Spannweite an Interpretationsansätzen, allerdings handelt es sich wieder um ausschließlich idealistische Konzeptionen über ideelle Gegenstände, deren Überprüfbarkeit bei Null liegt, sodass man sich wieder die Frage stellt, welchen Wert solche Ansätze für die Wissenschaft haben.

Der Diskurs im Sinne des Strukturalismus kann aber die Stelle der Struktur übernehmen, wie dies bei Foucault geschehen ist. Es ist bei der Betrachtung von Diskursanalyse also maßgeblich, miteinzukalkulieren, welchen Referenzpunkt sie ansetzt. Bleibt der Diskurs auf einer konkreten Ebene, also bei bestimmten Personen beziehungsweise Texten, so ergeben

²⁷⁶ Sarasin, Geschichtswissenschaft, 28.

²⁷⁷ Auch auf die Gefahr hin mich zu wiederholen, kann ich nicht oft genug betonen, dass gerade die Vermischung von Emik und Etik nicht nur die unwissenschaftlichste Herangehensweise, sondern politisch gesehen auch die zweifelhafteste ist.

²⁷⁸ Daniel, Clio, 9.

sich aus ihm andere theoretische oder methodische Konsequenzen, als wenn es sich um einen proklamierten allgemeinen bzw. öffentlichen Diskurs handelt. Das epistemologische Postulat nach Derrida, dass es nichts außer dem Text gibt, findet in der Geschichtswissenschaft keine Anwendung und kann daher hier außen vor gelassen werden.

Tatsächlich ergeben sich für die Diskursanalyse primär drei leitende Möglichkeiten. Die Diskurse im historischen Bereich sind also

- an konkrete Personen und Quellen gebunden und werden dargestellt und rekapituliert (emisch).
- Sie werden aber nicht nur dargestellt, sondern auch interpretiert und/oder dekonstruiert (emisch & etisch).
- Sie sind, wie im Falle Foucaults, Diskurse an sich, die einen idealistischen Gegenstand haben, der unabhängig von Individuen ist (etisch).

Die erste Möglichkeit kann zwar Interpretationen mit einschließen und temporär von der Emik abweichen, grundsätzlich aber liegt eine epistemologische und quellentechnische Bindung vor. Daher ergeben sich aus diesem Ansatz an sich noch keine paradigmatischen Konsequenzen. Im Gegenteil, dieser Ansatz ist nahezu in alle Paradigmen und Forschungsfelder integrierbar.

Zweiteres, die Dekonstruktion, befindet sich in einer Art Zwischenposition, da sie nach jenen Bedeutungen sucht, die der Text verbergen möchte. Sie möchte also auch etische Aussagen treffen. Zusätzlich arbeitet die Dekonstruktion oftmals mit binären Oppositionen, die ihrerseits auch aus dem Strukturalismus kommen: „Ein Text ist dekonstruiert, wenn durch diese Operationen erkannt wird, welche Gegenbegriffe, Oppositionen und widerstreitende Argumente der Text unterdrückt, ohne sie ganz unsichtbar machen zu können.“²⁷⁹ Damit ist bis zu einem gewissen Grad ein epistemologisches/theoretisches Prinzip von Claude Levi-Strauss übernommen. Dekonstruieren kann man den konkreten Text, man kann aber auch mit der Dekonstruktion den allgemeinen strukturalistischen Diskurs verbinden und diesen in den dekonstruierten Texten aufsuchen. Dekonstruktion an sich ist also noch kein eindeutig strukturalistisches Unterfangen, aber schon sehr stark strukturalistisch gefärbt.

²⁷⁹ Daniel, Clio, 18.

Die letzte Möglichkeit einer Verlautbarung eines Diskurses an sich ist jedoch ein Diskurs im strukturalistischen Sinne. Dieser kann nur als eine epistemologische Prämisse, also a priori, gerechtfertigt werden.

Joan W. Scott hat laut Ute Daniel als eine der ersten praktizierenden Historikerinnen diesen epistemologischen Quantensprung von diskursiver Textanalyse zur Analyse eines epistemologischen Diskurses vollzogen (also mit dem Kategorisierungsschema gesprochen den Sprung von der ersten zur dritten Möglichkeit): „Indem die Kategorie der Erfahrung absolut gesetzt, also als nicht reduzierbar betrachtet werde [Kritik an rein hermeneutischen, also emischen Verfahren], verstelle sich die historische Analyse den Blick auf dasjenige, **was diese Erfahrung erst bedinge** [Hervorhebung durch die Verfasserin]; und dies seien die Kategorien, welche die Vorbedingung für das Machen von Erfahrung seien, allen voran die Kategorie des Subjekts und die Kategorie für die Differenz zwischen dem „Selbst“ und dem „Anderen“ – also insbesondere „Geschlecht“ und „Rasse“.“²⁸⁰ Der Historiker soll sich also auf die Suche nach mehr oder weniger metaphysischen Diskursen machen, die wandelbar durch Zeit und Raum, aber dennoch in gewisser Art und Weise konstant vorhanden sind und so Denken und Wahrnehmen der Menschen konstruieren. Bei der Betrachtung von Quellen geht es also darum, nach den Spuren dieses Diskurses zu suchen.

Einen solchen Ansatz finden wir auch bei Eder: „Diskurse konstituieren soziale Identität, Subjektpositionen und Typen des Selbst. Solcherart formen sie die sozialen Beziehungen zwischen Menschen und tragen zur Bildung von Wissens- und Glaubenssystemen bei. [...] Diskursive Praktiken der Produktion, Distribution und Konsumption (inklusive Interpretation) werden als Facetten hegemonialer Auseinandersetzungen gesehen, die zur Reproduktion oder Transformation der existierenden Ordnung des Diskurses genauso beitragen wie vermittelt zur Reproduktion oder Transformation der sozialen Ordnung und Machtbeziehungen. So hinterlassen gesellschaftliche Konflikte in Texten als kontradiktorische und inkonsistente Elemente ihre Spuren und können als solche durch die Textanalyse aufgespürt werden.“²⁸¹

Ein solcher Ansatz birgt auf einer theoretischen Ebene natürlich eine unendliche Vielfalt an methodologischen Problemen. Es ist nicht überprüfbar und ebenso wenig operationalisierbar, was als dieser determinierende Diskurs angenommen wird. Genauso wenig kann man überprüfen oder in eindeutigen Verfahren festhalten, wie sich die Wechselwirkung zwischen determinierendem Diskurs und Individuum gestaltet. Der Diskurs mag in verschiedene

²⁸⁰ Ebd., 16.

²⁸¹ Eder, Durchtränktsein, 16.

Facetten und Analyseebenen aufzuspalten sein, das ändert aber nichts daran, dass dieser Diskurs nur als epistemologisches Postulat, als eine Gegebenheit an sich und damit als etwas Strukturalistisches angenommen werden kann. Nur mit der epistemologischen Voraussetzung, dass er existiert und relativ einfach erfassbar ist, kann man mit einer solchen Aussage, wie Eder sie oben getroffen hat, arbeiten. Hier nimmt der Diskurs paradigmatischen Charakter an und braucht deshalb, wie wir seit Kuhn wissen (Stichwort der Inkommensurabilität), nicht Gegenstand der wissenschaftlichen Debatte zu sein.

Dieser epistemologische Diskurs kann auch noch mit anderen epistemologischen Prämissen verschränkt werden. So wie bei schon bei Foucault die Machtverhältnisse bzw. Macht epistemologisch in jeden Diskurs eingeschrieben wurde(n), wird dies beispielsweise auch bei der „kolonialen Diskursanalyse“ praktiziert: „Die koloniale Diskursanalyse untersucht, allgemein formuliert, wie Erkenntnisse, die ein bestimmter Diskurs produziert, mit Macht verbunden sind, wie Verhalten und Praktiken reguliert, Identitäten konstruiert definiert werden.“²⁸²

In solchen Fällen sind Diskursanalysen sehr aussagekräftig, da ein Großteil ihrer Prämissen schon festgeschrieben sein muss, sonst könnten sie zu keinen Ergebnissen kommen. Sowohl der Diskurs an sich als auch die zentralen heuristischen Elemente der eigenen Forschung müssen schon vorhanden sein, bevor mit der Forschung begonnen wird; sie bilden somit ein Paradigma.

Diese paradigmatische Diskursanalyse muss aber von der operationalisierten Form (folgt man dem oben dargelegten Schema, so handelt es sich hierbei um die erste Möglichkeit) der Diskursanalyse unterschieden werden. Nur dann, wenn sie nicht von einem allgemeinen, sondern nur von einem konkreten, an bestimmte Personen gebundenen Diskurs ausgeht, ist sie paradigmatisch nicht aussagekräftig, dafür aber überprüfbar.

3.3. Historische Anthropologie

Ein sehr gutes Beispiel dafür, dass man in der Geschichte oft von Paradigmenwechseln spricht, ohne den Begriff zu definieren oder sich mit seinen verschiedenen Bedeutungsebenen auseinander zu setzen, findet man in einer Abhandlung über historische Anthropologie, die von Gert Dressel sowohl als Dissertation als auch als wissenschaftliches Lehrbuch herausgegeben wurde. Historische Anthropologie wird dort zum Inbegriff der

²⁸² Kossek, Postkolonialismus, 15.

kulturalistischen Wende, denn sie hat „DEN MENSCHEN historisch zum Thema gemacht“²⁸³. Leider ist das dann schon alles, was Dressel verallgemeinernd zu dieser historischen Strömung zu sagen hat. Dennoch spricht er von einem Paradigmenwechsel.²⁸⁴ Und damit belässt Dressel es nicht, er spricht sogar vom „doppelten Paradigmenwechsel.“²⁸⁵ Dies ist eine interessante Terminus Konstruktion, da sie vor allem im Kuhnschen Paradigmaschema, aber auch in anderen, die in der vorliegenden Arbeit bereits Erwähnung gefunden haben, überhaupt keinen Sinn macht. In einer wissenschaftstheoretischen Absteckung des Begriffes, wie sie von Kuhn oder Harris vorgenommen wurde, ist es unmöglich, vom doppelten Paradigmenwechsel zu sprechen. Dressel selbst erläutert auch nicht wirklich, was er sich unter Paradigma vorstellt. Aber wissenssoziologisch gesehen ist es natürlich eine interessante Zusammensetzung, dass er als einer der Ersten gilt, die diese wissenschaftliche „Disziplin“ in Österreich populär gemacht haben und er sie dementsprechend als so revolutionär preist, dass sie nicht nur einfach einen Paradigmenwechsel darstellt (obwohl sie das gar nicht tut) sondern gleich einen doppelten.

Jakob Tanner beschreibt die Historische Anthropologie etwas weniger revolutionär, kann aber auch nicht wirklich vermitteln, was sie als eigenes Feld kennzeichnet. Er führt sie nämlich in ihren Wurzeln bereits auf die Geschichtsschreibung der Annales zurück²⁸⁶ und bietet in einem eigenen Kapitel einen Überblick über die Überschneidungslinien zwischen Geschichte und Anthropologie. Der explizite Hinweis darauf, dass sich die historische Anthropologie jedoch weiter zurückverfolgen lässt als der Begriff existiert, könnte der Konstatierung von historischer Anthropologie als eigener Disziplin, wie sie von Dressel und Tanner gepriesen wird, durchaus widersprechen. Denn das, was unter dem Banner der historischen Anthropologie praktiziert wird, haben so manche Historiker und so manche Ethnologen ohnehin schon des längeren getan. Der Vorwurf erhärtet sich, wenn Tanner auf den postmodernen Charakter der historischen Anthropologie hinweist und betont, dass diese „keine geschlossene Theorie und keinen festen Standpunkt mehr zulässt“²⁸⁷.

Die historische Anthropologie ist innerhalb der Kulturgeschichte die direkte Nachfolgerin der Alltagsgeschichte. Sie sieht sich also besonders als eine Gegenbewegung zur

²⁸³ Dressel, Historische Anthropologie, 8.

²⁸⁴ Dressel, ebd., 32.

²⁸⁵ Ebd., 36.

²⁸⁶ Tanner, Historische Anthropologie, 9f.

²⁸⁷ Ebd., 12.

Gesellschaftsgeschichte.²⁸⁸ Wenn Dressel also davon spricht, dass der Mensch nun wieder im Mittelpunkt steht, dann spricht er aus einer **emischen** Perspektive heraus, weil es um Bedeutung und Bedeutungszusammenhänge geht. In diesem Sinne setzt die historische Anthropologie Ansätze der Alltagsgeschichte fort und bis zu gewissen Grad ist zweifelhaft, ob es überhaupt einen wissenschaftstheoretisch relevanten Unterschied zwischen den beiden Ansätzen gibt.

Die historische Anthropologie mag sich selbst vielleicht als eine Anwendung anthropologischer Theorien in der Geschichtswissenschaft sehen, aber sie bedient sich – zumindest so wie es von Dressel dargestellt wird – nur aus einem kleinen Pool. Per definitionem müssen alle Ansätze mit ethischen Erklärungsperspektiven außen vor gelassen werden. Tanner stimmt dem weitestgehend zu, da er immerhin drei Kernfragestellungen der historischen Anthropologie betont: „[E]rstens jene nach dem Wandel von Menschenbildern und den sich verändernden diskursiven und medialen Bedingungen anthropozentrischer Selbstbeschreibungen; zweitens jene nach den sozialen Praktiken und symbolischen Formen, durch welche die Menschen ihr gesellschaftliches Zusammenleben organisieren und regulieren, und drittens jene nach der Geschichtlichkeit der menschlichen Natur.“²⁸⁹

Vorsicht ist aber geboten, weil die historische Anthropologie schon durch diese Kernfragen bedingt gar nicht anders kann, als mit Formalismen zu arbeiten. Wenn ihre Basisfragen emisch sind, vor allem jene nach Gefühlen und Bedeutungen, dann steht sie vor zwei Problemen. Einerseits will sie Perspektiven erfassen, die für einen Großteil der gesamten Geschichtsschreibung relativ irrelevant waren und deshalb in vielen Zeugnissen keinen Ausdruck finden und denen daher wenig Quellen zur Verfügung stehen. Andererseits, und dies ist das weit größere Problem, ist schon allein die Frage nach bestimmten Gefühlen und Handlungsmustern eine formalisierte Fragestellung, weil sie selbst nämlich ein Ausdruck unserer modernen, gefühlsbetonten Welt ist.²⁹⁰

Historische Anthropologie möchte, getreu den einführenden Zugängen in der Kultur- und Sozialanthropologie, verstehen, nachfühlen und dokumentieren, vergisst aber teilweise jene Kritiken – vorrangig die ethnozentristischen Kritiken –, die an diese Zugänge bereits herangetragen wurden. Wenn Dressel sagt: „Jeder Mensch durchlebt bzw. erfährt so etwas

²⁸⁸ Vgl. Dressel, Historische Anthropologie., 32 – 36 oder Van Dülmen, Historische Anthropologie, 12.

²⁸⁹ Tanner, Historische Anthropologie, 21.

²⁹⁰ Er weist selbst darauf hin, wenn er schreibt: „Daß [sic!] Historikerinnen [...] sich seit einigen Jahren verstärkt mit dem Menschen in Vergangenheit und Gegenwart befassen, hat natürlich etwas mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen zu tun, die bestimmte Fragen und Probleme aufgeworfen haben. Historische Anthropologie ist Teil und Reaktion dieses gesellschaftlichen Wandels.“ Dressel, Historische Anthropologie, 8.

wie eine ‚Kindheit‘²⁹¹, dann bedient er sich bereits einer formalisierten, modern-westlichen Kategorie. Wenn er nun an eine Gesellschaft herantritt und nach deren Bedeutungszusammenhängen fragt, ist sein Blick schon von vornherein mit Konzepten verstellt, die es in dieser Gesellschaft womöglich gar nicht gibt. Denn ob es uns gefällt oder nicht, Kindheit und das Recht darauf sind moderne Konzepte und es ist nicht selbstverständlich, dass jeder Mensch so etwas erlebt. Dies bedeutet, dass es auf der heuristischen Ebene natürlich interessant und fruchtbar sein kann, sich mit dem Leben, Tun und Schaffen von Kindern auseinander zu setzen. Die typische Frage historischer Anthropologie hingegen, was Kindheit wohl in einer anderen Gesellschaft bedeute, ist formalistisch, eurozentristisch und einfach nicht nach wissenschaftlichen Maßstäben zu beantworten. Obwohl Dressel selbst diesen problematischen Aspekt nennt, stellt er trotzdem diese Frage.²⁹²

Die historische Anthropologie ist sich also der Kritik an der Hermeneutik bewusst, aber trotzdem ausschließlich an ihr interessiert.²⁹³ So hat es sich die historische Anthropologie zur Aufgabe gemacht, nur der Emik verpflichtet zu sein. Da es hierfür jedoch noch kein theoretisches Prinzip als Pendant gibt, macht sie das noch nicht zum Paradigma. Tanner hingegen spricht schon fast von einer Anthropologisierungsepidemie. Nachdem er viele neue Bindestrichbildungen aufgelistet hat, sagt er dazu: „Diese Begriffskonstruktionen verweisen alle auf historische Vorgänge, auf einen gesellschaftlichen Wandel, dessen Facetten durch einen anthropologischen Blick fokussiert werden. Anthropologie ist heute also dabei, die Wissenschaft quer durch die Disziplinen hindurch zu infiltrieren; dank des subversiven Adjektivs ‚historisch‘ gibt es mittlerweile fast keinen Forschungsbereich mehr, in dem sich die Figur des *anthropos* nicht diskursiv hätte reproduzieren können.“²⁹⁴ An dieser Stelle kann man berechtigterweise die Frage stellen, wieso sich die historische Anthropologie als eigene Disziplin etablieren will, wenn sie nach Tanners Darstellung ohnehin alles mit einschließt.

3.4. Frauen- und Geschlechtergeschichte

²⁹¹ Ebd., 38.

²⁹² Nur eine Seite später bringt er ein Zitat von Margaret Mead, das genau diese Kritik zum Ausdruck bringt, nämlich dass sich ein modernes Konzept von Kindheit und Jugend nicht auf andere Gesellschaften übertragen lässt. Vgl. ebd., 39.

²⁹³ „Historische Anthropologie ist also immer eine Gratwanderung. Einerseits muß [sic!] sie aktuelle Begriffe und Kategorien der Verständlichkeit wegen verwenden; andererseits sollte sie diese im Kontext des jeweils spezifischen historischen Forschungsfeldes relativieren.“ Ebd., 41.

²⁹⁴ Tanner, Historische Anthropologie, 19.

Die Frauen- und Geschlechtergeschichte kann man als ein eigenes, in sich geschlossenes Feld sehen. Dies entspräche dem historischen Blick zu jenen Zeiten, als Frauen und Geschlechterhistorikerinnen noch dafür kämpfen mussten, Lehrstühle, Forschungspraktika etc. zu erhalten. Da war das Feld durch die sozio-ökonomischen Faktoren bedingt auch politisch und methodisch noch mehr als ein Feld zu begreifen (auch wenn es innerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung niemals so etwas wie **ein** Paradigma oder **ein** Ziel der Frauen- und Geschlechtergeschichte gegeben hat²⁹⁵).

Gerade im Kanon mit den modernen Zugängen ist Frauen- und Geschlechtergeschichte aber eigentlich kein eigenes Feld mehr, sondern eher ein Aspekt, der in jeder Forschung zumindest ansatzweise berücksichtigt werden sollte: „Es sollte zur zweiten Natur für Historiker – gleich was sein oder ihr Spezialgebiet ist – werden, die Konsequenzen des Geschlechts ebenso bereitwillig zu berücksichtigen wie etwa die der Klassenzugehörigkeit.“²⁹⁶

Die Variationsvielfalt reicht aber von der Erwähnung von Frauen bis hin zu radikal konstruierten Geschlechtsbildern, die - ähnlich Foucaults Machtverhältnissen - alle Bereiche des Lebens diskursiv durchdringen.

Begonnen hat dies alles vorrangig in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, wobei die Konsequenzen für die Wissenschaftstheorie noch weniger radikal waren. Anfangs diente die Frauengeschichte als heuristischer Ansatzpunkt. Es ging darum, einer männlich dominierten Geschichtsschreibung - sowohl HistorikER als auch historische ProtagonistEN waren männlich – etwas entgegenzusetzen. Einer *history* sollte eine *herstory* gegenübergestellt werden. Man wollte zeigen, dass nicht alles, was auf der Welt passierte, allein von Männern gesteuert bzw. verursacht war. Die Frauen mussten sichtbar gemacht werden.

Der epistemologische wie theoretische Wandel vollzog sich im Mainstream auch erst mit den aufkommenden *Cultural Studies*. Von einem heuristischen Interesse ausgehend wurde auch das Geschlecht bedeutsamer. Tatsächlich nahm die Frauen und Geschlechtergeschichte eine Vorreiterrolle in der Zuwendung zu interpretativen beziehungsweise textorientierten Ansätzen ein.²⁹⁷ Um Natalie Zemon Davis zu zitieren: „Unser Ziel ist es, die **Bedeutung von Geschlechtsgruppen** in der historischen Vergangenheit zu **verstehen**. [Hervorhebung durch

²⁹⁵ Natalie Zemon Davis beschreibt auch die Vorläufer der modernen Frauengeschichte im 19. Jahrhundert als politisch beflügelt, weist aber auf Folgendes hin: „Sie wollten das Verhältnis zwischen den Geschlechtern gerechter gestalten – das wollen viele von uns auch, obwohl heute nicht minder als im 19. Jahrhundert gilt, dass diejenigen, die sich mit Frauengeschichte beschäftigen, nicht alle die gleichen politischen Hoffnungen haben.“ Davis, Frauen, 126.

²⁹⁶ Ebd., 127.

²⁹⁷ Vgl. Daniel, Clio, 15.

die Verfasserin].²⁹⁸ Das Verstehen von Bedeutungen ist natürlich in erster Linie durch interpretative und textorientierte Ansätze zu bewerkstelligen.

Auf der anderen Seite vollzog sich allerdings auch in der Frauen und Geschlechtergeschichte eine Radikalisierung der epistemologischen Grundlegung für die Wissenschaften selbst. Nach der Bedeutung von Frauen und Geschlecht in der Geschichte zu fragen ist natürlich etwas grundlegend anderes als die Unterstellung, die Männlichkeit der bisherigen Wissenschaft hätte ihr eine bestimmte Form gegeben, die es nun von weiblicher Seite aufzulösen bzw. zu ergänzen gilt; ein Ansatz, der auch enorme Popularität genießt.

Andrea Griesebner beispielsweise verweist gerne auf die epistemologischen Wurzeln einer relativierenden Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert bei Johann Martin Chladenius. Dieser selbst habe zwar noch nicht festgestellt, dass das Geschlecht einen Einfluss auf den Sehepunkt haben könnte, wohl aber, dass in der Geschichtsschreibung jeder einen Sehepunkt hat. „Für Johann Martin Chladenius sind²⁹⁹ [sic!] nur die Sehepunkte verschieden, sondern verschiedene Sehepunkte bergen auch verschiedene Erkenntnismöglichkeiten und Einsichten.“³⁰⁰ Während aber für Chladenius der Akademiker durch seine Schulung und „besondere Kräfte seines Verstandes“ noch einen (weitestgehend) objektiven Sehepunkt erreichen kann, stellt Griesebner das völlig in Abrede und verweist besonders darauf, „dass das Geschlecht des Zuschauers einen Einfluss auf den Sehepunkt haben könnte“³⁰¹.

Durch diese Form der Standpunkt-Epistemologie befindet sich Griesebner in einer erkenntnistheoretischen Tradition des Marxismus. Das vorangegangene historische Paradigma, das Griesebner auf Ranke zurückführt³⁰², beschränkte die Geschichtsschreibung demnach dadurch, „[d]ass sie mehrheitlich aus der Perspektive eines heterosexuellen, meist verheirateten Mannes schrieben, welcher der bildungsbürgerlichen Gesellschaftsschicht angehörte und die Regierungspolitik seines jeweiligen >Vaterlandes< unterstützte“³⁰³.

Nach Griesebner kontern die feministischen Wissenschaftlerinnen gegenüber dem wissenschaftlichen Objektivitätspostulat ab den 70er Jahren mit „>>Betroffenheit<< und der >>Parteilichkeit<<“³⁰⁴. Zu diesen Postulaten gegen die wissenschaftliche Epistemologie trat

²⁹⁸ Davis, Frauen, 126.

²⁹⁹ Ich schätze; die Autorin hat hier ein *nicht* vergessen.

³⁰⁰ Griesebner, Feministische Geschichtswissenschaft, 12.

³⁰¹ Ebd. 14.

³⁰² Vgl. ebd., 23ff.

³⁰³ Ebd., 27.

³⁰⁴ Ebd. 73.

noch die extreme Politisierung durch die feministischen Wissenschaftlerinnen: „>>Das Persönliche ist politisch<<“³⁰⁵

Bernold und Ellmeier beschreiben den Wandel innerhalb der Frauengeschichte so: „Die auf Identitätspolitik gerichteten feministischen Ansätze der 70er Jahre, in denen es ganz wesentlich um das Sichtbarmachen von Frauen, um ihr Ein- / Rückschreiben in die Geschichte gegangen ist, wurden in den feministischen Theoriebildungen führender westlicher Industrienationen zu einem Zeitpunkt partiell von antiidentitären und dekonstruktiven Ansätzen abgelöst, als es in den 80er Jahren ebendort auch auf polit/ökonomischer Ebene zur symbolischen Aufwertung von Differenz (und zum Abbau von Strukturen sozialer Sicherheit) gekommen ist.“³⁰⁶

Auf der theoretischen Ebene sieht es ähnlich vielfältig aus. Auch hier sind eigentlich so gut wie alle theoretischen Prinzipien, die es in der Historie gibt, vertreten. „Respektlos gegenüber dominanten Lesarten haben historisch arbeitende Wissenschaftlerinnen, für die Geschichte und Theorie kein Widerspruch war, verschiedenste Theoriegebäude – vom Marxismus über die Phänomenologie, Ethnomethodologie, Psychoanalyse und Kritische Theorie bis hin zu Strukturalismus und Dekonstruktion – durchforstet.“³⁰⁷ Von klassisch-historistisch hermeutischen Ansätzen und Faktenpositivismus bis hin zur kulturwissenschaftlichen, theoretischen Zerpflückung ist wahrscheinlich alles vertreten, wenngleich die kulturwissenschaftlichen Zugänge allem Anschein nach ein deutliches Übergewicht haben. Auch ein Strukturalismus Levi-Strausscher Manier kommt durch die enorme Symbollastigkeit mancher Zugänge zum Zug.³⁰⁸

Frauenhistorikerinnen interessieren sich jedoch besonders stark für die alltags- und mikrogeschichtlichen Zugänge. Lüdtker sieht in dieser heuristischen Präferenz einen identitätsstiftenden Charakter: „[F]eministisch engagierte Frauen sehen die Erinnerung an historische Unterdrückung als unerlässlich; nur auf diesem Wege sei die Prägung der eigenen Identität zu verstehen“³⁰⁹.

Joan W. Scott, eine der viel zitierten Genderhistorikerinnen, erkennt der Geschichte sogar gar keine andere Aufgabe zu, als Identität zu stiften³¹⁰: „Wenn wir statt nach der Behandlung von Frauen in der frühen Neuzeit zu fragen, uns darum kümmern, wie und unter welchen Umständen die Geschlechterdifferenz sich auf ihre Behandlung auszuwirken begann, hätten

³⁰⁵ Ebd., 67.

³⁰⁶ Bernold/Ellmeier, Mapping, 43.

³⁰⁷ Griesebner, Feministische Geschichtswissenschaft, 167.

³⁰⁸ Vgl. Davis, 128.

³⁰⁹ Lüdtker, Alltagsgeschichte, 10.

³¹⁰ Vgl. Scott, Nach, 13.

wir die Basis für eine Analyse von ‚Frauen‘ gelegt, die keine bloße Wiederentdeckung unserer selbst in der Vergangenheit darstellt.“³¹¹ Demnach will sie sich auf die Suche nach Identität in Gegenwart und Vergangenheit machen, ein Gegenstand, der selbst unter Zuhilfenahme aller greifbaren Mittel immer nur Interpretation bleiben kann. Damit bleibt die Geschichte nach Scott immer nur Interpretation, doch Objektivität und mit ihr die Wissenschaftlichkeit opfert Scott gerne: „Wenn das bedeutet, dass historische Darstellungen immer zweifelhaft bleiben, dann soll es so sein.“³¹²

Andrea Griesebner verkörpert in diesem Sinne die radikalsten epistemologischen Prinzipien im Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Vermutlich ist das in theoretischer Hinsicht ähnlich, denn ihre deutliche Anlehnung an Gianna Pomata, die den wissenschaftlichen Universalismus verurteilt und sich dafür ausgesprochen hat, ausschließlich Unterschiede zu untersuchen³¹³, zeigt, dass Griesebner wohl auch in theoretischer Hinsicht durch und durch Postmodernistin ist. Gibt es keine Gemeinsamkeiten und keine Vergleichsbasis mehr, gibt es auch keine überprüfbaren Erklärungen mehr und man ist dem alten Historismus deutlich näher als die meisten KulturwissenschaftlerInnen wohl gerne zugeben würden. Denn wenn alles einzigartig und individuell ist, kann es maximal aus sich selbst heraus erklärt werden. Dies wäre dann ein Zirkelschluss; diese sind bekanntlich in wissenschaftlicher Hinsicht unbrauchbar. Kann man nur noch deskriptiv arbeiten, befindet man sich im Sektor der Hilfswissenschaften, etwas, das Kulturologen sicherlich nicht gerne hören. Dennoch bringen die postmodernen Tendenzen die Geschichtswissenschaft in keinen anderen Bereich als diesen, was erklärt, warum es in der Postmoderne keine echten Paradigmen gibt.

Es ist jedoch immer am einzelnen Historiker zu prüfen, wo er paradigmatisch verortet ist. Auch anhand der Zuordnung zum historischen Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte lassen sich keine Rückschlüsse auf epistemologische oder theoretische Positionen ziehen.

³¹¹ Ebd., 18.

³¹² Ebd., 20.

³¹³ Vgl. Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft*, 101ff.

III. Auswertung

Die historischen Strömungen und ihre paradigmatischen Inhalten wurden oberflächlich vorgestellt, um eine Standortbestimmung der Geschichtswissenschaft am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien zu ermöglichen.

Behandelt wurden die Publikationen folgender MitarbeiterInnen: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Ernst Bruckmüller, Markus Cerman, Christa Donnermair, Alois Ecker, Franz X. Eder, Josef Ehmer, Peter Eigner, Peter Feldbauer, Therese Garstenauer, Andrea Komlosy, Erich Landsteiner, Reinhard Sieder und Dieter Stiefel auf Basis ihrer Publikationen aus den Jahren 2000 bis 2007.

Wie erwartet lässt sich zwar eine Zuordnung zu den drei großen Forschungsstrategie-Gruppen aus Kapitel II machen, ganz klare Paradigmen lassen sich jedoch nicht skizzieren. Daher werden die MitarbeiterInnen nicht in ein konkretes Paradigma eingeordnet, sondern die paradigmatischen Aspekte ihrer Arbeit werden besonders hervorgehoben. Die folgende Tabelle zeigt die Aufteilung nach den drei Forschungsstrategien.

1. Positivismus	2. Geschichtsphilosophie	3. Kulturgeschichte
Birgit Bolognese-Leuchtenmüller	Ernst Bruckmüller	Franz X. Eder
Markus Cerman	Peter Feldbauer	Josef Ehmer
Peter Eigner	Andrea Komlosy	Therese Garstenauer
Dieter Stiefel	Erich Landsteiner	Reinhard Sieder

Alois Ecker und Christa Donnermair haben in ihren Publikationen ausschließlich Fachdidaktik und Lehre behandelt. Dies kann mich allenfalls zu pädagogischen Paradigmen führen; über ihre eigene Forschung in der Geschichtswissenschaft kann ich auf dieser Basis aber keine Aussagen treffen.

Die vorgenommenen Zuordnungen sind zumindest in manchen Fällen ein graduelles Phänomen. Wie bereits mehrmals angedeutet wurde, sind paradigmatische Grenzen oft fließend und besonders unter Historikern aufgrund eines ausgeprägten Eklektizismus noch ein Stück weit diffuser als dies vielleicht in anderen Wissenschaften der Fall ist. Nicht einmal diejenigen, die selbst Werke zu einer Standortbestimmung der Geschichtswissenschaften verfasst haben; sind widerspruchsfrei zuordenbar, weil die Auffassungen von Paradigmen – dies sollte aus der bisherigen Arbeit bereits hervorgegangen sein – sehr unterschiedlich sein können.

Positivismus

Wie in Kapitel II.1.c. erörtert wurde, ist jeder Historiker und jede Historikerin FaktenpositivistIn, wenn auch die Ausprägung des Faktenpositivismus variieren kann. Dementsprechend kann man entweder Fakten zu illustrativen Zwecken verwenden, wie dies bei den Paradigmen Geschichtsphilosophie und Kulturgeschichte gemacht wird, oder man kann, in sehr partikularistischer Manier, die Fakten zum alleinigen Erkenntnisziel erheben. In diesem Sinne muss auch einkalkuliert werden, dass das HistorikerInnendasein natürlich ein Handwerk und ein Beruf ist und viele faktengetreue Aufarbeitungen von Themen nicht aus Muße, wissenschaftlicher Neugier oder großen Erkenntnisfragen erledigt werden, sondern schlichtweg als Auftragsarbeit oder Forschungsdesiderat.

Daher war Faktenpositivismus an sich natürlich nicht die Grundlage, um HistorikerInnen dem Positivismus beziehungsweise Faktenpositivismus zuzuordnen, denn solche Arbeiten findet man bei der großen Mehrheit der HistorikerInnen. Als PositivistInnen wurden daher nur jene ausgewiesen, die entweder, wie in Kapitel II.1.a. geschildert, wahre PositivistInnen auf der Suche nach Gesetzmäßigkeiten sind, oder aber jene, bei denen man keine anderen als faktenpositivistische Arbeiten findet.

Wahrhaft positivistisch, im Sinne tatsächlicher historischer Gesetze, ist in meinem Sample niemand, dafür ist der Partikularismus im Allgemeinen zu stark ausgeprägt. Aber es gibt

einige, die sich mit aufgestellten Gesetzmäßigkeiten und Theorien beschäftigen und diese prüfen; das hervorstechendste Beispiel hierfür stellt Markus Cerman dar. Aber auch Erich Landsteiner hat Arbeiten mit expliziter Theorieprüfung verfasst, findet sich aber nicht unter den PositivistInnen; der Grund dafür wird später noch erläutert werden.

Birgit Bolognese-Leuchtenmüller hat in den letzten acht Jahren leider nur zwei kurze Publikationen verfasst, weshalb sich über ihre theoretische Ausrichtung nicht sehr viel sagen lässt. Trotz umfangreicher frauenpolitischer Heuristik und Kommentaren frauenpolitischer Motivation reicht mir das theoretische Fundament nicht aus, um mehr als Bolognese-Leuchtenmüllers Faktenpositivismus herauszustreichen.

Rein faktenpositivistisch arbeiten in erster Linie Peter Eigner und Dieter Stiefel. Wobei gerade Stiefel durch sein genaues Arbeiten mit historischen Akteuren zumindest graduell historistische Züge aufweist. Er verzichtet zwar gänzlich auf Hermeneutik, dennoch werden im Rahmen seiner Betrachtungen manche Ereignisse damit erklärt, dass die Menschen so oder so gehandelt haben, was, im Grunde genommen, historistisch ist. Als einer von wenigen Wirtschaftshistorikern beschäftigen ihn nicht nur Strukturen, sondern – vermutlich auch aufgrund seines stets engen heuristischen Rahmens – die Wechselwirkungen zwischen Wirtschaft und Politik aus einer mikrohistorischen Perspektive.

Peter Eigner arbeitet großteils chronistisch, mit jeweils unterschiedlich großem heuristischen Rahmen, wenn diese auch im Vergleich zu anderen Historikern nie besonders groß sind. Sie reichen durchschnittlich von weniger als einem halben Jahrhundert bis zu 100, maximal 150 Jahren. Innerhalb dieser Zeitspanne und seines gewählten heuristischen Rahmens beschreibt er Entwicklungen, die dann zumeist als logische Entwicklungen verstanden werden sollen. Dabei geht es nicht um Verstehen im emischen Sinne, da Subjekte für Eigner nicht wirklich Teil des Erkenntnisgegenstandes sind. Insofern ist er ein Teil der Strukturgeschichtsschreibung im Braudelschen Sinne. Institutionen, Gegenstände (Gebäude, Währungen etc.) und struktureller Wandel stellen sein Forschungsobjekt dar.

Verstehen muss bei Eigner folglich etwas anderes bedeuten: „Die Nostrifizierungspolitik mit dem Ziel einer Stärkung des einheimischen Kapitals ist nur im Kontext der Wirtschaftspolitiken der betreffenden Länder zu **verstehen** [Hervorhebung durch die Verfasserin], diese nur vor dem Hintergrund der jeweiligen staatlichen Selbstfindungsprozesse und unter Berücksichtigung der jeweiligen Ausgangssituation zu

sehen.“³¹⁴ Diesem Verstehen geht offensichtlich eine Wie-Fragestellung voraus. Die Antwort auf diese Frage ist mit einer Erzählung zu beantworten, wobei es sich um eine wissenschaftliche Erzählung handelt. Die Konsequenz ist ein faktenpräzises Werk ohne rhetorische Ausschweifungen oder Stilmittel. Ist die Erzählung fertig, ist der Prozess allem Anschein nach verstanden worden. Das Nachzeichnen historischer Entwicklungen macht diese also verstehbar. Dabei kann die Erzählung aber niemals fertig werden, weshalb der Prozess auch niemals vollständig verstanden werden kann. Alles, worüber die Quellen Auskunft geben, wird skizziert, sofern es in den heuristischen Rahmen passt. Daher muss der Rahmen auch sehr eng gesteckt werden, damit die Fragestellung zumindest teilweise vollständig beantwortet werden kann. Die vollständige Beantwortung muss insofern immer ausbleiben, weil nie alles in den Quellen steht, aber aus einem solchen Wissenschaftsverständnis heraus als nicht wissenschaftlich gilt, was aber nicht durch die Quellen belegt werden kann.

Die Geschichte erklärt sich selbst, indem sie sich erzählt: „Das historisch Gewordene, sei es materieller oder immaterieller Natur, ist ein wichtiger Faktor für die weitere Entwicklung.“³¹⁵ Daher braucht man bei der Betrachtung von Gegenwärtigem die Vergangenheit, um zu verstehen. Aber die Geschichte ist zu vielfältig und unberechenbar, um Gesetzmäßigkeiten zu extrapolieren, also ermöglicht sie keine Projektionen in die Zukunft: „Welchem Wandel die Industriekultur und die Unternehmensorganisation in Zukunft unterliegen werden, ob und wie Unternehmen, Unternehmer und Beschäftigte diese Veränderungen bewältigen werden, darüber mögen künftige Generationen berichten.“³¹⁶

„Wer über die Zukunft reden will, muss auch über die Vergangenheit nachdenken.“³¹⁷ Dieter Stiefel stimmt nicht nur in dem Punkt mit Peter Eigner überein, dass die Vergangenheit für eine Standortbestimmung der Gegenwart große Relevanz hat, sondern auch darin, dass ein Historiker bzw. eine Historikerin nicht von der Vergangenheit in die Zukunft extrapolieren kann. Deshalb verfasste er vermutlich auch selbst keinen Beitrag in dem von ihm und Matis herausgegebenen Buch „Österreich 2010. Die wirtschaftliche und soziale Zukunft unseres Landes.“

Auch heuristisch und methodisch bietet er ein ähnliches Bild. Ausgehend von einer zeitgenössischen Debatte geht er beispielsweise in mehreren Publikationen der Frage nach, welchen finanziellen Verlust die Juden an Lebensversicherungen während der

³¹⁴ Eigner, Nostrifikation Habsburgermonarchie, 298.

³¹⁵ Eigner/Resch, Wien, 8.

³¹⁶ Eigner, Statt Handwerk, 109.

³¹⁷ Matis/Stiefel, Österreich 2010, 9.

nationalsozialistischen Herrschaft erlitten haben: „Gesellschaften sind ähnlich. Es gibt lange Phasen, wo sich die historische Diskussion weitgehend auf die akademische Ebene reduziert, um dann plötzlich mit überraschender Aktualität wieder aufzubrechen.“³¹⁸ Die Aktualität stellt dementsprechend ab und zu den heuristischen Rahmen zur Verfügung. Innerhalb dieses Rahmens wird, wie bei Eigner, eine möglichst genaue Schilderung angestrebt, die sich selbst genug sein muss, aber niemals wirklich vollständig sein kann: „Die Geschichte ist keine exakte Wissenschaft.“³¹⁹ Stiefel geht aber, trotz der Unexaktheit seines Gegenstandes, äußerst genau vor. Im Unterschied zu Eigner bekommen die konkreten Menschen etwas mehr Kontur, doch auf strukturelle Entitäten wird ebenfalls großer Wert gelegt.

Die Manifestation der konkreten Menschen zeigt sich vor allem daran, dass Stiefel die Ökonomie durch die Politik determiniert sieht. Deshalb untersucht er die ökonomische Rentabilität der nationalsozialistischen Arierisierungspolitik und kommt dabei zu folgendem Schluss: „Man kann davon ausgehen, dass jüdische Betriebe geschlossen wurden, die wirtschaftlich lebensfähig waren und „arische“ Betriebe dadurch [sic!] bestehen blieben, für die das nicht zutraf.“³²⁰ Die Zwangsarbeitspolitik der Nationalsozialisten ist ebenfalls sehr unökonomisch: „Ökonomisch gesehen ist Zwangsarbeit in einer Industriegesellschaft ein Unding, ein Atavismus. Eine der Grundlagen des Kapitalismus ist die freie Lohnarbeit, der Arbeiter ist politisch frei, aber wirtschaftlich abhängig, er muss seine Arbeitskraft und –zeit verkaufen, um existieren zu können. [...] Bei Zwangsarbeit kommt es zu keiner Harmonie des Marktes, es werden nur Interessen der nachfragenden Unternehmen berücksichtigt. [...] Dass der Einsatz von Zwangsarbeit in einer Industriegesellschaft kontraproduktiv ist, liegt daher auf der Hand.“³²¹

Demnach werden die unmoralischen Verbrechen der Vergangenheit nicht nur aufgezeigt, sondern auch in jeder Hinsicht ihrer Sinnhaftigkeit, über die anscheinend ein größerer gesellschaftlicher Konsens herrscht, entkleidet. Die ökonomische Politik der Nationalsozialisten war nicht nur unmoralisch, sie war auch ökonomisch schädlich. Es liegt nahe, dass sich hinter diesem Ansatz Dekonstruktion im Sinne eines aufklärenden Historikers versteckt.

³¹⁸ Stiefel, Holocaust, 7.

³¹⁹ Stiefel, Jüdische Lebensversicherungen, 300.

³²⁰ Stiefel, Discrimination, 13.

³²¹ Ebd., 21.

Sowohl bei Eigner als auch bei Stiefel werden gelegentlich theoretische Ansätze in die Arbeiten mit eingeflochten, doch die Theorien dienen weder als Ausgangspunkt noch hat deren Bestätigung oder Verwerfung darüber hinausgehend irgendwelche Konsequenzen. Damit ist Theorie in diesen grundsätzlich chronistischen Arbeiten eine sekundäre Erscheinung. Es geht im streng faktenpositivistischen Sinn um das Ding an sich und damit die Frage, wie es eigentlich **genau** gewesen ist.

Markus Cerman verfügt unter den Faktenpositivisten über das größte Maß an theoretischer und wissenschaftstheoretischer Reflexion. Ausgangspunkt für seine Artikel ist meistens eine Theorie, größtenteils geht es um die wirtschaftlichen Konsequenzen der Gutsherrschaft in Böhmen: „Zum einen erlaubte ein vergleichender Blick auf die wirtschaftlichen und sozialstrukturellen Veränderungsprozesse ausgewählter Herrschaften aus allen Landesteilen die Erfassung der Vielfalt und Dynamik im agrarischen wie auch im gewerblich-proto-industriellen Bereich. Zum anderen bot ein mikrohistorischer Ansatz die Grundlage zu einer Ausweitung der Untersuchung auf alltagsgeschichtliche Bereiche.“³²²

Doch der Blick geht auch hier auf den genauen Verlauf und das Ergebnis liefert keine Evidenz für die generellen Theorien über diesen Raum und seine Entwicklung. Der untersuchte Raum erweist sich nämlich als zu vielfältig, um von einer Theorie gefasst zu werden: „[D]ies mahnt insgesamt für Böhmen zu einer stärkeren regionalen Differenzierung, wie sie bislang in der Forschung nur ungenügend berücksichtigt wurde“³²³.

Cerman versucht trotz seines sehr partikularistischen Geschichtsbildes „general patterns“³²⁴ anzugeben. “The survey of functions of seigneurial regulation [...] can provide a basis to explain – in combination with the factors of economic interests and profits – potential elements of seigneurial support for the establishment and development of proto-industries. It helps to understand to what extent subject proto-industries and the demesne economy could form an integrated economic system.”³²⁵

Verallgemeinerungen und Muster dienen der Illustration, sind also ein deskriptives Hilfsmittel und kein theoretisches Gefüge. Bei gesellschaftlichen Klassen, mit denen sich Cerman auch beschäftigt, gilt ebenso eine Ablehnung von Holismen und Nomologien zugunsten differenzierter Sichtweisen: „Verschiedene Beispiele belegen jedoch, dass der Blick auf

³²² Cerman/Zeitlhofer, Soziale Strukturen, 9f.

³²³ Cerman/Stefanová, Wirtschaft, 77.

³²⁴ Vgl. Cerman, Organization of production, 219f.

³²⁵ Ebd., 234.

gesamte Herrschaftsblöcke die Wahrnehmung von Vorgängen der sozialen Differenzierung unter Umständen behindern kann.“³²⁶ Und: „Die Analyse der begrifflichen Differenzierung unterbäuerlichen Schichten und der Unterschiede hinsichtlich ihrer Landausstattung sowie ihrer wirtschaftlichen Aktivitäten belegt, dass diese Schichten keineswegs eine einheitliche Gruppe in der ländlichen Sozialstruktur des Spätmittelalters darstellten.“³²⁷

Dementsprechend widerlegt Cerman ältere theoretische Konzepte, zieht aber daraus selbst keine theoretischen Schlüsse. Ob die Theorie nun verworfen oder bestätigt wird, hat keine Auswirkungen auf die Arbeit selbst oder die daraus folgenden. Bei Cerman geht es um die Geschichte an sich und allem Anschein nach auch darum, dass man aus den unberechenbaren Elementen der Geschichte keine einheitliche Geschichte und keine einheitliche Theorie erschaffen kann. Anhand der Arbeit mit Quellenmaterialien werden alte Sichtweisen über die Geschichte des östlichen Raumes dekonstruiert und aufgezeigt, dass dieser Raum viel vielfältiger war, als es die Geschichtsschreibung davor dargestellt hatte: „Im Besonderen treten anhand der aktuellen Forschungsergebnisse die regionalen Unterschiede in der Gestaltung der Gutsherrschaft und die Diskrepanz zwischen dem normativen Überbau und der alltäglichen Praxis hervor.“³²⁸

Alles in allem fällt bei der Betrachtung der faktenpositivistisch arbeitenden HistorikerInnen vor allem die Enge ihres heuristischen Rahmens, ihr trocken-deskriptives Schema – also ihre unblumige Sprache, Quantifizierungen und Zahlen, wo immer es möglich ist – und ihre extreme Genauigkeit innerhalb dieser sehr spezifischen Themenfelder besonders ins Auge. Auf epistemologische wie theoretische Prinzipien wird aufgrund der Tatsache, dass es sich in erster Linie um Quellenaufbereitungen handelt, weitestgehend verzichtet. Dabei will ich allen ein gewisses Objektivitätspostulat nicht absprechen: Was sich durch die Quellen rechtfertigen lässt, ist auch objektiv. Dementsprechend sind sie VertreterInnen eines epistemologischen Universalismus. Alle beschäftigen sich weder mit Geistesgeschichte noch mit ideellen Faktoren oder Emik und sind dementsprechend durch ihren Gegenstand bestimmt auch MaterialistInnen, wenngleich sich dies nicht als theoretisches Prinzip ausformulieren lässt, da man bei allen Andeutungen Erklärungen auf ideeller Basis findet.

Geschichtsphilosophie

³²⁶ Cerman, Unterbäuerliche Schichten, 376.

³²⁷ Ebd., 394.

³²⁸ Cerman, Agrardualismus, 19.

Der Name Geschichtsphilosophie steht in dieser Arbeit, wie durch die vorangegangenen theoretischen Reflexionen hoffentlich deutlich geworden ist, für ein sehr weites Feld. Somit fungiert der Terminus nur als Deckmantel für paradigmatisch durchaus verschiedene historische Forschungsstrategien, die jedoch zumindest in ihren Ursprüngen und Intentionen ähnliche Zielsetzungen haben. Sowohl die Anwendung strukturalistischer und evolutionistischer Ansätze wie auch das Verfassen einer Weltgeschichte haben geschichtsphilosophischen Charakter. Für die HistorikerInnen, die trotz geschichtsphilosophischer Forschungsstrategie trotzdem faktenpositivistisch arbeiten, bedeutet dies, dass sie nicht nur genau und deskriptiv nach ihrem jeweiligen heuristischen Rahmen Geschichte aufarbeiten, sondern darüber hinaus mit ihren Ergebnissen auch entweder mit Hilfe von Determinismen etwas erklären oder mit emischen Modellen etwas verstehen wollen.

Für Ernst Bruckmüller ist eine der wesentlichen Forschungsfragen die nach dem österreichischen Nationalitätscharakter. Trotz seiner starken Dekonstruktion eines österreichischen Nationalcharakters sowie historischer Exkurse, welche die Relativität und das historisch Gewordene von Nationalität charakterisieren, bleibt dennoch so etwas wie ein Nationalcharakter zurück. Zumindest das Fehlen eines ausgeprägten Nationalstolzes der ÖsterreicherInnen kann in seinen Arbeiten als nationaler Charakterzug fungieren.

In heuristischer Hinsicht richtet sich Bruckmüller nach einer metaphysischen Entität, dem Nationalgeist der ÖsterreicherInnen, aus. Somit steht er in einer klassisch strukturalistischen Tradition, die Durkheim sehr nahe ist. War für Durkheim noch die Religion ein wesentliches Schlüsselement zum Erklären von Gesellschaften, bricht Bruckmüller dies, nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, auf die Nation herunter: „Since history had become open ended through the termination of the embedding of human history in the divine history of salvation, the „nation,“ as the central social unit, was able to focus considerable religious energy upon itself, salvation fantasies, expectations of salvation, and eschatological hopes. [...] [T]he nation became the bearer of all those ideas that had previously been associated with God and the saints.“³²⁹

Diese Nation ist etwas historisch Gewordenes³³⁰, aber sie ist real genug, um einerseits als Gegenstand der Forschung zu dienen und andererseits auch Menschen zu determinieren. So wie die schon vorher erwähnten FaktenpositivistInnen arbeitet Bruckmüller sehr genau und bleibt dicht an der Materie. Doch so wie schon seine Fragestellung einen etwas größeren

³²⁹ Bruckmüller, Austrian Nation, 27.

³³⁰ Vgl. Ebd., 28.

Rahmen umfasst, tut dies in den meisten Fällen auch der Zeitraum, mit dem sich Brückmüller auseinandersetzt. In seiner mehrmals verlegten „Sozialgeschichte Österreichs“ schreibt er eine (im Braudelschen Sinne) strukturalistische *histoire totale* von den Anfängen der Besiedlung des heute österreichischen Gebietes bis in die moderne Zeit. Er weist ausdrücklich auf die Unvollständigkeit seines Versuches hin und entschuldigt sich sogar für seine Verwendung des Strukturbegriffes.³³¹ Dass er dies tut, entspricht aber ausschließlich dem Mainstream der Zeit und kann nicht als paradigmatisch relevant gewertet werden, weil er trotzdem Strukturgeschichte schreibt, nicht nur in der Sozialgeschichte Österreichs: „Freilich vertritt der Autor die Meinung, dass auch diese neuen sozialhistorischen Strömungen stets der Rückkoppelung an die in diesem Buch besprochenen großen strukturellen Entwicklungen bedürfen, um nicht allzu sehr im luftleeren Raum zu schweben.“³³²

Konkrete Menschen kommen nur dort vor, wo nicht auf sie verzichtet werden kann (vor allem in seinen Beiträgen über die politische Geschichte des 20. Jahrhunderts), stellen aber grundsätzlich nicht Bruckmüllers Erkenntnisobjekt dar. Das Erkenntnisobjekt ist meistens etwas Strukturalistisches. Denn so wie Bruckmüller sich mit der Nation Österreich beschäftigt, so setzt er sich auch mit dem kollektiven Gedächtnis der Nation Österreich auseinander: „Österreichbewusstsein kann im Anschluss an Jan Assmann als Ausfluss eines „kulturellen Gedächtnisses“³³³ definiert werden, über welches sich die ÖsterreicherInnen als ÖsterreicherInnen sehen und verstehen.“ Dies sind beides nicht weiter spezifizierte methodologische Holismen, die Bruckmüller als heuristische Ausgangsbasis dienen.

In erster Linie schreibt er aber genaue Geschichte, die vor allem an Quantifizierungen interessiert ist. Wann immer Zahlen und Statistiken zur Verfügung stehen, werden sie vorgestellt und erläutert, so auch bei der Frage nach dem kollektiven Gedächtnis, die statistisch aufbereitet wurde. Die metaphysische Entität soll also quantifizierend erfasst werden: „Man muss die Menschen fragen.“³³⁴

Es lässt sich natürlich darüber streiten, wie statische Daten zu interpretieren sind, dennoch haben die Ergebnisse, die auf der Suche nach dem kollektiven Gedächtnis der ÖsterreicherInnen zusammengetragen wurden, zumindest mich nicht von der Existenz eines solchen überzeugt. Der Wiener Stephansdom hat, nach den Ergebnissen der Studie, mit 37 % Nennungen den größten Anteil am kollektiven Gedächtnis der ÖsterreicherInnen bzw. das

³³¹ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte, 17f.

³³² Ebd., 20.

³³³ Bruckmüller, Staatsvertrag, 923.

³³⁴ Brix/Bruckmüller/Stekl, Memoria I, 11.

größte Identifikationspotential mit der österreichischen Nation.³³⁵ Somit spielt das meistgenannte und damit repräsentativste Symbol nicht einmal bei der **Hälfte** der Befragten eine Rolle in ihrem Bewusstsein als ÖsterreicherInnen. Welchen Wert hat aber ein Nationalcharakter, der sich verhältnismäßig nur auf einen geringen Teil der Gesamtheit der Bevölkerung herunterbrechen lässt? Wenn die direkte Überprüfung eines kollektiven Gedächtnisses ihren Höhepunkt bei 37% hat und sonst unter 10% rangiert, kann man die Ergebnisse wohl als minimal und unrepräsentativ bezeichnen. Inwiefern macht es also dann noch Sinn; von einem kollektiven Gedächtnis zu sprechen? Nur wenn das kulturelle Gedächtnis etwas Strukturalistisches ist, muss es bei den Evidenzen, die eigentlich dagegen sprechen, nicht aufgegeben werden. Bruckmüller gibt das Konzept eines kulturellen Gedächtnisses der ÖsterreicherInnen nicht auf, obwohl es direkt überprüft und mit quantitativen Mitteln eigentlich widerlegt wurde. Die Menschen, die man fragen musste, gaben keine Antworten die auf ein kulturelles Gedächtnis schließen hätten lassen: „Zwar gibt es so etwas wie eine österreichische Symbolwelt, aber es gibt – von Johann Strauß und Wolfgang Amadeus Mozart einmal abgesehen – kein gemeinsames mythologisches Personal und keinen gemeinsamen historischen Mythos.“³³⁶ Trotz der minimalistischen quantitativen Rechtfertigung wird das Konzept nicht als falsifiziert verworfen, sondern bleibt weiter bestehen. Es wird wie folgt definiert: „Die Annahme eines gemeinsamen nationalen Gedächtnisses ist freilich streng auf das Ensemble jener Erinnerungen zu beschränken, die als gemeinsame in der jeweiligen Gesellschaft vermittelt werden.“³³⁷

Abseits seiner historischen Abhandlungen über die österreichische Identitätsstiftung findet sich so manche Chronik zur Geschichte der Nachkriegszeit.

Darüber hinaus fällt an Bruckmüller seine Belesenheit auf. Wann immer es in ein bearbeitetes Thema passt, werden Literaten zitiert, vorrangig Grillparzer oder Musil. Manchmal wird Geschichte mit Literaturgeschichte verschränkt. Somit deckt er eine enorm große Spannweite an Publikationsthemen ab.

Im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit Ideologie, Identität und Tradition bemüht Bruckmüller einige theoretische Konzepte, die aber zumeist deskriptiver Natur sind und bezieht diese der besserer Veranschaulichung wegen in seine Arbeiten mit ein. Das kulturelle Gedächtnis konnte sich von einem heuristischen Ausgangspunkt bis in die epistemologischen

³³⁵ Bruckmüller, Stephansdom, 42.

³³⁶ Bruckmüller, Symbole, 434.

³³⁷ Bruckmüller, Nationsbildung, 784.

Prinzipien vorarbeiten. Theoretische Prinzipien kommen aufgrund des sehr deskriptiven Charakters und der starken Auseinandersetzung mit ideellen Entitäten nur marginal vor. Es lässt sich aber sagen, dass Bruckmüller, sofern es innerhalb der Fragestellung möglich ist, materialistisch argumentiert und definitiv auf dem Standpunkt eines epistemologischen Universalismus verharret.

Bruckmüller sieht das menschliche Interesse an Geschichte als eine anthropologische Konstante: „Es ist die Erkenntnis der Gegenwart eben nicht anders möglich als durch unser aus dem Gestern stammendes Wissen; lebten wir ohne Geschichte und ohne Bewusstsein vom Werden und Vergehen der Menschen wie der Dinge, wir hätten nicht einmal [...] Sprache zur Verfügung [...]“³³⁸ In diesem Fall handelt es sich natürlich um einen sehr offenen Geschichtsbegriff. Nach einer solchen Definition ist alles Geschichte, was nicht Gegenwart oder Zukunft ist. Es ist logisch, dass es gewisse Schwierigkeiten bringt, das eigene Fach so abzustecken. In Praxis aber gehört Bruckmüller zur großen Mehrheit der HistorikerInnen, die das eben genau so sehen. Die Konsequenz für die Geschichtswissenschaft ist demnach, das einfach ALLES ihr Gegenstand ist: „[J]edes Problem hat seine historischen Wurzeln und vermag letztlich immer nur historisch begriffen zu werden“³³⁹.

Peter Feldbauer gehört im Vergleich dazu zu einer gänzlich anderen geschichtsphilosophischen Tradition. Im Gleichklang mit Andrea Komlosy hat er sich der Weltgeschichte verschrieben. Die Weltgeschichte ermöglicht durch globale wirtschaftliche Interaktionen, deren Begleiterscheinung schon immer Krieg und Akkulturation waren.

Als einziger Protagonist in meinem Sample schreibt Feldbauer auch über die außereuropäische Geschichte, besonders in Form von Abhandlungen über die islamische Welt. Sein heuristischer Fokus liegt auf Expansion in der frühen Neuzeit. Dabei bleibt er, wenn möglich, immer in einem holistischen Rahmen.

Alles, was betrachtet wird, wird auf seine Funktion im Weltsystem überprüft: „Die Anfänge der europäischen Expansion sind untrennbar mit der spezifischen Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung der iberischen Staaten, mit den Aktivitäten ihrer Seefahrer, Kaufleute, Adelsfamilien und Monarchen verbunden, lassen sich aber nur im gesamteuropäischen Kontext begreifen und sind ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse und Möglichkeiten des internationalen Kaufmannskapitals nicht plausibel zu erklären.“³⁴⁰

³³⁸ Bruckmüller, Österreich und europäische Geschichte, 138f.

³³⁹ Ebd., 139.

³⁴⁰ Feldbauer/Morrissey, Italiens Kolonialexpansion, 83.

Wo es möglich erscheint, wird der Untersuchungsgegenstand und -raum mit anderen Regionen oder Ereignissen synchron wie diachron verglichen. Sein Fokus auf die frühe Neuzeit geht bekennder Weise auf Braudel und Wallerstein zurück, die den Anfang der Weltökonomie unter europäischer Vorherrschaft zu diesem Zeitpunkt ansiedeln. Im Gegensatz zum vorherigen Modell der faktenpositivistischen Geschichtswissenschaft, in der alles aus sich selbst heraus erklärt und in gewisser Weise als unvergleichbar und/oder einmalig eingestuft wird, bekennt sich Feldbauer zu einem universalgeschichtlichen Ansatz. Er richtet sich heuristisch nach Gemeinsamkeiten und ähnlichen Entwicklungen aus und betont sie in seinen Arbeiten daher mehr als Unterschiede: „[I]n diesen 170 Jahren sind nahezu überall auf der Welt gleichlaufende Entwicklungen beobachtbar, die sich teilweise unbeeinflusst von dem, was immer wieder als die beginnende >>Europäisierung der Erde << bezeichnet wird, abspielten“.³⁴¹

Beeinflusst von postkolonialen Ansätzen geht es vor allem darum, eine Überlegenheit der Europäer oder ein wie auch immer geartetes teleologisches Evolutionsmodell, in dem alles auf eine europäische Welthegeemonie hinausläuft, zu dekonstruieren. So zeigt gerade der Akkulturationsansatz, dass die Europäer auf ihrem Weg zur Eroberung der Welt maßgeblich von „fremden“ kulturellen Innovationen abhängig waren: „Eine noch so differenzierte historische Analyse der internen sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Entwicklung der europäischen Gesellschaft vor Beginn der atlantischen Expansion ermöglicht für sich alleine keine plausible Erklärung ihrer späteren ökonomischen „Überlegenheit“ [...]“³⁴² denn „[...] es geht mindestens so sehr um die Revision der Vorstellung des einen, schon immer vom Westen dominierten *Weltsystems* [...] wie um die Wiederherstellung einer intellektuellen Unbefangenheit im Umgang mit dem christlich-abendländischen Ego.“³⁴³ Feldbauer bleibt der These einer europäischen Welteroberung weitgehend treu, auch wenn betont wird, dass die Europäer nicht kulturell überlegen waren. Es wird die These der ökonomischen Stärke beibehalten und das Weltsystem wird nicht als in sich integriertes, sondern wohl als europäisch dominiertes gehandhabt. Insofern bleibt ein Teil der großen weltgeschichtlichen Frage „Warum Europa?“ als heuristischer Ansatzpunkt zurück.

³⁴¹ Edelmayr/Feldbauer/Wakounig, Globalgeschichte, 9f.

³⁴² Feldbauer/Liedl/Morrissey, Vom Mittelmeer, 7.

³⁴³ Ebd., 9.

Der Akkulturationsansatz wird nicht im Sinne eines evolutionistischen, theoretischen Prinzips so weit auf die Spitze getrieben, dass das Weltsystem als insgesamt integrierte, notwendige Komplexitätssteigerung begriffen wird, in der alle Teile sich gegenseitig bedingen, sondern es geht durchaus um ein Konzept europäischer Vorherrschaft. Insofern arbeitet Feldbauer neben Wirtschaftsräumen auch mit Kulturräumen und dahingehend mit nicht weiter spezifizierten gesellschaftlichen Holismen. Diese kann man als theoretische Prinzipien verstehen, denn wie wir später bei Komlosy sehen werden, gibt es auch Ansätze, die zeigen, dass weder Europa noch die kolonial aktiven Länder Europas als einheitliche Wirtschafts- oder Kulturräume betrachtet werden können.

Feldbauer betreibt darüber hinaus eine in verschiedene Ebenen aufgeteilte Strukturgeschichte im Braudelschen Sinne. Dementsprechend interessieren ihn in erster Linie das Wirtschaftssystem und die Ökonomie. Wo es jedoch in den heuristischen Rahmen passt, bzw. interessante Quellen Aufschluss darüber geben, wird das Gesamtgeschehen auch auf einzelne Ereignisse, Akteure, ideologische wie kulturelle Gegenstände heruntergebrochen. Zentral in diesem Ansatz ist die evolutionistische Perspektive einer langen Dauer, die Revolutionen entkräftet und die meisten Entwicklungen als ohnehin unvermeidbar entlarvt. So stellt Feldbauer am Ende seines Buches über die Portugiesen in Asien Folgendes fest: „Wahrscheinlich hätte sich die Verdichtung der Kontakte und Interaktionen zwischen Ost und West mit den beschriebenen Konsequenzen auch mittels der traditionellen Levanterouten vollzogen: etwas langsamer zwar, aber vermutlich mit viel positiveren Vorzeichen für Asiens Gesellschaften.“³⁴⁴

Personen und Ereignisse sind wie in einem klassisch materialistischen Ansatz oft marginal im Sinne eines Überbau zu sehen, weil sie gegenüber der Strukturgeschichtsschreibung und der langen Dauer eine so untergeordnete Rolle spielen. Dies bedeutet aber nicht, dass auf Determinismen von der Politik in die Wirtschaft verzichtet wird. So wird der Niedergang Genuas zum Beispiel mit der politischen Uneinigkeit begründet.³⁴⁵

Auch bei Feldbauer findet man ein hohes Maß an theoretischer Integration. Er ist mit vielen Theorien vertraut, stellt diese vor und falsifiziert sie soweit möglich. Wie dies bei HistorikernInnen üblich ist, wagt er sich jedoch selbst nicht auf das Feld der Theoriekonstruktion vor und erläutert allenfalls, was ihm plausibel erscheint und was es zu verwerfen gilt. Somit spielen auch bei ihm die Theorien nur eine marginale Rolle und treten

³⁴⁴ Feldbauer, Portugiesen, 195.

³⁴⁵ Vgl. Feldbauer/Morrissey, Italiens Kolonialexpansion, 91.

gegenüber der historischen Deskription zurück. Für Feldbauer lässt sich also ein epistemologischer Universalismus innerhalb eines evolutionistisch, materialistischen Paradigmas nachweisen.

Andrea Komlosy verfügt ebenso wie Ernst Bruckmüller über eine sehr große Bandbreite an Publikationen. Bei ihr stehen ebenfalls sehr partikularistische und faktengetreue Aufarbeitungen einem sehr geschichtsphilosophischen Ansatz gegenüber, der sich relativ konsequent durch ihre Arbeiten zieht.

Wie Peter Feldbauer ging auch sie bei Braudel und Wallerstein in die Schule, was ihre Arbeiten vor allem in epistemologischer und theoretischer Hinsicht besonders geprägt hat. Anders als Feldbauer positioniert sie sich allerdings klar zum Fach der Globalgeschichte, das, wie in Kapitel II.2.b. gezeigt wurde, ein extrem offenes, eklektisches und relativistisches Fach ist. Doch sowohl gegen absoluten Partikularismus als auch gegen totalen Relativismus setzt sich Komlosy zur Wehr: „Die Verfasserin will sich mit der unter dem Motto des ‚Postkolonialismus‘ propagierten Unübersichtlichkeit nicht zufrieden geben und verteidigt demgegenüber die Notwendigkeit, die Geschichten der einzelnen Teile zwar in ihrer Eigenheit und Einzigartigkeit zu akzeptieren, ihr Zustandekommen und Folgewirkungen aber im Kontext ihrer Einbindung in globale Zusammenhänge zu untersuchen.“³⁴⁶

Für Komlosy stehen also Weltgeschichte und Interaktionsgeschichte im Vordergrund. So wie Feldbauer hält sie eine solche Geschichtsschreibung durch die wirtschaftliche Integration des Weltsystems für möglich. Sie möchte sich, ebenso wie der gesamte globalgeschichtliche Chor, in diesem Zusammenhang gegen den Eurozentrismus wehren und das Bild einer von vornherein determinierten europäischen Überlegenheit dekonstruieren. Der Eurozentrismus soll überwunden werden, indem man „regionalwissenschaftliche Studien über andere Weltregionen miteinbezieht [sic!], sowie als Kooperation mit den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aus diesen Weltregionen selbst“³⁴⁷ anlegt. Der Hinweis auf die WissenschaftlerInnen aus anderen Weltregionen rückt Komlosy natürlich ein deutliches Stück weit in die Standpunkt-Epistemologie.

Als theoretisches Prinzip gesellt sich bei Komlosy das Dependenztheorieschema mit der wesentlichen Unterteilung in Zentrum und Peripherie hinzu. Dieses theoretische Postulat nimmt aber teilweise sogar epistemologische Züge an. Mit diesem epistemologischen Zugang zum Zentrum-Peripherie-Modell wird es ihr sogar möglich, einen modernen kulturalistischen

³⁴⁶ Komlosy, *Weltzeit*, 83.

³⁴⁷ Grandner/Komlosy, *Das 18. Jahrhundert*, 17.

turn zu vollziehen, wenngleich sie das nicht explizit so angibt und ich nicht weiß, ob ihr das bewusst ist. Doch durch ihre Unterscheidung in Zentren und Peripherien und die expliziten Hinweise darauf, dass dieses Modell sich so gut wie nie in nationalen Grenzen ausdrückt, erfüllt sie in sinnvoller Weise die Forderungen eines *spatial turn*. In diesem werden Räume nicht mehr geographisch, sondern in ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von- und zueinander gedacht. Es kommt also zu einer erkenntnistheoretischen Neukonstruktion des Gegenstandes. Dies findet vor allem überall dort Ausdruck, wo sich Komlosy mit Grenzen beschäftigt: „Dabei muss bei jeder Grenze darauf bedacht genommen werden, welche Rolle die jeweiligen Region bzw. der jeweiligen Staat in der internationalen Arbeitsteilung spielt.“³⁴⁸

Tatsächlich wird *Grenze* bei Komlosy nicht nur zu einem neu definierten oder relativistischen Konstrukt, sondern ermöglicht im Sinne eines postmodernen, diskurstheoretischen Ansatzes eine *histoire totale* über die Grenze an sich: „So gesehen ist Grenze eine universale Kategorie, die Mensch, Natur und Gesellschaft betrifft. Damit ruft sie geradezu nach vergleichender Betrachtung. [...] Jeder politische, wirtschaftliche und kulturelle Raum wird durch soziales Handeln konstruiert.“³⁴⁹

Komlosy beschäftigt sich nicht nur aus einem weltsystemischen Paradigma mit Grenze, sondern auch mit Grenze als Erfahrung und sie stellt die Frage, wie Menschen Grenzen wohl empfunden haben mögen. Der emische Ansatz wird aber weder konsequent durchgezogen noch führt er zu irgendwelchen Antworten.³⁵⁰ Insofern kann man wohl behaupten, dass ihr Interesse nach den Gefühlslagen der Menschen dem modernen Dogma der Kulturwissenschaft entspricht, das eine gewisse Vorherrschaft hat und dem man insofern als zeitgemäßer Historiker beziehungsweise als zeitgemäße Historikerin auch entsprechen muss. Dieser Aspekt ist bei Komlosy aber nicht überzubewerten, weil er, wie gesagt, zu keinen Antworten führt und insofern auch nicht als wissenschaftlich relevant gedacht werden muss.

Viel deutlicher ist bei dieser Historikerin - auch in Bezug auf ihre partikularistischen Arbeiten - ein gewisser infrastruktureller Determinismus. Dieser ist umfangreich genug vorhanden, um als theoretisches Prinzip seine Bedeutung zu finden. Sei es global gesehen das Wirtschaftssystem an sich, dass als System unabhängig von jeglichen Protagonisten gedacht wird, oder sei es ein regional begrenztes Phänomen wie z.B. das Migrationsverhalten einzelner Bevölkerungsteile, Komlosy greift bei ihren Erklärungen immer auf einen

³⁴⁸ Becker/Komlosy, Grenzen weltweit, 9.

³⁴⁹ Becker/Komlosy, Grenzen und Räume, 21.

³⁵⁰ Vgl. Komlosy, Grenzen und die Steuerung, 285.

infrastrukturellem, also ökonomischen Determinismus zurück. Sie steht in diesem Zusammenhang also klar in marxistischer Tradition.

Trotzdem wendet sie sich explizit gegen den Evolutionismus. Evolutionistische Stadienmodelle proklamieren ihrer Ansicht nach immer, dass Kapitalismus eine Entwicklung ist, die sein muss. Wer diese Entwicklung als erster absolviert, sei in diesem Zusammenhang dann der Gewinner. Aufgrund dieser teleologischen Implikation zum Zwang der Entwicklung müsse Evolutionismus immer abgelehnt werden: „Die Industrialisierung nach dem Vorbild der erfolgreichen euroatlantischen Industrieländer wurde zu einer Sprosse auf der Stufenleiter des Fortschritts der Menschheit schlechthin erklärt, die unweigerlich zu erklimmen sei.“³⁵¹ Oder: „Die Qualitäten der Gesellschaftsordnungen anderer Weltkulturen können aufgrund der Tatsache, dass sie keine >> Industrielle Revolution<< zustande brachten, nur als Defizite wahrgenommen werden.“³⁵²

Dass eine solche Bewertung des Evolutionismus ein Vorurteil ist und den modernen Formen evolutionistischer Modelle nicht entspricht, ist hoffentlich aus allem bisher Besprochenen bereits hervorgegangen. Komlosy bietet ein sehr gutes Beispiel für die moralischen Vorurteile gegenüber evolutionistischen Paradigmen; die in Kapitel II.2.a.2. angeschnitten wurden, weil sie den Evolutionismus ablehnt, obwohl sie selbst in einem evolutionistischen Paradigma arbeitet.

Erich Landsteiner steht einerseits in einer sehr faktenpositivistischen Tradition, da er, so wie Cerman; sehr oft Theorien als heuristische Ausgangsbasis nimmt und diese an konkreten mikrohistorischen Studien testet, andererseits steht er jedoch wie Feldbauer in der Braudelschen Tradition: Es geht um lange Zeiträume mit besonderem Fokus auf die wirtschaftlichen Integrationen (Weltsystem) und mit Ausblick auf die Beantwortung der Frage: Warum Europa?

So verschmelzen mikro- und makrohistorische Studien oft miteinander, da Landsteiner innerhalb seiner Behandlungen von sehr spezifischen Themen zumindest andeutungsweise immer den Platz im „Weltsystem“ und eine Integration in größere historische Zusammenhänge in Ausblick stellt. Damit unterscheidet er sich wesentlich von jenen, die ich in den Faktenpositivismus eingeordnet habe.

Er arbeitet in einem hohem Maße als Dekonstrukteur: Einerseits durch die Widerlegung von Theorien, andererseits durch die Neuskizzierung allzu historistischer Geschichtsansätze. In

³⁵¹ Komlosy, Chinesische Seide, 125.

³⁵² Komlosy, Chinesische Seide, 126.

seinem Artikel über die Fugger zeigt er beispielsweise auf, dass deren herausragende Stellung innerhalb der Geschichtsschreibung überzeichnet dargestellt ist beziehungsweise wurde. Dies liegt, so Landsteiner, vor allem daran, dass die Fugger besonders gut erforscht worden seien und nicht daran, dass sie tatsächlich eine Hegemonialstellung im innereuropäischen Markt, etwa als Kreditgeber von Karl V, gehabt hätten.³⁵³

Anschließend an diese Dekonstruktion des „Fuggerparadigmas“ erläutert Landsteiner die wirtschaftliche Zusammensetzung Europas im langen 16. Jahrhundert. Er legt in einem klassisch strukturalistischen (nach Braudel) Paradigma relativ wenig Wert auf besondere Einzelakteure. Die Einzelakteure sind allenfalls die einzelnen Wirtschaftsräume; hier treten sie also in Form von Städten auf. Wirtschaftliche Konkurrenz, Wettbewerbsfähigkeit und Standortvorteile, also alle klassischen ökonomischen Grundlagen, treten innerhalb dieser Geschichte als theoretische Prinzipien auf. Hierauf weise ich besonders hin, da diese Aspekte bei Landsteiner als Erklärungsgrundlage dienen. Dies mag innerhalb ökonomischer Paradigmen eventuell allgemeiner Usus sein, ist aber bei HistorikerInnen – selbst bei WirtschaftshistorikerInnen – keineswegs selbstverständlich, da die Erklärung fast immer hinter der Deskription zurückbleiben muss.

Landsteiner ist klar Materialist. Als solcher arbeitet er auch gerne mit Agrardeterminismen.³⁵⁴ Deren Erklärungsreichweite dringt natürlich, wie die berechtigte Kritik von Seite der HumanistInnen immer wieder aufgeworfen wird, nicht in die einzelnen Individuen vor, doch stehen diese ja weder im heuristischen Fokus noch sind sie ein integraler Bestandteil des Paradigmas. Je partikularistischer das Themenfeld wird, desto mehr kommen zwar auch Menschen in den jeweiligen Forschungen vor, sie spielen jedoch nur die Rolle von Akteuren in einer von Wirtschaftsformen determinierten Geschichte.

Hiermit sind wir also bei Marx, nur ohne Dialektik. Die Auswirkungen des Wirtschaftssystems in den kulturellen Überbau werden von Landsteiner auch nachgewiesen: „Die Tatsache, dass die Handels- und Finanzsprache bis heute von lateinischen und italienischen Begriffen durchsetzt ist [...], verweist nicht zuletzt darauf, dass die spätmittelalterliche Dominanz der Italiener im europäischen Fernhandel und im Finanzgeschäft vor allem auch auf die Entwicklung und Beherrschung überlegener Handelstechniken zurückzuführen ist. Die Verbreitung des Wechselbriefes, des wichtigsten, die stark fragmentierten Währungsräume überschreitenden, bargeldlosen Kredit- und Transferinstruments dieser Zeit, spielte dabei eine wesentliche Rolle.“³⁵⁵

³⁵³ Vgl. Landsteiner, Fugger, 101.

³⁵⁴ Vgl. Landsteiner, Weinbau, 268.

³⁵⁵ Landsteiner, Handel und Kaufleute, 12.

Durch die langen Zeiträume und dem Forschungsschwerpunkt auf der Herausbildung des Kapitalismus kann auch eine evolutionistische Perspektive nicht geleugnet werden, wie folgendes Zitat zeigt: „[Es] ging [...] uns darum, aufzuzeigen, dass die Globalisierung die Konsequenz eines langen historischen, über Jahrhunderte hinweg sich entwickelnden Prozesses darstellt, der auch heute noch nicht abgeschlossen ist“³⁵⁶. Diese versteht sich im Gleichklang mit modernen evolutionistischen Ansätzen als Entwicklung an sich und nicht als Entwicklung unter der Vorherrschaft einer privilegierten Kultur: „Globalisierung‘ beginnt nicht erst mit dem Vordringen europäischer Konquistadoren und Handelskompanien nach Amerika und noch weniger nach Afrika und Asien, und daher sollte man sich ihre Geschichte auch nicht einfach als linearen Prozess vorstellen, der von einstmaligen lokalen, gänzlich voneinander isolierten Einheiten zu zunehmender Vereinheitlichung und Integration auf Weltebene unter europäischer bzw. ‚westlicher‘ Vorherrschaft geführt habe.“³⁵⁷

So wie bei Peter Feldbauer findet man auch bei Erich Landsteiner ein sehr großes Maß an theoretischer Reflexion. Theorien werden vorgestellt, verglichen, widerlegt, aber es kommt kaum zur Formung eigener theoretischer Ansätze.

Neben Marx’ Basis-Determinismus, der durch moderne ökonomische Konzepte erweitert wird sowie Braudels langer Dauer und seinem Strukturschichtenmodell ist bei Landsteiner auch Wallersteins Zentrum-Peripherie-Modell von zentraler Bedeutung. Die Existenz all dieser theoretischen Ansätze muss weder überprüft noch gerechtfertigt werden, insofern erhalten sie ihren Status als theoretische Prinzipien. Methodologischer Holismus in Bezug auf Wirtschaftseinheiten bildet ein epistemologisches Prinzip. Ein anderes ist ganz klar epistemologischer Universalismus und damit Objektivität.

Ein letzter relevanter Aspekt ist auch der umfangreiche Einsatz von Deskriptionsmodellen. Landsteiner stellt nicht nur Theorien vor und falsifiziert sie, sondern bemüht sich durchaus auch um Anschaulichkeit und damit um das *Verstehen* historischer Zusammenhänge. Es ist hier wieder nicht von einem hermeneutischen Verstehen die Rede, sondern von einem kognitiv-logischen. So dienen Modelle wie *commodity chains* oder Chaunus Kommunikationskreise als veranschaulichende Deskriptionsrahmen, die einerseits Verständnis erleichtern, andererseits jedoch auch der Komplexität des Gegenstandes gerecht werden sollen.

³⁵⁶ Edelmayer/Landsteiner/ Pieper, Welthandel, 10.

³⁵⁷ Landsteiner, Lungenkrebs, 104f.

Kulturgeschichte

Der Kulturalismus hat, so wurde in Kapitel II.3. veranschaulicht, als Wiederbelebung einer humanistischen Geschichtsschreibung in Form eines alles umfassenden Mainstream die gesamte Geschichtswissenschaft überflutet. Gerade im Bereich der Wirtschaftsgeschichte führte dies dann zu besonders interessanten Neukonstruktionen der Gegenstände.

Franz X. Eder, der erste Kulturalist im Sample, wendete sich beispielsweise einer strukturalistischen Diskursgeschichte zu. Die Diskursanalyse ermöglicht es ihm, neue Gegenstände zu konstruieren. Was interdisziplinäre Ringvorlesungen angeht, übernimmt er damit eine Vorbildfunktion am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Er führte die Themen Sexualität, Konsum und Sinneserfahrungen als eigene Gegenstände ein.

Zentral in diesem Ansatz ist es, Erfahrungen und Verhaltensweisen historisch fassen zu wollen. Es geht also darum, sich mit ideellen, emischen Gegenständen zu beschäftigen. Über die Frage, wie weit dieser Idealismus ein philosophischer Idealismus ist, kann ich leider nur Vermutungen anstellen, da sich Eder nicht dazu äußert. Aber wenn man immaterielle, weder fassbare noch überprüfbare Gegenstände zum wissenschaftlichen Forschungsobjekt erklärt, ist das mindestens ein epistemologischer Idealismus und hat als solcher natürlich auch eine Aussagekraft über das philosophische Weltbild des Wissenschaftlers.

Besonders absurd mutet die Beschäftigung mit Erfahrungen, da sie sich ja theoretisch nur auf Individuen berufen kann, dann an, wenn man es als neue Erkenntnis ausweist, einen solchen Gegenstand als differenziert begreifen zu müssen. So kommentiert er das Buch „Die Neue Geschichte der Sexualität“, bei dem er als Mitherausgeber fungierte, wie folgt: „Es stellt einen ersten Versuch dar, die Geschichte der Sexualität [...] gemeinsam zu diskutieren und damit sichtbar zu machen, dass Sex nicht nur eine, sondern mehrerer Geschichten hat. Ziel ist es, die Aufmerksamkeit nicht bloß auf die jeweilige kulturelle Bedingtheit der Sexualität zu lenken, sondern auch die Ost- West Dichotomie in der Historiographie der Sexualität aufzubrechen. [...] Die „neue“ Sexualitätsgeschichte hingegen rückte die produktive Konstruktion des Sexuellen in den Vordergrund und untersuchte vor allem die Sinngebung der sexuellen Begierde. Das Sexuelle, als Trieb, Begierde, Vorstellung usw., sei sozial und kulturell konstruiert – so lautet das neue Credo der meisten Sexualitätshistoriker und -historikerinnen.“³⁵⁸

³⁵⁸ Eder/Frühstück, Neue Geschichte, 7.

Auf die theoretischen und methodischen Probleme, die sich daraus ergeben, wenn man ideelle, kulturelle Holismen (allgemeine Diskurse) einerseits konstruieren und sie andererseits mit individuellen Ebenen verschränken will, wurde ja bereits hingewiesen. Bei Eder fällt die fehlende Auseinandersetzung mit diesem zentralen Problemfeld des Kulturalismus besonders ins Auge. Es ist jedoch auch deshalb von wenig Relevanz, weil Eder selbst grundsätzlich fast nur über den allgemeinen Diskurs und nicht über ein Wechselwirkungsverhältnis zwischen allgemeinem Diskurs und Individuum spricht.

Den Diskurs begreift Eder im klassischen Sinn nach Foucault als idealistische, strukturierende und damit strukturalistische Struktur: „Unter Diskursen werden in diesem Heft vor allem Praktiken verstanden, die Aussagen zu einem bestimmten Thema systematisch organisieren und regulieren und damit die Möglichkeitsbedingungen des [...] Denk- und Sagbaren bestimmen.“³⁵⁹ Innerhalb der Diskursanalyse sei laut Eder auch maßgeblich auf Gegensatzpaare zu achten.³⁶⁰ Hier verdeutlichen sich zumindest leicht die binären Oppositionen nach Levi-Strauss als theoretische Prinzipien. Diese binären Oppositionen werden allerdings mehr postuliert als direkt angewendet. Es ist dies auch ein typisches Merkmal moderner Geschichtsforschung. Alles muss definiert und in Verbindung zu theoretischen Konzepten gesetzt werden, selbst wenn diese gar keine Anwendung in der eigentlichen Arbeit finden.

Eder selbst äußert sich eigentlich nie wirklich zu den theoretischen Diskussionen über Diskurs. Er stellt fest, dass es keinen einheitlichen Diskursbegriff gibt und positioniert sich selbst zu einem dreischichtigen Diskursverständnis: „Fazit ist also, dass es in den Kultur- und Sozialwissenschaften bislang keine einhellige Auffassung davon gibt, was unter einem Diskurs zu verstehen ist [...]. Bei der historischen Diskursanalyse handelt es sich jedenfalls um keine bestimmte Methode, sondern um ein Forschungsprogramm bzw. eine Forschungsperspektive: Diskursanalyse zu betreiben, bedeutet heute, durchaus differente, wissenschaftlich ausgearbeitete und explizite Methoden und Verfahren einsetzen zu können – je abhängig davon, welche der drei Ebenen (textuelle, diskursive oder soziale Praktiken) aufgrund der Frage- und Hypothesenstellungen und des vorhandenen Quellenkorpus in den Vordergrund rücken.“³⁶¹

³⁵⁹ Eder, Das Gerede, 6.

³⁶⁰ Vgl. ebd., 6.

³⁶¹ Eder, Historische Diskursanalyse, 11- 13.

In der Praxis bedeutet dies, dass die diversen kulturellen Handlungen zum Gegenstand werden und man als solches in erster Linie einmal die Geschichten darüber aufschreibt. Insofern werden mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden kulturelle Praktiken soweit möglich vor allem durch Quantifizierungen als solche enttarnt. Denn nur Quantifizierung kann zeigen, ob es sich um spezielle, individuelle Praktiken handelt, oder ob man tatsächlich von kulturellen Praktiken sprechen kann. Dies kann aber die Frage nach dem individuellen Zugang nicht befriedigend beantworten. Zu diesem Zweck werden immer wieder singuläre Personen als beispielhaft zitiert.

Die Geschichte der Sexualität geht beispielsweise Hand in Hand mit Moralvorschriften wie auch Gesetzen, die in erster Linie Eheleute, Prostituierte und Homosexuelle betreffen. Heiratspraktiken werden auch im Allgemeinen erläutert und wenn möglich werden zur Untermalung dieser allgemeinen Praktiken Selbstzeugnisse zitiert. Auch Selbstzeugnisse mit gegenteiligen Meinungen werden, falls vorhanden, bemüht, um Vielfältigkeit zu zeigen und vielleicht auch, um dem Vorwurf des Reduktionismus zu entgehen.

In seinen Abhandlungen über die Konsumgeschichte, die Konsumgesellschaft und das Konsumverhalten beleuchtet Eder ökonomischen Erklärungen für Konsumverhalten, diese sind aber minimalistisch und fast banal: „Rein ökonomisch betrachtet konnte sich die Konsumgesellschaft in Wien [...] vor allem aus zwei Gründen entwickeln: Erstens, weil die wachsenden Reallöhne und –einkommen zu wachsenden Haushaltseinkommen und einem disponierbaren Einkommensanteil führten. [...] Zweitens, weil aufgrund der enormen Produktivitätssteigerungen in der industriellen Massenproduktion und durch den Import ausländischer Waren Konsumgüter in großer Zahl und wachsender Vielfalt zur Verfügung standen.“³⁶² Er beleuchtet aber auch gesellschaftliche Diskurse über Konsum: „Streitigkeiten über sparsames Einkaufen und sinnvolle Anschaffungen standen in ärmeren Familien auf der Tagesordnung. [...] Auch wenn sich noch die wenigsten Konsumwünsche realisieren ließen, wurden in dieser Zeit die geschlechtertypischen Grundzüge der modernen Konsumkultur entworfen.“³⁶³

Für die Geschichte des Konsums muss man also Angebot und Nachfrage ebenso wie den Arbeitsmarkt beleuchten. Dies wird auch in klassisch wirtschaftshistorischer Manier strukturalistisch (nach Braudel) und mit Statistiken untermalt praktiziert. Soweit bleibt Eder in der gut recherchierten, faktenorientierten Geschichtsschreibung. Sobald er aber den Bogen zum Denken der Menschen, welches er auf allgemeine Diskurse, deren Bezugsquellen er nur in seltenen Fällen nennt, zurückführt, wird das ganze Unterfangen theoretisch und methodisch

³⁶² Eder, Privater Konsum, 202f.

³⁶³ Eder, ebd., 209.

fragwürdig. So zum Beispiel seine Konstruktion von zwei Frauenbildern in der Konsumgesellschaft.³⁶⁴ Er erläutert weder seine Grundlagen für diese zwei diskurstheoretisch konstruierten Frauenbilder noch kontrastiert er diese Modelle mit der Realität. Also stellt sich aus der Perspektive der Wissenschaftlichkeit natürlich die Frage, warum er das überhaupt macht. Die einzige Erklärung ist die Mainstream-Tauglichkeit kulturalistischer Behauptungen, die ja ohnehin nicht überprüfbar sind und als Interpretationen einfach in den Raum geworfen werden können.

Josef Ehmer gehört in dasselbe Feld wie Franz X. Eder. Auch er sieht in der Diskursanalyse und dem Kulturalismus die Möglichkeit, die Geschichtswissenschaft vor allem heuristisch zu bereichern. Im Zentrum seiner Interessen stehen in erster Linie Arbeitsmärkte und die soziale Konstruktion von Alter: „Ganz allgemein nimmt in der Geschichtswissenschaft seit einigen Jahren die Skepsis gegenüber der Dichotomie von >>vormodernen<< und >>modernen<< Gesellschaften zu. Dies erleichtert es, die historische Erforschung von Generationenbeziehungen für Anregungen aus den Sozialwissenschaften zu öffnen und neue Fragestellungen und Hypothesen für die Geschichte heuristisch zu nutzen.“³⁶⁵ Man kann nicht leugnen, dass Ehmer hier dem Formalismus den Weg ebnet. Es wäre zu prüfen, ob man sozialwissenschaftliche Hypothesen in die Geschichtswissenschaft übernehmen kann statt einfach zu postulieren, dass man dies machen sollte. Mit modernen Vorstellungen von Arbeit oder Alter in eine Forschung hineinzugehen, die primär an der Emik interessiert ist, fördert den epistemologischen Formalismus.

Ehmer bekennt sich auch in Bezug auf die Formalismus- beziehungsweise Substantivismus-Debatte ganz klar zu einem postmodernen Paradigma, indem er beide Ansätze für gleichermaßen richtig wie falsch hält.³⁶⁶ Er opfert erklärende Theorien den emischen Interpretationsmöglichkeiten: „Ein offener Marktbegriff könne daher im Prozess der Preisbildung die Motive und Interessen der verschiedenen Akteure auf dem Markt sichtbar machen.“³⁶⁷ Mit diesem Bekenntnis zu einem rein individualistischen Zugang nähert er sich dem Historismus an. Auch Ehmer nimmt den Diskurs als etwas Gegebenes an und reflektiert diesen weder theoretisch noch methodisch. Er ist so wie die meisten Kulturalisten eben am Wechselwirkungsverhältnis zwischen Diskurs und individueller Ebene interessiert: „Dazu zählt etwa die Bedeutung von Emotionen und materiellen Interessen als Bindemittel zwischen

³⁶⁴ Vgl. Eder, ebd., 229.

³⁶⁵ Ehmer, Alter, 32.

³⁶⁶ Vgl. Ehmer/ Reith, Märkte, 15.

³⁶⁷ Ebd., 18.

den Generationen; das Verhältnis von individuellen Gefühlen und gesellschaftlichen Normen; die Interaktion zwischen gesellschaftlichen und familialen Generationsbeziehungen; der Einfluss von räumlicher Nähe bzw. Distanz; und nicht zuletzt die Ebene der Bilder, Zuschreibungen, Deutungsmuster, die im öffentlichen und privaten Raum entstehen und zwischen ihnen zirkulieren, kurz: die Ebene des Diskurses. [...] Gefühle und Emotionen sind nicht unabhängig von gesellschaftlichen Normen.“³⁶⁸

In der Praxis manifestiert sich der Diskurs aus juristischer und politischer Perspektive, wobei das Problem, das schon bei Eder thematisiert wurde, erneut auftritt: Der Diskurs bleibt als undefiniertes Etwas im Raum stehen, dessen Quellen und Zusammensetzungen nicht wirklich offenbart werden. Es würde genauer Prüfung bedürfen, ob das, was als Diskurs veranschlagt wird, tatsächlich in Form einer strukturierenden „Mehrheitsmeinung“ – gekennzeichnet dadurch, dass diese irgendwie gearteten Formen das Individualleben prägen kann – entspricht oder nicht. Der Diskurs muss aber nicht wissenschaftstheoretisch gerechtfertigt werden, weil er in Form eines strukturalistischen, epistemologischen Prinzips auftritt. Er existiert einfach und er manifestiert sich in einer Vielzahl von Quellen. Dies ist eine der wesentlichen Prämissen, die sowohl Ehmers als auch Eders Arbeit zugrunde liegen.

Der Diskurs dient bei Ehmer aber oftmals auch einfach nur als Grundlage für Geistesgeschichte. Er äußert sich nur in seltenen Fällen zur tatsächlichen Tragweite seines Konzeptes. Der Artikel „Marriage“ ist ein Beispiel für Diskurs als Geistesgeschichte, während Ehmer in seinem Buch „Das Alter im Spiel der Generationen“ einen stark strukturalistischen Diskursbegriff aufgreift: „Die plakative Zuspitzung der Titelzeilen und die gemischten Töne der Berichte sind kein isoliertes Phänomen der Medien, sondern Teil eines gesellschaftlichen Diskurses, der – angesichts eines beschleunigten sozialen Wandels – von Unsicherheit geprägt ist.“³⁶⁹

Gerade diese vielfältige Verwendung zeugt von geringer wissenschaftstheoretischer Reflexion, die aber dadurch weniger ins Gewicht fällt, dass Ehmer ohnehin hauptsächlich deskriptiv arbeitet und der Diskurs nur der Heuristik dient.

In seinem Schaffen über die Arbeit und den Arbeitsmarkt tritt Ehmer zumindest bei der Rechtfertigung seiner Themenwahl in eine universalistische Perspektive über. Demnach ist Arbeit die Grundlage des Lebens: „Um Arbeit gruppieren sich die wesentlichen Konfliktlinien, Verteilungskämpfe, Interessensvertretungen und kollektive Identität. Arbeit

³⁶⁸ Ehmer, *Alter*, 32f.

³⁶⁹ Ebd., 16.

prägt das System sozialer Ungleichheit und Mobilität. Arbeit bildet die Grundlage der Systeme der sozialen Sicherheit und politischen Stabilität im Wohlfahrtsstaat. Arbeit gibt aber auch dem Leben feste Strukturen: in der Ordnung des Lebenslaufs nach den Phasen der Ausbildung, der Erwerbsarbeit und des Ruhestands; im alltäglichen Rhythmus von Arbeit, Feierabend und Wochenende, in der Differenz der Geschlechter [...].³⁷⁰

Doch trotz dieser vielfältigen Bedeutungskomponenten des Themas „Arbeit“ ist dessen chronologische Darstellung nur aufgrund der Aktualität des Themas relevant. Die historischen Arbeiten selbst weichen in der Regel kaum vom eklektischen Faktenpositivismus ab. Auch bei Ehmer ist die Beschäftigung mit der Geschichte durch die Geschichte selbst und der Möglichkeit, aus ihr zu lernen; gerechtfertigt. Dementsprechend ist die Analyse früherer Epochen „sinnvoll und bereichernd“³⁷¹:

Teilweise verfällt er auch in einen Levi-Strauss'schen Ansatz, wonach sich die Realität in Zeichen manifestiert. So rechtfertigt er z.B. seine Auseinandersetzung mit dem Motiv der Lebenstreppe folgendermaßen: „Mein Ausgangspunkt zum >>Lesen<< der Lebenstreppe besteht in der Annahme einer komplexen Beziehung zwischen Altersbildern und sozialer Wirklichkeit.“³⁷²

Therese Garstenauer ist die einzige feministische Forscherin und die einzige Soziologin in meinem Sample. Dies wirkt sich sehr stark auf die Form ihrer Arbeiten aus. So verkündet sie am Anfang jeder Arbeit, welche theoretischen Modelle verwendet werden und reflektiert auch deren Kritiken. Ebenso werden Begriffe definiert und die Relevanz des Themas erläutert. Doch in ihre eigentlichen historischen Deskriptionen baut sie im Endeffekt relativ wenig von diesen Theorien und/oder Wissenschaftstheorien ein. Dementsprechend stehen die umfangreichen theoretischen Auseinandersetzungen am Beginn sehr faktengetreuen Aufarbeitungen gegenüber; es kommt zu einer graduellen Trennung von Theorie und Praxis.

In ihrer Diplomarbeit führt Garstenauer vier theoretische Dispositionen an, welche die Grundlage ihrer Arbeit bilden sollen. Diese sind Bourdieus Konzept des Habitus, Knorr-Cetinas transepisistemische und transwissenschaftliche Felder, Gieryns Konzept der *boundary work* und Hardings Klassifikationen wissenschaftlicher Ansätze. Als paradigmatisch relevanteste Komponenten dieser Modelle lässt sich die Proklamation eines epistemologischen Machtbegriffs durch Bourdieus Habituskonzept, der in diesem Modell aber

³⁷⁰ Ehmer/Gutschner, Probleme, 306f.

³⁷¹ Ebd., 310.

³⁷² Ehmer, Die Lebenstreppe, 64.

nicht von Macht, sondern von Kapital spricht, feststellen. Dabei können diese beiden Aspekte aber relativ analog gedacht werden: „Pierre Bourdieus Feldkonzept zufolge sind die aktuellen Verhältnisse in einem gegebenen Feld stets das Ergebnis vorhergehender **Kämpfe um Anteile am Kapital dieses** Feldes. [Hervorhebung durch die Verfasserin]“³⁷³

Dem wissenschaftlichen Feld wird aber auch aus einer soziologischen Perspektive heraus jegliche Sonderstellung abgesprochen; somit ist die Wissenschaft eine soziale Institution wie jede andere.³⁷⁴ Sandra Hardings Ansatz schließlich mahnt zwar zur permanenten Reflexivität ist aber andererseits ein ganz klarer Fall von Standpunkt Epistemologie: „Tatsächlich stellt feministische Wissenschaftskritik den zunächst paradox anmutenden Anspruch, durch Berücksichtigung politischer Gesichtspunkte zu objektiver Erkenntnis gelangen zu können.“³⁷⁵ Hiermit sind wir also klar bei Marx erkenntnistheoretischem Erbe, welches besagt, dass eine gesellschaftlich unterdrückte Position einen besseren Standpunkt ermöglicht. Sowohl die politische Einstellung als auch der soziale bzw. geschlechtliche Standpunkt fördern die Objektivität gegenüber den wissenschaftlichen Erkenntnissen, die von bürgerlichen, weißen, konservativen Männer produziert wurden und auf deren Rücken unsere ganze wissenschaftliche Tradition steht.

Die Postmoderne rückt bei Garstenauer also in ein klares politisches Licht. Deshalb müssen die Ansätze des totalen Relativismus entkräftet werden. Zu diesem Zweck bemüht sie Judith Butler. Die Wissenschaft soll zum Hilfsinstrumentarium der Politik werden: „Somit ist postmodernes [...] Denken auch für den Feminismus kein Weg in die politische Handlungsunfähigkeit, sondern vielmehr eine Erweiterung des Spielraumes und eine Möglichkeit zu vermeiden, Machtstrukturen, gegen die ursprünglich angekämpft wurde zu reproduzieren.“³⁷⁶

Das grundlegende theoretische Prinzip dahinter ist natürlich, dass es nichts außerhalb der Politik gibt und damit jede Handlung politisch ist. Dementsprechend bleibt jedoch objektive Wissenschaft unmöglich, denn Objektivität ist eben Wahrheit ohne Werte. Politik verkörpert immer Moralvorstellungen über einen Sollzustand, während objektive Wissenschaft den Ist-Zustand feststellt. Diese beiden Ansätze schließen einander eigentlich aus. Daher braucht es die Standpunkt Epistemologie, die es ermöglicht, Erkenntnis durch die Moral definiert zu sehen. Alles baut auf der Behauptung auf, dass gewisse Wertvorstellungen – aus Sicht der

³⁷³ Garstenauer, Gendernyje, 4f.

³⁷⁴ Sowohl das Modell der transepistemischen Felder wie auch der *boundary work* Ansatz werden diesem Aspekt gerecht. Vgl. ebd., 20f.

³⁷⁵ Ebd., 35.

³⁷⁶ Ebd., 40.

feministischen WissenschaftlerInnen die weiblichen Wertvorstellungen – die Wahrnehmung und damit die Möglichkeiten der Erkenntnis weniger verzerren als die falschen (männlichen) Wertvorstellungen. Theoretisch wird der ganze Zweck wissenschaftlichen Arbeitens einer moralischen Verbesserung der Welt untergeordnet. Dies drückt sich in allen Kommentaren aus, hat aber, wie weiter oben schon festgestellt, relativ marginale Auswirkungen auf die eigentliche Empirie. Diese ist trotz aller Wissenschaftstheorie mehr faktenpositivistische Chronik als alles andere.

Nirgendwo erkennt man den Einzug der Postmoderne jedoch so deutlich wie an der kanonischen Ablehnung der Logik. Ähnlich wie es oben schon bei Ehmer gezeigt wurde, der Formalismus und Substantivismus beide für falsch und richtig hält, findet sich auch bei Garstenauer diese Tendenz zur absoluten Ablehnung konkreter Aussagen und Logik. Auf die Frage, ob denn Genderstudies als wissenschaftliche Disziplin vergleichbar mit anderen gedacht werden könne, antwortet sie: „Is Women`s and Gender Studies an academic endeavour like others in the social sciences and humanities? The answer to this question can only be no and yes.“³⁷⁷

Weiters geht sie in diesem Artikel der Frage nach, wie denn ein Kanon – sie bevorzugt den Begriff des Kanons gegenüber dem des Paradigmas – in den Genderstudies aussehen könnte: „A canon defines what one has to believe or to know.“³⁷⁸ Dabei sticht eine Aussage besonders ins Auge. Aufgrund der politischen Komponente der Genderstudies würde sie die Frage nach der Gleichheit zu anderen Wissenschaften verneinen, doch bejaht sie die Frage aufgrund der Institutionalisierung der Genderstudies auf der Universität: „[I]f established within the framework of a university, it will not be able to avoid adhering to uses and rules of the academic“³⁷⁹. Zu diesem Satz verfasst sie eine Fußnote, die folgenden Inhalt hat: „I am not arguing that such academic uses and rules are fixed and unchangeable. But it is safe to say that traditions, goals and ideas in the academe (e.g. objectivity, elitism, androcentrism) differ somewhat from those of Women`s and Gender Studies.“

Für die Objektivität stimmt diese Aussage einfach nicht. Denn wie wir gesehen haben, bemühen sich einige, wenn nicht sogar alle wissenschaftstheoretisch orientierten Feministinnen um eine Rettung der Objektivität und damit der Wissenschaftlichkeit trotz einer allgemein anerkannten starken Ausprägung des Relativismus. Was den elitären Gehalt von Wissenschaft angeht, ist es sicherlich eine Aussage, die im Individualfall zu prüfen ist.

³⁷⁷ Garstenauer, Canon, 229.

³⁷⁸ Ebd., 231.

³⁷⁹ Ebd. 231.

Elitenbildung jedoch als Ziel von Wissenschaft herauszustreichen ist auch schlichtweg falsch. Und was schlussendlich den Androzentrismus betrifft, ist dieser ein Vorwurf der Genderstudies an die Wissenschaft und sicherlich kein integraler Bestandteil eben dieser.

Zusammenfassend lässt sich also gegenüber dieser Fußnotenbemerkung Garstenauers, die meiner Ansicht nach sehr viel über ihr Verständnis bzw. Unverständnis von Wissenschaft ausdrückt, Folgendes feststellen: Wenn diese etwas charakterisiert, dann ist es nicht die Wissenschaft, sondern im Gegenzug eben die feministische „Wissenschaft.“ Man muss nur Androzentrismus durch Gynozentrismus ersetzen. Denn die Feministinnen sind es, die Standpunkt-Epistemologie und damit Elitenbildung und einen alleinigen Fokus auf Frauen und Frauenthemen veranschlagen und nicht umgekehrt.

Abgesehen davon ist es der integrale Bestandteil dieser meiner Arbeit, auf die Vielfalt im wissenschaftlichen Kontext hinzuweisen sowie auch darauf, dass es so etwas wie einen Kanon abseits davon, dass man zitiert und nicht plagiiert, gar nicht gibt.

Reinhard Sieder, dessen Auseinandersetzung mit Wissenschaftstheorie mit Abstand am weitesten greifen, bildet den Abschluss meines Samples. Er findet in einem strukturgeschichtlich-materialistischen Zugang allein keine Beantwortung der seiner Ansicht nach relevanten Fragestellungen und wendete sich deshalb dem *Cultural Turn* zu. Ginge es alleine darum, Prozesse zu erklären und zu beschreiben, ist Sieder ganz klar Materialist. Dies manifestiert sich zum Beispiel an seiner Erklärung über die Herausbildung von Verwandtschaftsstrukturen.³⁸⁰

Ausgehend von der Subjektivität aller Quellen und Hayden Whites Hinweis auf die Macht der Erzählung hat er etwas gänzlich anderes, nämlich die ideellen Komponenten des menschlichen Lebens, zu seinem Forschungsobjekt erhoben: „Hinter den Erzählungen steht also eine kulturspezifische Meta-Erzählung der Lebensgeschichte. Eben deshalb aber sollte unsere >>epistemische Wachsamkeit<< auf die persuasive Kraft der Erzählung gerichtet sein.“³⁸¹

Sieder geht primär der Frage nach, welche Handlungszwänge und Freiheiten die Subjekte im Zuge der Geschichte hatten, wie sie das Selbst und wie sie ihr Selbst wahrnahmen. Mit Rückkopplung auf diskursive Idealtypen weist Sieder darauf hin, dass sich Individuen immer in einem Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlicher Norm und individueller Freiheit

³⁸⁰ Vgl. Sieder, Rückkehr, 99f.

³⁸¹ Ebd., 159.

bewegen: „Jedwede subjektive Erfahrung wird von diskursiven, schriftlichen, technischen oder institutionellen Medien durchkreuzt, und das in fortlaufend intensivierter Weise.“³⁸² Damit sind sie zwar nie ganz determiniert, aber auch nie frei. Ihre Handlungsmöglichkeiten werden vom gesellschaftlichen und damit auch diskursiven Rahmen gestaltet. „Als Kulturwissenschaftler/innen untersuchen wir an ihnen, wie sich das Subjekt in Auseinandersetzung mit Diskursen und massenmedialen Vorgaben selbst erzählen kann.“³⁸³

Der Diskurs schwingt sich allerdings in der konkreten Forschung nicht zu einer strukturalistisch determinierenden Entität auf. Sieder bleibt getreu seinen sehr individualistischen Fragestellungen auch immer auf der Ebene der Individuen, von der er nur vorsichtig und in theoretischen Abhandlungen abstrahiert. So ist der Diskurs primär von der individuellen Ebene gezeichnet, wie das Individuum selbst gesellschaftliche Normen und damit Diskurse wahrnimmt. In Allgemeinären beziehungsweise theoretischen Abhandlungen findet sich auch der strukturalistische Diskursbegriff, der, wie die Kritik hier schon mehrmals angebracht wurde, nicht weiter definiert, sondern relativ salopp als gegeben dargestellt wird. Die Diskurse sind in diesem Zusammenhang dann als Ausprägungen der Kommunikationssysteme zu sehen. Sie stellen allerdings im Vergleich zu Eder und Ehmer sowohl in Forschung als auch Theorie einen marginaleren Bestandteil dar.

Innerhalb von Diskursen formt Sieder in Anlehnung an Max Weber Idealtypen: „Eine [...], aus verstreuten Forschungsergebnissen und Plausibilitätsannahmen erstellte Typologie hat heuristischen Wert. Sie weist uns auf die sozialökonomische Determination von Handlungsspielräumen hin und berücksichtigt auch Diskurse, Ideologien und politische Bewegungen, die sozial erwünschte [...] Modelle formulieren.“³⁸⁴

Dabei ist der Forschungsfokus ganz und gar emisch: „Ein soziales und kommunikatives System und das **innere Erleben der Akteure** können empirisch durch die Interpretation und Analyse der in Texten gebundenen Erzählungen, durch teilnehmende Beobachtung, durch die Analyse von Photos oder Videofilmen etc. konstruiert werden.“³⁸⁵

Mit der Konstruktion des „inneren Erlebens der Akteure“ bewegt man sich, gemäß dem Leitfaden dieser Arbeit, auf eher unwissenschaftlichem Boden. Denn nichts ist weniger

³⁸² Ebd., 45.

³⁸³ Ebd., 48.

³⁸⁴ Sieder, Von Patriarchen, 83f.

³⁸⁵ Ebd., 87.

überprüfbar als das Innenleben von Menschen, sogar wenn diese noch existieren und einem gegenüber sitzen. Völlig unmöglich wird das also, wenn man sich wie Sieder mit bereits verstorbenen Menschen auseinandersetzt. Auch der Einsatz von Systemtheorie und Psychoanalyse können am Problem der Nichtevaluierbarkeit der Ergebnisse nichts ändern. Dieser Umstand ist Sieder entweder nicht bewusst oder egal. Obwohl er sich explizit von Historismus und der alten Hermeneutik abwendet, bleibt er gänzlich bei deren Erkenntnisinteressen und Zielen stehen. So entwickelt er ein komplexes Reflexionssystem, das die Hermeneutik verbessern soll: „Für das soziale und kommunikative System beschreiben wir, was dort kommuniziert wird (das Manifeste) und was dort *nicht kommuniziert* werden kann (das Latente). [...] Für das Individuum als Person im sozialen und kommunikativen System stellen wir die Frage, was es hier mit seinem Einsatz von materiellen, sozialen, psychischen und kommunikativen Ressourcen an Ereignissen auslöst und was dies für die Dynamik des kommunikativen Systems und für die psychische Dynamik der Akteure bewirkt. [...] Diese binäre Matrix von Latentem und Manifestem und der in der Interpretationsgemeinschaft kontrollierte Einsatz von Theorien aller Art unterscheidet diese sozial-, kultur- und kommunikationswissenschaftliche Hermeneutik vom intuitiven Vorgehen der klassischen geisteswissenschaftlichen Hermeneutik.“³⁸⁶

Im Endeffekt ist es nur die Methode, welche die alte Hermeneutik von der neuen unterscheidet.

Zentral ist auch die Frage nach der Kultur. Kultur ist der „Inbegriff aller menschlichen Arbeits- und Lebensformen“³⁸⁷. Kultur manifestiert sich in den Bedeutungen, die Menschen ihrem jeweiligen Handeln geben, nämlich „ein an das Handeln situierter und determinierter Akteure gebundener Sinn“³⁸⁸. „Situierter und determiniert meint, dass sich die Akteure in je und je spezifischen Lagen befinden, die mit bestimmen, welcher Sinn mit Handlungen, Gegenständen, Erlebnissen und Erfahrungen verbunden wird.“³⁸⁹

Wenn die Geschichtswissenschaft also nach Bedeutung sucht, muss und kann sie sich transdisziplinär durch all jene Wissenschaften bewegen, deren Interesse in der Bedeutung verhaftet ist. Dies schließt Literaturwissenschaft, Kultur- und Sozialanthropologie, postmoderne Soziologie, Theaterwissenschaft etc. mit ein. Sieder argumentiert Kultur auch in

³⁸⁶ Ebd.

³⁸⁷ Sieder, Kulturwissenschaften, 13.

³⁸⁸ Ebd., 18.

³⁸⁹ Ebd., 18.

Form von binären Oppositionen wie Sprache/Realität, Reden/Handeln, Diskurs/Praxis.³⁹⁰ Die Anlehnung an Levi-Strauss reicht allerdings noch weiter: „Das Politische, das Ökonomische, das Soziale, das Religiöse, das Wissenschaftliche usw. sind immer nur in **zeichenhaften Strukturen** wirksam und präsent. [Hervorhebung durch die Verfasserin]“³⁹¹

Er inkorporiert vor allem Max Weber, Pierre Bourdieu, Sigmund Freud und Niklas Luhmann in seine Interpretationsmethoden. Für die konkrete Forschung bedeutet das, dass Sieder ausgehend von Selbstzeugnissen Handlungsspielräume, gesellschaftliche Rahmenbedingungen und soweit möglich die psychologische Beschaffenheit der jeweiligen Akteure nachzuzeichnen versucht. Abgesehen von einer teilweise sehr komplexen und vielschichtigen Wort- und Sprachwahl, macht Sieder dies mit rhetorischer Gewandtheit und einer ansprechenden Stilistik. Seine Werke würden sich demnach wirklich dazu eignen, sich in vergangene Zeiten hinein zu versetzen, wenngleich dies aus wissenschaftstheoretischer Perspektive fragwürdig ist. Seine Analysen und Beschreibung sind komplex und vielschichtig und erscheinen einem intellektuellen Leser womöglich auch als richtig; doch wie gesagt, ist es ausgehend von der **Unüberprüfbarkeit der Ergebnisse** eigentlich kein wissenschaftliches Vorgehen. Sein Ziel, „eine vergangene *soziale Wirklichkeit* zu rekonstruieren, sie zu interpretieren und zu erklären“³⁹², wird in diesem Zusammenhang auch immer unerreichbar bleiben.

Resümee

Alles in allem erweist sich das Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte als paradigmatisch durchaus vielfältig, wenngleich es auch viele Gemeinsamkeiten unter den HistorikerInnen gibt.

Gemeinsamkeiten

HistorikerInnen sind Deskripteure und dies ist in vielen Fällen auch ihr einziges Erkenntnisinteresse. Insofern mutet der Aufruf zur Anwendung von Theorie, der sich immer wieder in Lehrveranstaltungen aller HistorikerInnen quer durch die Paradigmenlandschaft findet, irgendwie paradox an. Dienen die Theorien, wie wir gesehen haben, in den meisten Fällen doch nur dazu, im aufklärerischen Sinne zu dekonstruieren.

³⁹⁰ Ebd. 16.

³⁹¹ Sieder, Rückkehr, 95.

³⁹² Sieder, Rückkehr, 76f.

Besonders auffällig ist jedoch, dass selbst die HistorikerInnen, die eigentlich nur an der Emik interessiert sind, primär etisch argumentieren, während FaktenpositivistInnen wie Eigner und Stiefel als einzige gelegentlich zu emischen Erklärungen greifen. Dies hängt aber auch mit der Enge des heuristischen Rahmens zusammen. Somit lässt sich prinzipiell feststellen, dass HistorikerInnen trotz aller Reflexivität immer noch EtikerInnen sind, die es sich „anmaßen können“³⁹³ gegenüber der Vergangenheit einen weitgehend objektiven Standpunkt einzunehmen. Sie haben also die Möglichkeit, die Vergangenheit aus Sicht der Gegenwart zu beurteilen, wenngleich dies im postmodernen Kanon nicht die Vergangenheit im eigentlichen Sinne ist, sondern eher eine politische Perspektiveneröffnung für Gegenwart und Zukunft. HistorikerInnen haben ein kumulatives Wissenschaftsverständnis. Die Konsequenz für die Geschichtswissenschaft ist, dass alles zum Thema werden kann, alles wert ist, bearbeitet und bewahrt zu werden.

HistorikerInnen sind Theorien gegenüber sehr skeptisch, deshalb prüfen sie sie, stellen jedoch selbst keine auf. Insofern bleiben sie generell dem Popperschen Wissenschaftsmodell treu, dass die historischen Wissenschaften etwas gänzlich anderes als die theoretischen Wissenschaften sind und daher mit diesen auch nicht verschränkt werden können. Angesichts der Tatsache, dass Historiker aber sehr oft zur Auseinandersetzung mit Theorie aufrufen, wirkt dieser Umstand gelegentlich etwas paradox.

In einem wissenschaftlichen Einheitsmodell wäre die Geschichtswissenschaft an der Universität Wien also eine hilfswissenschaftliche Disziplin. Doch niemand am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte teilt das von Wallerstein, Harris und Co. vertretene, positivistische Modell einer Einheitswissenschaft, insofern brauchen sich die HistorikerInnen dieser Umstand auch nicht befassen.

Unterschiede

Manch einer bzw. eine bemüht auf der Suche nach Erklärungen für historische Ereignisse Theorien. Da der Gegenstand aber so komplex ist, ist es immer leichter, Theorien zu kritisieren als diese zu bestätigen. Dennoch arbeiten diese HistorikerInnen in einer furchtbaren sozialwissenschaftlichen Tradition.

Fruchtbar sind die theoretischen Auseinandersetzungen der meisten aber vor allem in der Heuristik. Dies gilt auch für die wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen, die -

³⁹³ Ich verwende hier bewusst den Begriff „anmaßen“, weil man in der disziplininternen wissenschaftstheoretischen Diskussion eigentlich festgestellt hat, dass eine objektive Betrachtung der Vergangenheit nicht wirklich möglich ist.

leider oftmals zu wenig reflektiert - Eingang in die Forschung finden. Dies ist nicht immer tragisch, solange die paradigmatischen Konzepte nur dem Zwecke dienen, neue Themenbereiche zu erschließen. Bisweilen nimmt das aber auch relativ absurde Auswüchse an, vor allem dann, wenn ein nicht weiter definierter Diskurs in nicht weiter definierten Formen Individuen determiniert, wenn also nicht weiter überprüfbare und nicht operationalisierte Kausalketten hergestellt werden, mit denen man historische Geschehnisse nicht nur beschreiben, sondern darüber hinaus auch noch erklären will.

IV. Literatur

Literatur zu Kapitel I & II

Acham, Karl, Die 'kulturelle' Krise der Gesellschaft um 1900 und die Genese der Sozialwissenschaften. In Drehsen, Volker/ Sparr, Walter (Hg.), Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung um 1900, Berlin 1996, 39 – 67.

Aschmann, Brigit, Moderne versus Postmoderne. Gedanken zu Debatte über vergangene, gegenwärtige und zukünftige Forschungsansätze. In Elvert, Jürgen/ Krauß, Susanne (Hg.), Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 46), Stuttgart 2003, 256 – 275.

Bachmann-Medick, Doris, Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Hamburg 2006.

Baumgartner, Hans Michael/ Rüsen, Jörn (Hg.), Seminar Geschichte und Theorie, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982.

Baumgartner, Hans Michael, Philosophie der Geschichte nach dem Ende der Geschichtsphilosophie. Bemerkungen zum gegenwärtigen Stand des geschichtsphilosophischen Denkens, In Nagl-Docekal, Herta (Hg.), Der Sinn des Historischen, Frankfurt am Main 1996, 151 – 172.

Bidwell-Steiner, Marlen/ Wozonig, Karen S. (Hg.), Gender & Generation (Gendered Subjects 2), Innsbruck 2005.

Bentley, Michael (Hg.), Companion to Historiography, London 1997.

Bernold, Monika/ Ellmeier, Andrea, Mapping consumption & media. Kontexte historischer Konstruktionen von Geschlecht in der (Post)Moderne, In Griesebner, Andrea/ Lutter, Christina, Geschlecht und Kultur (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 2000), Wien 2000, 42 – 48.

Bloch, Maurice (Hg.), Marxist Analyses and Social Anthropology (ASA Studies 2) London 1975.

Bonnel, Victoria E./ Hunt, Lynn (Hg.): Beyond the Cultural Turn, Berkeley 1999.

Bonnel, Victoria E./ Hunt, Lynn, Introduction, In Bonnel, Victoria E./ Hunt, Lynn (Hg.): Beyond the Cultural Turn, Berkeley 1999, 1 – 34.

Bourdieu, Pierre/ Chamboredon, Jean-Claude/ Passeron, Jean Claude, Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis, Berlin 1991.

Brunner, Karl, Einführung in den Umgang mit Geschichte, 4. Auflage Wien 2004.

Braudel, Fernand, Schriften zur Geschichte 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen, Stuttgart 1992.

Caneiro, Robert L., *The Muse of History and the Science of Culture*, New York 2000.

Daniel, Ute, *Clio unter Kulturschock: Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft*, In Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart (Hg.), *Kulturwissenschaften (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 1999)*, Wien 1999, 7 – 22.

Davis, Natalie Zemon, *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986.

Dinges, Martin, *Neue Kulturgeschichte*, In Eibach, Joachim/ Lottes, Günther (Hg.), *Kompass der Geschichtswissenschaft*, Wien 2002, 179 – 192.

Dray, William, *Philosophy and Historiography*. In Bentley, Michael (Hg.), *Companion to Historiography*, London 1997, 763 – 782.

Drehse, Volker/ Sparr, Walter (Hg.), *Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung um 1900*, Berlin, 1996.

Dressel, Gert, *Historische Anthropologie – Neue Paradigmen in den Kulturwissenschaften (Dissertation an der Universität Wien)* Wien 1997.

Durkheim, Emile, *Der Selbstmord*, Frankfurt am Main 1983.

Durkheim, Emile, *Regeln der soziologischen Methode (Soziologische Texte 3)*, 4. revidierte Auflage, Berlin 1976.

Durkheim, Emile, *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*, Frankfurt am Main, 1993.

Eckel, Jan/ Etzemüller, Thomas (Hg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007.

Eckel, Jan/ Etzemüller, Thomas, *Vom Schreiben der Geschichte der Geschichtsschreibung. Einleitende Bemerkungen*, In Eckel, Jan/ Etzemüller, Thomas (Hg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, 7 – 26.

Eder, Franz X., *Durchtränktsein mit Geschlechtlichkeit. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der sexuellen Begierde vom 17. bis zum 20. Jahrhundert (Habilitationsschrift Universität Wien)*, Wien 2000.

Eibach, Joachim/ Lottes, Günther (Hg.), *Kompass der Geschichtswissenschaft*, Wien 2002.

Engels, Friedrich, *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der Klassischen Deutschen Philosophie (Werke des Marxismus-Leninismus 3)*, 2. Auflage Wien 1932.

Elvert, Jürgen/ Krauß, Susanne (Hg.), *Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 46)* Stuttgart 2003.

Elvert, Jürgen, *Zur Einführung*, In Elvert, Jürgen/ Krauß, Susanne (Hg.): *Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 46)* Stuttgart 2003, 9 – 22.

Etzemüller, Thomas, >>Ich sehe das, was Du nicht siehst<< *Wie entsteht historische Erkenntnis?* In Eckel, Jan/ Etzemüller, Thomas (Hg.), *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, 27 – 68.

Feyerabend, Paul K., *Kuhns Struktur wissenschaftlicher Revolutionen – ein Trostbüchlein für Spezialisten*, In Lakatos, Imre/ Musgrave, Alan (Hg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt*, London 1974, 191 – 222.

Firth, Raymond, *The Sceptical Anthropologist? Social Anthropology and Marxist Views on Society*, In Bloch, Maurice (Hg.), *Marxist Analyses and Social Anthropology (ASA Studies 2)* London 1975, 29 – 60.

Fischer, Martin/ Hoyningen-Huene, Paul (Hg.), *Paradigmen (Salzburger Schriften zur Rechts-, Staats- und Sozialphilosophie 17)*, Salzburg 1997.

Foucault, Michel, *Archäologie des Wissens*, 8. Auflage Frankfurt am Main 1997.

- Freytag, Nils/ Piereth, Wolfgang: Kursbuch Geschichte. 2. aktualisierte Auflage, Wien 2006.
- Garstenauer, Therese, Tradition- Import – Next Gen(d)eration? Russischer Feminismus und Feminismus in Russland, In Bidwell-Steiner, Marlen/ Wozonig, Karen S. (Hg.), Gender & Generation (Gendered Subjects 2), Innsbruck 2005, 100 – 117.
- Geertz, Clifford, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1987.
- Gibbons, Anthony, Capitalism and modern social theory, Cambridge 1971.
- Goertz, Hans- Jürgen, Umgang mit Geschichte, Hamburg 1995.
- Goodman, Jordan, History and Anthropology, In Bentley, Michael (Hg.), Companion to Historiography, London 1997, 783 – 804.
- Grandner, Margarete/ Komlosy, Andrea, Vom Weltgeist beseelt (Edition Weltregionen 7), Wien 2004.
- Grandner, Margarete/ Rothermund, Dietmar/ Schwentker, Wolfgang (Hg.), Globalisierung und Globalgeschichte (Globalgeschichte und Entwicklungspolitik 1), Wien 2005.
- Griesebner, Andrea, Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung, Wien 2005.
- Griesebner, Andrea/ Lutter, Christina, Geschlecht und Kultur (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 2000), Wien 2000.
- Griesebner, Andrea/ Lutter, Christina, Geschlecht und Kultur. Ein Definitionsversuch zweier umstrittener Kategorien, In Griesebner, Andrea/ Lutter, Christina, Geschlecht und Kultur (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 2000), Wien 2000, 58 – 64.
- Habermas, Jürgen, Erkenntnis und Interesse, Frankfurt am Main 1968.
- Habermas, Jürgen, Über das Subjekt in der Geschichte, In Baumgartner, Hans Michael/ Rüsen, Jörn (Hg.), Seminar Geschichte und Theorie, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982, 388 – 396.
- Hammersley, Martyn, Taking Sides in Social Research, London 2000.
- Harris, Marvin, The Rise of Anthropological Theorie: A History of Theories of Culture, (Updated Edition) Walnut Creek u.a. 2001.
- Harris, Marvin, Cultural Materialism: A Struggle for a Science of Culture, New York 1979.
- Harris, Marvin, Forbidden Flash, In Harris Marvin, Cannibals and Kings, New York 1991, 193 – 210.
- Headland, Thomas N., Introduction: A Dialogue Between Kenneth Pike and Marvin Harris an Emics and Etics, In Headland, Thomas N./ Pike, Kenneth L./ Harris, Marvin, Emics and Etics: The Insider/Outsider Debate (=Frontiers of Anthropology 7) 1990, 4 – 27.
- Headland, Thomas N./ Pike, Kenneth L./ Harris, Marvin, Emics and Etics: The Insider/Outsider Debate (=Frontiers of Anthropology 7) 1990.
- Hobsbawm, Eric J., Karl Marx` Beitrag zur Geschichtsschreibung, In Baumgartner, Hans Michael/ Rüsen, Jörn (Hg.), Seminar Geschichte und Theorie, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982, 139 – 161.
- Hoyningen-Huene, Paul, Einleitung, In Fischer, Matrin/ Hoyningen- Huene, Paul (Hg.), Paradigmen (Salzburger Schriften zur Rechts-, Staats- und Sozialphilosophie 17), Salzburg 1997, 1 – 4.
- Hoyningen- Huene, Paul, Kuhn: Paradigmenwechsel, In Fischer, Matrin/ Hoyningen- Huene, Paul (Hg.), Paradigmen (Salzburger Schriften zur Rechts-, Staats- und Sozialphilosophie 17), Salzburg 1997, 129 –140.
- Huppert, George, The Annales Experiment, In Bentley, Michael (Hg.), Companion to Historiography, London 1997, 873 – 887.

Iggers, Georg G., Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, Göttingen 1993.

Kjörup, Sören, Geisteswissenschaften, Stuttgart 2001.

Klein, Hans-Dieter, Geschichtsphilosophie, 5. unveränderte Auflage Wien 2002.

Kleingeld, Pauline, Zwischen kopernikanischer Wende und großer Erzählung - Die Relevanz von Kants Geschichtsphilosophie, In Nagl-Docekal, Herta (Hg.), Der Sinn des Historischen, Frankfurt am Main 1996, 173 – 197.

Komlosy, Andrea, Weltzeit – Ortszeit. Zur Periodisierung von Globalgeschichte, In Grandner, Margarete/ Rothermund, Dietmar/ Schwentker, Wolfgang (Hg.), Globalisierung und Globalgeschichte (Globalgeschichte und Entwicklungspolitik 1), Wien 2005, 83 – 115.

Kossek, Brigitte, Herausforderungen des Postkolonialismus für die feministische Geschichtsforschung, In Griesebner, Andrea/ Lutter, Christina, Geschlecht und Kultur (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 2000), Wien 2000, 14 – 21.

Krader, Lawrence, Ethnologie und Anthropologie bei Marx, München 1973.

Kronsteiner, Barbara, Zeit Raum Struktur: Fernand Braudel und die Geschichtsschreibung in Frankreich (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 18) Wien-Salzburg 1989.

Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. revidierte Auflage Suhrkamp 1976.

Kuhn, Thomas S., Logik der Forschung oder Psychologie der wissenschaftlichen Arbeit? In Lakatos, Imre/ Musgrave, Alan (Hg.), Kritik und Erkenntnisfortschritt, London 1974, 1 – 24.

Lakatos, Imre, Die Geschichte der Wissenschaft und ihre rationalen Rekonstruktionen, In Lakatos, Imre/ Musgrave, Alan (Hg.), Kritik und Erkenntnisfortschritt, London 1974, 271 – 312.

Lakatos, Imre/ Musgrave, Alan (Hg.), Kritik und Erkenntnisfortschritt, London 1974.

Lamprecht, Karl, Was ist Kulturgeschichte? Beitrag zu einer empirischen Historik. In Schönebaum, Herbert (Hg.), Karl Lamprecht. Ausgewählte Schriften zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte und zur Theorie der Geschichtswissenschaft, Aalen 1974, 257 – 327.

Langthaler, Ernst, Gedächtnisgeschichte: Positionen, Probleme, Perspektiven, In Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart (Hg.), Kulturwissenschaften (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 1999), Wien 1999, 30 – 46.

Lenain, Thierry, Understanding the Past: History as an Intercultural Process, In Schneider, Notker/ Mall, R.A./ Lohrman, Dieter (Hg.), Einheit und Vielfalt - Das Verstehen der Kulturen (Studien zur Interkulturellen Philosophie 9), Amsterdam 1998, 145 – 154.

Lepsius, M. Rainer, Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Soziologie, In Baumgartner, Hans Michael/ Rüsen, Jörn (Hg.), Seminar Geschichte und Theorie, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982, 118 – 138.

Lévi-Strauss, Claude, Strukturelle Anthropologie I, 2. Auflage Frankfurt am Main 1981.

Lévi-Strauss, Claude, Einleitung in das Werk von Marcel Mauss, In Lepenies, Wolf/ Ritter, Henning (Hg.), Mauss, Marcel - Soziologie und Anthropologie (1), München 1974, 7 – 42.

Lüdtkke, Alf, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte? In Lüdtkke, Alf (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989, 9-47.

Luhmann, Niklas: Weltzeit und Systemgeschichte. Über Beziehungen zwischen Zeithorizonten und sozialen Strukturen gesellschaftlicher Systeme. In Baumgartner, Hans Michael/ Rüsen, Jörn (Hg.), Seminar Geschichte und Theorie, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1982, 337 – 387.

Lutter, Christina/ Reisenleitner, Markus, Introducing (in)To Cultural Studies, In Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart (Hg.), Kulturwissenschaften (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 1999), Wien 1999, 47 – 57.

Lutter, Christina/ Szöllösi – Janze, Margit/ Uhl, Heidemarie (Hg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen (Querschnitte 15) Wien 2004.

Masterman, Margaret, Die Natur des Paradigmas, In Lakatos, Imre/ Musgrave, Alan (Hg.), Kritik und Erkenntnisfortschritt, London 1974, 59 – 88.

Marx, Karl/ Engels, Friedrich, Das Kapital (Bibliothek der Wirtschaftsklassiker 4) Wien 2006.

Marx, Karl, Marx über Feuerbach, In Engels, Friedrich, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der Klassischen Deutschen Philosophie (Werke des Marxismus-Leninismus 3), 2. Auflage Wien 1932, 73 – 76.

Meek, Ronald L. (Hg.), Marx und Engels über Malthus, Berlin 1956.

Merton, Robert K., Paradigms: The Codification of Sociological Theory (1949), In Sztompka, Piotr (Hg.), Robert K. Merton – On Social Structure and Science, Chicago 1996, 57 – 62.

Moore, R.I., World History, In Bentley, Michael (Hg.), Companion to Historiography, London 1997, 941 – 959.

Mühlack, Thomas, Leopold von Ranke und die Begründung der quellenkritischen Geschichtswissenschaft, In Elvert, Jürgen/ Krauß, Susanne (Hg.), Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert (Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 46) Stuttgart 2003, 23 – 33.

Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart (Hg.), Kulturwissenschaften (Beiträge zur historischen Sozialkunde Sondernummer 1999), Wien 1999.

Nagl-Docekal, Herta, Ist Geschichtsphilosophie heute noch möglich, In Nagl-Docekal, Herta (Hg.), Der Sinn des Historischen, Frankfurt am Main 1996, 7 – 63.

Nagl-Docekal, Herta (Hg.), Der Sinn des Historischen, Frankfurt am Main 1996.

Niethammer, Lutz, Posthistoire – Ist die Geschichte zu Ende? Hamburg 1989.

Pike, Kenneth L., On Emics and Etics of Pike and Harris, In Headland, Thomas N./ Pike, Kenneth L./ Harris, Marvin, Emics and Etics: The Insider/Outsider Debate (=Frontiers of Anthropology 7) 1990, 28 – 47.

Polanyi, Karl, Ökonomie und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1979.

Popper, Karl R., Das Elend des Historizismus (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften 3), 2. unveränderte Auflage Tübingen 1969.

Richter, Rudolf: Soziologische Paradigmen. Wien 2001.

Rigby, S.H., Marxist Historiography, In Bentley, Michael (Hg.), Companion to Historiography, London 1997, 889 – 928.

Rüsen, Jörn, Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden, Köln 1994.

Sarasin, Phillip, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2003.

Schaeffler, Richard, Einführung in die Geschichtsphilosophie, 4. Auflage Darmstadt 1991.

Schneider, Notker/ Mall, R.A./ Lohrman, Dieter (Hg.), Einheit und Vielfalt - Das Verstehen der Kulturen (Studien zur Interkulturellen Philosophie 9), Amsterdam 1998.

Schönebaum, Herbert (Hg.), Karl Lamprecht. Ausgewählte Schriften zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte und zur Theorie der Geschichtswissenschaft, Aalen 1974.

Schüle, Johann A./ Reitze, Simon, Wissenschaftstheorie für Einsteiger, 2. Auflage Wien 2005.

Schurz, Gerhard: Koexistenz rivalisierender Paradigmen. Eine begriffsklärende und problemtypologisierende Studie, In Schurz, Gerhard/ Weingartner, Paul (Hg.), Koexistenz rivalisierender Paradigmen. Eine post-kuhnsche Bestandsaufnahme zur Struktur gegenwärtiger Wissenschaft, Opladen u.a. 1998, 1 – 52.

Schurz, Gerhard/ Weingartner, Paul (Hg.), Koexistenz rivalisierender Paradigmen. Eine post-kuhnsche Bestandsaufnahme zur Struktur gegenwärtiger Wissenschaft, Opladen u.a. 1998.

Scott, Joan W., Nach der Geschichte?, In Verein für kritische Geschichtsschreibung (Hg.) Werkstatt Geschichte 17/ 1997, 5-23.

Sellin, Volker, Einführung in die Geschichtswissenschaft, 2. durchgesehene Auflage, Göttingen 2001.

Sewell, William H., Jr., The Concepts of Culture, In Bonnel, Victoria E./ Hunt, Lynn (Hg.), Beyond the Cultural Turn, Berkeley 1999, 35 – 61.

Sieder, Reinhard, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.

Sieder, Reinhard, Kulturwissenschaften. Fragen und Theorien – Erste Annäherungen, In Lutter, Christina/ Szöllösi – Janze, Margit/ Uhl, Heidemarie (Hg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen (Querschnitte 15) Wien 2004, 13 – 36.

Sieder, Reinhard (Hg.), Fakten, Daten, Diskurse (ÖZG 15/2), Innsbruck u.a. 2004.

Sieder, Reinhard (Hg.), Die Räume der Geschichte (ÖZG 17/1), Innsbruck u.a. 2006.

Smith, Dennis, The Rise of Historical Sociology, Cambridge 1991.

Studer, Brigitte, Geschichte schreiben – Moralischer Auftrag, lohnendes Geschäft, szientistischer Erkenntnisgewinn oder intellektueller Selbstzweck? Positionen und Politiken, In Sieder, Reinhard (Hg.), Die Räume der Geschichte (ÖZG 17/1), Innsbruck u.a. 2006, 169 – 178.

Sztompka, Piotr (Hg.), Robert K. Merton – On Social Structure and Science, Chicago 1996.

Tanner, Jakob, Historische Anthropologie zur Einführung, Frankfurt am Main 2004.

Wallerstein, Immanuel, World System Analysis – An Introduction, Durham/ London 2005.

Wehler, Hans U., Aus der Geschichte lernen, München 1988.

Onlinequellen:

Geimer, Peter, Rezension Cultural Turns, in Süddeutsche Zeitung 28.6.2006. Kopiert am 6.3.2008 von http://www.buecher.de/shop/Buecher/Cultural-Turns/Bachmann-Medick-Doris/products_products/content/prod_id/20754405/

Rose, Uwe, Thomas S. Kuhn: Verständnis und Mißverständnis – Zur Geschichte seiner Rezeption, Dissertation an der Georg-August-Universität Göttingen vorgelegt Juli 2004. Download als .pdf am 17. September 2007 unter <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2004/rose/rose.pdf>

Literatur zu Kapitel III

Aichinger, Wolfram/ Eder, Franz X./ Leitner, Claudia (Hg.), Sinne und Erfahrung in der Geschichte (Querschnitte 13), Budapest 2003.

Bachinger, Karl/ Butschek, Felix/ Matis, Herbert/ Stiefel, Dieter, Abschied vom Schilling. Eine österreichische Wirtschaftsgeschichte, Graz 2001.

Bachinger, Karl/ Stiefel, Dieter (Hg.), Auf Heller und Cent. Beiträge zur Finanz- und Währungsgeschichte, Frankfurt/Wien 2001.

Bauer, Ingrid/ Ehmer, Josef/ Hahn Sylvia (Hg.), Walz – Migration – Besatzung: historische Szenarien des Eigenen und des Fremden (Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 6), Klagenfurt 2002.

Becker Joachim/ Komlosy, Andrea, Vorwort, In Becker, Joachim/ Komlosy Andrea (Hg.), Grenzen weltweit. Zonen, Linien, Mauern im historischen Vergleich (Historische Sozialkunde/Internationale Entwicklung 23), Wien 2004, 7 – 19.

Becker, Joachim/ Komlosy, Andrea, Grenzen und Räume – Formen und Wandel. Grenztypen von der Stadtmauer bis zum „Eisernen Vorhang“, In Becker, Joachim/ Komlosy Andrea (Hg.), Grenzen weltweit. Zonen, Linien, Mauern im historischen Vergleich (Historische Sozialkunde/Internationale Entwicklung 23), Wien 2004, 21 – 54.

Blimlinger, Eva/ Garstenauer, Therese (Hg.), Women and Gender Studies: Against All Odds (Dokumentation der 7. Österreichischen Wissenschaftlerinnentagung), Innsbruck 2005.

Bolognese – Leuchtenmüller, Birgit, Geschichte einer doppelten Verpflichtung. Mütter zwischen Erwerbstätigkeit, Familienökonomie und persönlichen Lebensvorstellungen. In Boesch, Alexander/ Bolognese – Leuchtenmüller, Birgit/ Knack, Hartwig (Hg.), Produkt Muttertag. Zur rituellen Inszenierung einer Festtags, (Begleitbuch zur Ausstellung Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde Bd. 78) Wien 2001, 133 – 163.

Bolognese – Leuchtenmüller, Birgit, << Und bei allem war man die Erste! >>Einführende Bemerkungen zum Thema Frauen und Medizin, In Bolognese – Leuchtenmüller, Birgit/ Horn, Sonia (Hg.), Töchter des Hippokrates – 100 Jahre akademische Ärztinnen in Österreich, Wien 2000, 9 – 25.

Breuss, Susanne/ Eder, Franz X. (Hg.), Konsumieren in Österreich 19. und 20. Jahrhundert (Querschnitte 21), Wien 2006.

Brix, Emil/ Bruckmüller, Ernst/ Stekl, Hannes (Hg.), Memoria Austriae I – Menschen – Mythen – Zeiten, Wien 2004.

Brix, Emil/ Bruckmüller, Ernst/ Stekl, Hannes (Hg.), Memoria Austriae II – Bauten – Orte – Regionen, Wien 2005

Bruckmüller, Ernst, Sozialgeschichte Österreichs, 2. Auflage Wien 2001.

Bruckmüller, Ernst/ Winiwarter, Verena (Hg.), Umweltgeschichte – Zum historischen Verhältnis von Gesellschaft und Natur (Schriften des Institutes für Österreich Kunde Bd. 63) öbv/Wien 2000.

Bruckmüller, Ernst (Hg.), Parlamentarismus in Österreich (Schriften des Institutes für Österreich Kunde Bd. 64) Wien 2001.

Bruckmüller, Ernst (Hg.), Europäische Dimensionen österreichischer Geschichte (Schriften des Institutes für Österreich Kunde Bd. 65) öbv/Wien 2002.

Bruckmüller, Ernst/ Binder, Dieter A., Essay über Österreich. Grundfragen von Identität und Geschichte 1918 – 2000, Wien 2005, 65 – 113.

Bruckmüller, Ernst, Stephansdom und Stephansturm, In Brix/Bruckmüller/Stekl, Memoria Austriae II, 40 – 74.

Bruckmüller, Ernst (Hg.), Wiederaufbau in Österreich 1945 - 1955, Wien 2006.

Bruckmüller, Ernst, Von der Unabhängigkeitserklärung zum zweiten Kontrollabkommen, In Bruckmüller, Wiederaufbau, 10 – 26.

Bruckmüller, Ernst/ Hanisch, Ernst/ Sandgruber, Roman (Hg.), Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert (2 Bände), Wien 2003.

Bruckmüller, Ernst, Differenz und Identität in Europa und Mitteleuropa, In Busch, Jürgen/ Giesswein, Martin/ Hartmann, Boris/ Jakob, Michael/ Koller, Alfred, Constructing European Identities (central european seminar 2000/01), Wien 2002, 27 – 42.

Bruckmüller, Ernst, Josef Ressel – ein gemeinsamer „lieu de mémoire“ Mitteleuropas? In Le Rider, Jacques/ Csáky, Moritz/ Sommer, Monika (Hg.), Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 1) Innsbruck 2002, 99 – 108.

Bruckmüller, Ernst, >>Unbedeutende<< und >>untere Stände<< bei Nestroy, In Ehalt, Hubert Christian/ Hein, Jürgen/ Yates, Edgar W. (Hg.), Hinter den Kulissen von Vor- und Nachmärz (Wiener Vorlesungen Konservatorien und Studien 11) Wien 2001, 19 – 36.

Bruckmüller, Ernst, Zwischen „glänzendem Elend“ und höchstem Prestige – Der Beruf des Offiziers – eine sozialgeschichtliche Perspektive unter besonderer Berücksichtigung der k. (u.) k. Armee, In Armis et Litteris 11/02, 250 Jahre Theresianische Militärakademie „Zwischen Eid und Gewissen“, Wiener Neustadt 2002, 13 – 42.

Bruckmüller, Ernst, Symbole österreichischer Identität nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit im Jahre 1945, In Stekl, Hannes/ Mannová, Elena (Hg.), Heroen, Mythen, Identitäten (Wiener Vorlesungen Konservatorien und Studien 14) Wien 2003, 415 – 441.

Bruckmüller, Ernst, Zur Entstehung der kulturellen Differenz. Fragmentarische Überlegungen zum Verhältnis von Nationalbewusstsein und Grundschulbildung im alten Österreich, In Beer, Siegfried/ Marko – Stöckl, Edith u.a. (Hg.), Focus Austria, Vom Vielvölkerstaat zum EU – Staat, Festschrift für Alfred Ableitinger (Schriftenreihe des Instituts für Geschichte 15) Graz 2003, 164 – 179.

Bruckmüller, Ernst, Wissenschaft und Schulbuch – Eine Intervention von Alfons Dopsch beim k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, In Burz, Ulfried/ Derndarsky, Michael/ Drobesh, Werner, Brennpunkt Mitteleuropa – Festschrift für Helmut Rumpler zum 65. Geburtstag, Klagenfurt 2000, 595 – 612.

Bruckmüller, Ernst, Hohenwart und die Slowenen. Anmerkungen zu einer politischen Beziehung, In Rajsp, Vincenc u.a. (Hg.), Melikov Zbornik. Slovenci v zgodovini in njihovi srednjeevropski sosedje, Ljubljana 2001, 621 – 634

Bruckmüller, Ernst, Nationsbildung und nationale Mythologie in Mitteleuropa. Staatlich-herrschaftliche Traditionen und nationale Mythen bei Österreichern, Ungarn und Tschechen, In Kopetz, Herwig/ Marko, Joseph/ Poier, Klaus, Soziokultureller Wandel im Verfassungsstaat – Phänomene politischer Transformation (Studien zu Politik und Verwaltung 90/II), Wien 2004, 779 – 802.

Bruckmüller, Ernst, Nationalismus, In Kreuzer, Franz/ Mantl, Wolfgang/ Schaumayer, Maria (Hg.), Gigatrends. Erkundungen der Zukunft unserer Lebenswelt (Studien zu Politik und Verwaltung 75) Wien 2003, 255 – 260.

Bruckmüller, Ernst, Staatsvertrag und Österreichbewusstsein, In Suppan, Arnold/ Stourzh, Gerald/ Müller, Wolfgang (Hg.), Der österreichische Staatsvertrag 1955 – Internationale Strategie, rechtliche Relevanz, nationale Identität (Archiv für österreichische Geschichte 140), Wien 2005, 923 – 948

Bruckmüller, Ernst, UNO und Neutralität, In Das Neue Österreich. Die Ausstellung zum Staatsvertragsjubiläum 1955/2005 (Katalog) Wien 2005, 193 – 203.

Bruckmüller, Ernst, Landeshauptmann von Niederösterreich, In Dorrek, Johannes/ Schöner, Johannes/ Singer, Josef/ Wohnout, Helmut (Hg.), 100 Jahre Leopold Figl „Glaubt an dieses Österreich“, Wien 2003, 53 – 66.

Bruckmüller, Ernst, Die Österreicher und ihr Nationalbewusstsein, In Karner, Stefan/ Stangler, Gottfried (Hg.), Österreich ist frei (Beitragsband Schallaburg), Horn 2005, 397 – 399.

Bruckmüller, Ernst, Die österreichische Revolution von 1848 und der Habsburgermythos des 19. Jahrhunderts, In Lengauer, Hubert/ Kucher, Primus Heinz (Hg.), Bewegung im Reich der Immobilität (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 5) Wien 2001, 1 – 33.

Bruckmüller, Ernst (Hg.), Österreichische und europäische Geschichte. Dokumentation von Themen und Zugangsweisen in der Lehrerfortbildung, 1945 - 2000, In ÖGL 48 Wien 2004, 138 – 166.

Bruckmüller, Ernst (Hg.), Ludwig Funder – Aus meinem Burschenleben (Damit es nicht verloren geht... 45), Wien 2000.

Bruckmüller, Ernst/ Langthaler, Ernst/ Redl, Josef (Hg.), Agrargeschichte schreiben (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2004) Innsbruck 2004.

Bruckmüller, Ernst/ Sandgruber, Roman, Concepts of economic integration in Austria during the twentieth century, In Teichova, Alice/ Matis Herbert (Hg.), Nation, State and the Economy in History, Cambridge 2003, 159 – 180.

Bruckmüller, Ernst, The Austrian Nation – Cultural Conciousness and socio-political processes, Riverside 2003.

Bruckmüller, Ernst, Die Petition, In Cerman, Markus/ Fuchs, Eduard/ Mitterauer, Michael, Der Kampf ums Recht (Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung 1) 2005.

Buchner, Thomas/ Ehmer, Josef, >>Fremde<<, >>Welsche<<, >>Ausländer<< versus >>dreie Diener<< Überlegungen zu Fremdheit im zünftischen Handwerk, In Bauer, Ingrid/ Ehmer, Josef/ Hahn Sylvia (Hg.), Walz – Migration – Besatzung: historische Szenarien des Eigenen und des Fremden (Publikationsreihe des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur zum Forschungsschwerpunkt Fremdenfeindlichkeit 6), Klagenfurt 2002, 23 – 35.

Cerman, Markus/Zeitlhofer, Hermann, Soziale Strukturen in Böhmen. Ein regionaler Vergleich von Wirtschaft und Gesellschaft in Gutsherrschaften, 16. – 19. Jahrhundert (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 28) Wien 2002.

Cerman, Markus/ Stefanová, Dana, Wirtschaft und Sozialstruktur in den Herrschaften Fr_dlant und Liberec 1590 – 1750, In Cerman, Markus/Zeitlhofer, Hermann, Soziale Strukturen in Böhmen. Ein regionaler Vergleich von Wirtschaft und Gesellschaft in Gutsherrschaften, 16. – 19. Jahrhundert (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 28) Wien 2002, 70 – 87.

Cerman, Markus, The organization of production and trade in protoindustrial textile production in early modern East – Central Europe, The role of seigneurial influence and sub-contracting, In De Goey, Ferry/ Veluwnkamp, Jan Willem (Hg.), Entrepreneurs and Institutions in Europe and Asia 1500 – 2000, Amsterdam 2002, 215 – 236.

Cerman, Markus, Unterbäuerliche Schichten in den ländlichen Gesellschaften des spätmittelalterlichen östlichen Mitteleuropa, In Bohemia (Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder) 46/2 2005, 373 – 401.

Cerman, Markus, Soziale Differenzierung, proto-industrielle Entwicklung und Gutsherrschaft in Fr_dlant und Liberec, 16. – 18. Jahrhundert, In Cerman, Markus/Zeitlhofer, Hermann, Soziale Strukturen in Böhmen. Ein regionaler Vergleich von Wirtschaft und Gesellschaft in Gutsherrschaften, 16. – 19. Jahrhundert (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 28) Wien 2002, 174 - 191.

Cerman, Markus/ Maur, Eduard/ Zeitlhofer, Hermann, Wirtschaft, Sozialstruktur und Besitztransfer in frühneuzeitlichen gutsherrschaftlichen Gesellschaften in vergleichender Perspektive: Ergebnisse des Projekts „Soziale Strukturen in Böhmen,“ In Cerman, Markus/Zeitlhofer, Hermann (Hg.), Soziale Strukturen in Böhmen. Ein regionaler Vergleich von Wirtschaft und Gesellschaft in Gutsherrschaften, 16. – 19. Jahrhundert (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 28) Wien 2002, 262 - 285.

Cerman, Markus, Agrardualismus in Europa? Geschichtsschreibung über Gutsherrschaft und ländliche Gesellschaft in Mittel- und Osteuropa, In Bruckmüller u.a., Agrargeschichte schreiben, 12 – 29.

Cerman, Markus, Bodenmärkte und ländliche Wirtschaft in vergleichender Sicht: England und das östliche Mitteleuropa im Spätmittelalter, In Ehmer, Josef/ Reith, Reinhold (Hg.), Märkte im vorindustriellen Europa (Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2) 2004, 125 – 148.

Cerman, Markus, Ansätze und Bedeutung von Bodenmärkten für untertäniges Land im spätmittelalterlichen östlichen Mitteleuropa, In Pammer, Michael/ Neiß, Hertha/ John, Michael (Hg.), Erfahrung der Moderne. Festschrift für Roman Sandgruber zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2007, 19 – 41.

Edelmayer, Friedrich/ Feldbauer, Peter/ Wakounig, Marija (Hg.), Globalgeschichte 1450 – 1620. Anfänge und Perspektiven (Edition Weltregionen 4) Wien 2002.

Edelmayer, Friedrich/ Landsteiner, Erich/ Pieper, Renate (Hg.), Die Geschichte des europäischen Welthandels und der wirtschaftliche Globalisierungsprozess (Querschnitte 5), Wien 2001.

Eder, Franz X. (Hg.), Im Inneren der Männlichkeit (ÖZG 11/3), Wien 2000.

Eder, Franz X./ Frühstück, Sabine (Hg.), Neue Geschichte der Sexualität. Beispiele aus Ostasien und Zentraleuropa 1700 – 2000 (Querschnitte 3) Wien 2000.

Eder, Franz X., Sexuelle Kulturen in Deutschland und Österreich, 18. – 20. Jahrhundert, In Eder, Franz X./ Frühstück, Sabine (Hg.), Neue Geschichte der Sexualität. Beispiele aus Ostasien und Zentraleuropa 1700 – 2000 (Querschnitte 3) Wien 2000, 41 – 68.

Eder, Franz X., Degeneration, Konstitution oder Erwerbung? Die Konstruktion der Homosexualität bei Richard von Krafft-Ebing und Sigmund Freud, In Förster, Wolfgang/ Natter, Tobias G./ Rieder, Ines (Hg.), Der andere Blick. Lesbischwules Leben in Österreich, Wien 2001, 155 – 162.

Eder, Franz X. (Hg.), Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte (ÖZG 16/4), Innsbruck u.a. 2005.

Eder, Franz X./ Berger, Heinrich/ Casutt-Schneeberger, Julia/ Tantner, Anton, Geschichte online. Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten (UTB), Wien u.a. 2006.

Eder, Franz X., Die „Sexuelle Revolution“ – Befreiung und/oder Repression?, In Bauer, Ingrid/ Hämmerle, Christa/ Hauch, Gabriella (Hg.), Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen (L'Homme Schriften 10), Wien u.a. 2005, 397 – 414.

Eder, Franz X./ Eigner, Peter/ Resch, Andreas/ Weigl, Andreas , Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (Querschnitte 12), Wien 2003.

Eder, Franz X., Privater Konsum und Haushaltseinkommen im 20. Jahrhundert, In Eder, Franz X./ Eigner, Peter/ Resch, Andreas/ Weigl, Andreas, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (Querschnitte 12), Wien 2003, 201 – 285.

Eder, Franz X. (Hg.), Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen, Wiesbaden 2006.

Ehmer, Josef/ Gutschner, Peter (Hg.), Das Alter im Spiel der Generationen, Wien 2000.

Ehmer, Josef, Alter und Generationenbeziehungen im Spannungsfeld von öffentlichem und privatem Leben, In Ehmer, Josef/ Gutschner, Peter (Hg.), Das Alter im Spiel der Generationen, Wien 2000, 15 – 48.

Ehmer, Josef, Marriage, In Kertzer, David I./ Barbagli, Marzio (Hg.), Family Life in the Long Nineteenth Century 1789 – 1913 (The History of the European Family 2), New Haven 2000, 282 – 321.

Ehmer, Josef/ Gutschner, Peter, Probleme und Deutungsmuster der „Arbeitsgesellschaft“ in der Gegenwart und in der frühen Neuzeit, In Ammerer, Gerhard/ Rohr, Christian/ Weiß, Alfred Stefan (Hg.), Tradition und Wandel. Beiträge zur Kirchen-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte. Festschrift für Heinz Dopsch, München 2001, 305 – 320.

Ehmer, Josef, Die Lebenstreppe. Altersbilder, Generationenbeziehungen und Produktionsweisen in der europäischen Neuzeit, In Ehalt, Hubert Christian (Hg.), Formen familialer Identität (Wiener Vorlesungen 4) Wien 2002, 53 – 84.

Ehmer, Josef/ Grebing, Helga/ Gutscher, Peter (Hg.), „Arbeit“: Geschichte – Gegenwart – Zukunft (ITH-Tagungsbereiche 36) Leipzig 2002.

Ehmer, Josef/ Goltschnigg, Dietmar/ Revers, Peter/ Stagl, Justin, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Bestandsaufnahme und Zukunftsaussichten, Edition Präsens 2003

Ehmer, Josef, Die Normalität des Prekären: Berufskarrieren von Nachwuchswissenschaftlern in Österreich, In Ehmer, Josef/ Goltschnigg, Dietmar/ Revers, Peter/ Stagl, Justin, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Bestandsaufnahme und Zukunftsaussichten, Edition Präsens 2003, 215 – 235.

Ehmer, Josef/ Lausecker, Werner/ Pinwinkler, Alexander (Hg.), Bevölkerungskonstruktionen in Geschichte, Sozialwissenschaften und Politiken des 20. Jahrhunderts. Transdisziplinäre und internationale Perspektiven (Historical Social Research Sonderheft Bevölkerungskonstruktionen 31/4) 2006.

Ehmer, Josef/ Reith, Reinhold (Hg.), Märkte im vorindustriellen Europa (Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2) 2004.

Ehmer, Josef (Hg.), Raumkonstruktionen und Bevölkerungspolitik im Nationalsozialismus (Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung 2) 2005.

Ehmer, Josef/ Reith, Reinold, Die mitteleuropäische Stadt als frühneuzeitlicher Arbeitsmarkt, In Feldbauer, Peter/ Mitterauer, Michael/ Schwentker, Wolfgang (Hg.), Die vormoderne Stadt. Asien und Europa im Vergleich (Querschnitte 10), Wien 2002, 232 – 258.

Eigner, Peter, Nostrifikation und Bodenreform in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie – ein Vermögensentzug?, In ÖGL 45/ 2001, 281 – 299.

Eigner, Peter/ Resch, Andreas, Die wirtschaftliche Entwicklung Wiens im 20. Jahrhundert, In Eder, Franz X./ Eigner, Peter/ Resch, Andreas/ Weigl, Andreas, Wien im 20. Jahrhundert. Wirtschaft, Bevölkerung, Konsum (Querschnitte 12), Wien 2003, 8 – 140.

Eigner, Peter, (Detail)handel und Konsum in Österreich im 20. Jahrhundert. Die Geschichte einer Wechselbeziehung, In Breuss, Susanne/ Eder, Franz X. (Hg.), Konsumieren in Österreich 19. und 20. Jahrhundert (Querschnitte 21), Wien 2006, 42 – 70.

Eigner, Peter, Spekulanten, „graue Eminenzen“ und der Untergang des Altwiener Patriziats. Thesen zum österreichischen Wirtschaftsbürgertum in der Zwischenkriegszeit, In Bachinger, Karl/ Stiefel, Dieter (Hg.), Auf Heller und Cent. Beiträge zur Finanz- und Währungsgeschichte, Frankfurt/Wien 2001, 345 – 370.

Eigner, Peter, Statt Handwerk Industrie – statt Industrie Technologie. Wirtschaftlicher Strukturwandel am Beispiel Niederösterreich 1860 – 2000, In Wagner, Manfred (Hg.), Niederösterreich und seine Kulturen (Niederösterreich. Eine Kulturgeschichte von 1861 bis heute 3) Wien u.a. 2006, 87 – 110.

Eigner, Peter/ Hämmerle, Christa/ Müller, Günther (Hg.), Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht, Wien 2006.

Eigner, Peter, Die städtebauliche Entwicklung Wiens von den Anfängen bis 1945, In Bauen in Wien. Eine Festschrift der Landesinnung Bau Wien, Wien 2001, 24 – 35.

Englert, Birgit/ Grau, Ingeborg/ Komlosy, Andrea, Nord-Süd-Beziehungen. Kolonialismen und Ansätze zu ihrer Überwindung (Gesellschaft-Entwicklung-Politik 8), Budapest 2006.

Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte 6), Wien 2001.

Feldbauer, Peter/ Morrissey, John, Italiens Kolonialexpansion – Östlicher Mittelmeerraum und die Küsten des Schwarzen Meeres, In Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte 6), Wien 2001, 83 – 102.

Feldbauer, Peter, Die islamische Welt seit der Jahrtausendwende, In Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte 6), Wien 2001, 139 – 163.

Feldbauer, Peter, Portugal in Asien, In Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (Querschnitte 6), Wien 2001, 227 – 253.

Feldbauer, Peter, Globalgeschichte 1450 – 1620: Von der Expansions- zur Interaktionsgeschichte, In Edelmayer, Friedrich/ Feldbauer, Peter/ Wakounig, Marija (Hg.), Globalgeschichte 1450 – 1620. Anfänge und Perspektiven (Edition Weltregionen 4) Wien 2002, 23 – 32.

Feldbauer, Peter, Die Portugiesen in Asien 1498 – 1620, Essen 2005.

Feldbauer, Peter/ Husa, Karl/ Korff, Rüdiger (Hg.), Südostasien. Gesellschaften, Räume und Entwicklung im 20. Jahrhundert (Edition Weltregionen 6), Wien 2003.

Feldbauer, Peter/ Hödl, Gerald, Die Weltwirtschaftskrise in Südostasien, In Feldbauer, Peter/ Husa, Karl/ Korff, Rüdiger (Hg.), Südostasien. Gesellschaften, Räume und Entwicklung im 20. Jahrhundert (Edition Weltregionen 6), Wien 2003, 43 – 59.

Feldbauer, Peter/ Morrissey, John, Venedig 800 – 1600. Wasservögel als Weltmacht (Expansion – Interaktion – Akkulturation 1), Wien 2002.

Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Mediterraner Kolonialismus. Expansion und Kulturaustausch im Mittelalter (Expansion – Interaktion – Akkulturation 8), Essen 2005.

Feldbauer, Peter, Der islamische Orient nach der Jahrtausendwende, In Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Mediterraner Kolonialismus. Expansion und Kulturaustausch im Mittelalter (Expansion – Interaktion – Akkulturation 8), Essen 2005, 11 – 42.

Feldbauer, Peter, Der islamische Osten im Spätmittelalter, In Feldbauer, Peter/ Liedl, Gottfried/ Morrissey, John (Hg.), Mediterraner Kolonialismus. Expansion und Kulturaustausch im Mittelalter (Expansion – Interaktion – Akkulturation 8), Essen 2005, 193 – 214.

Feldbauer, Peter/ Mitterauer, Michael/ Schwentker, Wolfgang (Hg.), Die vormoderne Stadt. Asien und Europa im Vergleich (Querschnitte 10), Wien 2002.

Feldbauer, Peter, Die islamische Stadt im ‚Mittelalter‘, In Feldbauer, Peter/ Mitterauer, Michael/ Schwentker, Wolfgang (Hg.), Die vormoderne Stadt. Asien und Europa im Vergleich (Querschnitte 10), Wien 2002, 79 – 106.

Feldbauer, Peter/ Mitterauer, Michael, Die Kreuzzüge. Hintergründe und Auswirkungen, In Hakami, Khaled/ Steffelbauer, Ilja, Vom Alten Orient zum Nahen Osten (Expansion – Interaktion – Akkulturation 10), Essen 2006, 138 – 169.

Garstenauer, Therese, Gendernyje Issledovanija in Moskau – ein autonomes Feld? Eine wissenschaftssoziologische Annäherung an die Moskauer Frauen – und Genderforschung (Diplomarbeit), Wien 2000.

Garstenauer, Therese, The inevitability of a Canon in Women's and Gender Studies, and what to do about it, In Bidwell-Steiner, Marlen/ Wozonig, Karin S. (Hg.), A Canon of Our Own? Kanonkritik und Kanonbildung in den Genderstudien (Gendered Subjects 3), Innsbruck 2006, 228 – 239.

Garstenauer, Therese, Tradition – Import – Next Gen(d)eration? Russischer Feminismus und Feminismus in Russland, In Bidwell-Steiner, Marlen/ Wozonig, Karin S. (Hg.), Gender & Generation (Gendered Subjects 2), Innsbruck 2005, 100 – 117.

Grandner, Margerete/ Komlosy, Andrea, Das 18. Jahrhundert – eine globalhistorische Epoche? In Grandner, Margerete/ Komlosy, Andrea, Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700 – 1815, (Edition Weltregionen Bd. 7) Promedia 2004, 7 – 23.

Hahn, Sylvia/ Komlosy, Andrea/ Reiter, Ilse (Hg.), Ausweisung – Abschiebung – Vertreibung in Europa 16. – 20. Jahrhundert (Querschnitte 20), Innsbruck u.a. 2006.

Hofbauer, Hannes/ Komlosy, Andrea, Osteuropa: Sozialismus als Versuch nachholender Entwicklung, In Englert, Birgit/ Grau, Ingeborg/ Komlosy, Andrea, Nord-Süd-Beziehungen. Kolonialismen und Ansätze zu ihrer Überwindung (Gesellschaft-Entwicklung-Politik 8), Budapest 2006, 213 – 239.

Komlosy, Andrea, Industriegeschichte und Industriearchäologie im österreich-böhmischen Grenzraum. Bilanz eines interaktiven Prozesses, In Technisches Museum Wien (Hg.), Blätter für Technikgeschichte (Bd. 63) 2001, 129 – 147.

Komlosy, Andrea, Weltzeit – Ortszeit. Zur Periodisierung von Globalgeschichte, In Grandner, Margarete/ Rothermund, Dietmar/ Schwentker, Wolfgang (Hg.), Globalisierung und Globalgeschichte (Globalgeschichte und Entwicklungspolitik 1), Wien 2005, 83 – 115.

Komlosy, Andrea, Grenzen und die Steuerung der Binnenmigration in den österreichischen und böhmischen Ländern im 18. und 19. Jahrhundert, In Beer, Mathias/ Dahlmann, Dittmar, Über die trockene Grenze und über das offene Meer. Binneneuropäische und transatlantische Migrationen im 18. und 19. Jahrhundert (Migration in Geschichte und Gegenwart 1), Essen 2004, 263 – 286.

Komlosy, Andrea, Chinesische Seide, indische Kalikos, Maschinengarn aus Manchester >> Industrielle Revolution << aus globalhistorische Perspektive, In In Grandner, Margarete/ Komlosy, Andrea, Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700 – 1815 (Edition Weltregionen Bd. 7), Wien 2004, 103 – 134.

Komlosy, Andrea, Historischer Kapitalismus oder endlose Kapitalakkumulation im Weltmaßstab? Plädoyer für die Auseinandersetzung mit Andre Gunder Franks >>Re- Orientierung im Weltsystem<<, In Sozial.Geschichte (Zeitschrift für historische Analysen des 20. und 21. Jahrhunderts) 2/2006, 67 – 90.

Komlosy, Andrea, Migration und Freizügigkeit. Habsburgermonarchie und Europäische Union im Vergleich, In Becker, Joachim/ Komlosy Andrea (Hg.), Grenzen weltweit. Zonen, Linien, Mauern im historischen Vergleich (Historische Sozialkunde/Internationale Entwicklung 23), Wien 2004, 101 – 124.

Komlosy, Andrea, Die Legende vom europäischen Sonderweg. Globalhistorische Grundlagen der Industriellen Revolution, In Englert, Birgit/ Grau, Ingeborg/ Komlosy, Andrea, Nord-Süd-Beziehungen. Kolonialismen und Ansätze zu ihrer Überwindung (Gesellschaft-Entwicklung-Politik 8), Budapest 2006, 51 – 73.

Komlosy, Andrea, Der Staat schiebt ab. Zur nationalstaatlichen Konsolidierung von Heimat und Fremde im 18. und 19. Jahrhundert, In Hahn, Sylvia/ Komlosy, Andrea/ Reiter, Ilse (Hg.), Ausweisung – Abschiebung – Vertreibung in Europa 16. – 20. Jahrhundert (Querschnitte 20), Innsbruck u.a. 2006, 87 – 114.

Komlosy, Andrea/ Reiner, Christian (Hg.), Commodity Chains und Clean Clothes. Textilgeschichte 1500 – 2000 (Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung 4) 2007.

Komlosy, Andrea, Textilien: Produkte globaler Standortketten, 1700 – 2000, In Komlosy, Andrea/ Reiner, Christian (Hg.), Commodity Chains und Clean Clothes. Textilgeschichte 1500 – 2000 (Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung 4) 2007, 6 – 13.

Landsteiner, Erich/ Langthaler, Ernst (Hg.), Agrarfragen (ÖZG 13/4), Wien 2002.

Landsteiner, Erich, Kein Zeitalter der Fugger: Zentraleuropa im langen 16. Jahrhundert, In Edelmayer, Friedrich/ Feldbauer, Peter/ Wakounig, Marija (Hg.), Globalgeschichte 1450 – 1620. Anfänge und Perspektiven (Edition Weltregionen 4) Wien 2002, 95 – 123.

Landsteiner, Erich, Weinbau und Alkoholproduktion im südöstlichen Mitteleuropa. Eine langfristige Perspektive (16. – 19. Jahrhundert), In ÖGL 48 Wien 2004, 266 – 284.

Landsteiner, Erich, Nichts als Karies, Lungenkrebs und Pellagra? Zu den Auswirkungen des Globalisierungsprozesses auf Europa (1500 – 1800), In Edelmayer, Friedrich/ Landsteiner, Erich/ Pieper, Renate (Hg.), Die Geschichte des europäischen Welthandels und der wirtschaftliche Globalisierungsprozess (Querschnitte 5), Wien 2001, 104 – 139.

Landsteiner, Erich, Handel und Kaufleute im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa, In Knittler, Herbert (Hg.), Kaufleute, Greißler und Shopping Malls (Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung 2) 2003, 4 – 17.

Landsteiner, Erich, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Zentraleuropas in der frühen Neuzeit (Habilitationsschrift Universität Wien) Wien 2002.

Landsteiner, Erich, Wirtschaftliche Integration und frühneuzeitliche Staatsbildung im mittel- und südosteuropäischen Raum, 1450 – 1650, In Landsteiner, Erich, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Zentraleuropas in der frühen Neuzeit (Habilitationsschrift Universität Wien) Wien 2002.

Landsteiner, Erich, Furnace owners, forge masters and iron merchants in 16th century Austria. A commodity – chain approach, In Landsteiner, Erich, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Zentraleuropas in der frühen Neuzeit (Habilitationsschrift Universität Wien) Wien 2002.

Landsteiner, Erich, Die Krise der Innerberger Eisenproduktion an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Versuch einer Neuinterpretation im Anschluss an Roman Sandgruber, In Pammer, Michael/ Neiß, Hertha/ John, Michael (Hg.), Erfahrung der Moderne. Festschrift für Roman Sandgruber zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2007, 79 – 110.

Landsteiner, Erich, Eingepfercht in die Zirkulationssphäre? Die Kaufleute von Steyr und die Stahlproduktion im Umkreis des steirischen Erzberges im 16. Jahrhundert, In Landsteiner, Erich, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Zentraleuropas in der frühen Neuzeit (Habilitationsschrift Universität Wien) Wien 2002.

Landsteiner, Erich, Teilbau und Lohnbau – Über zwei Formen der Arbeitsorganisation im Weinbau des Kremser Raumes, In Landsteiner, Erich, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Zentraleuropas in der frühen Neuzeit (Habilitationsschrift Universität Wien) Wien 2002.

Landsteiner, Erich, Trübselige Zeit? Auf der Suche nach den wirtschaftlichen und sozialen Dimensionen des Klimawandels im späten 16. Jahrhundert, In Landsteiner, Erich, Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Zentraleuropas in der frühen Neuzeit (Habilitationsschrift Universität Wien) Wien 2002.

Matis, Herbert/ Stiefel, Dieter, Grenzenlos. Die Geschichte der internationalen Spedition Schenker von 1931 – 1991, Frankfurt/ Wien 2002.

Matis, Herbert/ Stiefel, Dieter (Hg.), Österreich 2010. Die wirtschaftliche und soziale Zukunft unseres Landes, Wien 2004.

Sieder, Reinhard, Von Patriarchen und anderen Vätern. Männern in Familien nach Trennung und Scheidung, In Eder, Franz X. (Hg.), Im Inneren der Männlichkeit (ÖZG 11/3), Wien 2000, 83 – 107.

Sieder, Reinhard, Kulturwissenschaften – Fragen und Theorien. Erste Annäherung. In Lutter, Christina/ Szöllösi-Janze, Margit/ Uhl, Heidemarie (Hg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen, Innsbruck u.a. 2004, 13 – 36.

Sieder, Reinhard, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.

Sieder, Reinhard (Hg.), Fakten, Daten, Diskurse (ÖZG 15/2), Innsbruck u.a. 2004.

Sieder, Reinhard (Hg.), Die Räume der Geschichte (ÖZG 17/1), Innsbruck u.a. 2006.

Stiefel, Dieter, „Hilfe zur Selbsthilfe“ Der Marshallplan in Österreich 1948 – 1952, In Bruckmüller, Ernst (Hg.), Wiederaufbau in Österreich 1945 - 1955, Wien 2006, 90 – 101.

Stiefel, Dieter, Der Staatsvertrag und das Versicherungswiederaufbaugesetz 1955, In Suppan, Arnold/ Stourzh, Gerald/ Müller, Wolfgang (Hg.), Der österreichische Staatsvertrag 1955 – Internationale Strategie, rechtliche Relevanz, nationale Identität (Archiv für österreichische Geschichte 140), Wien 2005, 601 – 625

Stiefel, Dieter, „Gold gab ich für Eisen,“ In Bachinger, Karl/ Butschek, Felix/ Matis, Herbert/ Stiefel, Dieter, Abschied vom Schilling. Eine österreichische Wirtschaftsgeschichte, Graz 2001, 135 – 154.

Stiefel, Dieter (Hg.), Die politische Ökonomie des Holocaust. Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und „Wiedergutmachung“ (Querschnitte 7), Wien 2001.

Stiefel, Dieter (Hg.), The Economics of Discrimination, In Stiefel, Dieter (Hg.), Die politische Ökonomie des Holocaust. Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und „Wiedergutmachung“ (Querschnitte 7), Wien 2001, 9 – 28.

Stiefel, Dieter, Die österreichischen Lebensversicherungen, In Stiefel, Dieter (Hg.), Die politische Ökonomie des Holocaust. Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und „Wiedergutmachung“ (Querschnitte 7), Wien 2001, 77 – 94.

Stiefer, Dieter/ Weber, Fritz, „Drei zu Zwei“ Probleme und Folgen der Währungsumstellung Schilling: Reichsmark beim „Anschluss“ 1938, In Bachinger, Karl/ Stiefel, Dieter (Hg.), Auf Heller und Cent. Beiträge zur Finanz- und Währungsgeschichte, Frankfurt/Wien 2001, 471 – 497.

Stiefel, Dieter, Zum Problem der jüdischen Lebensversicherungspolizzen in Österreich seit 1938, In ÖGL 45/2001, 300 – 312.

Stiefel, Dieter, Wirtschaftspolitik und Arbeitsmarkt im Österreich der Zwischenkriegszeit, In Beiträge zur Historischen Sozialkunde 1/2000, 17 – 23.

Stiefel, Dieter, Fifty Years of State-Owned Industry in Austria, 1946 – 1996, In Toninelli, Pier Angelo (Hg.), The Rise and Fall of State-Owned Enterprise in the Western World, Cambridge 2000, 237 – 252.

Stiefel, Dieter, Die Verstaatlichte Industrie Österreichs als wirtschaftspolitisches Experiment, In Pammer, Michael/ Neiß, Hertha/ John, Michael (Hg.), Erfahrung der Moderne. Festschrift für Roman Sandgruber zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2007, 329 – 341.

Zusammenfassung

Diese Arbeit verfolgt die Frage nach den wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Zu diesem Zweck wird im ersten Abschnitt die wissenschaftstheoretische Paradigmendiskussion reflektiert und danach werden brauchbare Kriterien zur Definition eines Paradigmas hervorgehoben. Anschließend, im zweiten Teil, werden diese Kriterien in eine zusammengefasste Geschichte der Geschichtswissenschaft inkorporiert und die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft besonders hervorgehoben. Dies soll einen Überblick schaffen, die Analysekriterien verständlich machen und eine Einbettung der Mitarbeiter des Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in diese wissenschaftstheoretischen Traditionen ermöglichen.

Im dritten Teil schließlich werden die Mitarbeiter des Institutes für Wirtschafts- und Sozialgeschichte auf Basis ihrer Publikationen von 2000-2007 vorgestellt und in wissenschaftstheoretische Traditionen – soweit dies möglich war – eingeordnet.

Summary

This paper is concerned with the philosophical components of history and the question about the scientific foundations of history as a university discipline. It also deals with the question whether history can be called a science or not, because in the German field everything is called science and there is no distinction between science and humanities as such.

For that matter the first part deals with the discussion about paradigms and shows some analytical instruments for describing scientific predispositions. The second part recovers the history of history and shows different predispositions and paradigms within the tradition of doing history institutionally. The analytical framework from the first part will be used for that matter. The third part then tries to bind the historians from the institution for economic and social history to these predisposition and paradigms described in part two. This was done on the basis of their publications in the years 2000 - 2007.

Bianca Winkler
Rosa-Luxemburggasse 5/25/19
1160 Wien
☎ 0664 530 20 19
bianca@diekreativen.at

C U R R I C U L U M V I T A E

Name:	Bianca Winkler
Geburtsdatum:	05. Juni 1984
Geburtsort:	Korneuburg
Schulbildung:	1994 – 1998 Sportgymnasium für Mädchen, Parhamerplatz 1998 – 2003 Besuch der HBLA Herbststrasse Diplomprüfung 18.06.2003
universitäre Bildung:	Oktober 2003 – Juli 2008 Diplomstudium der Geschichtswissenschaften auf der historisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät, Universität Wien Schwerpunkt und Spezialisierung auf Geschichte der frühen Neuzeit, Geschichte des Altertums, Wissenschaftstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung besonderes Interesse an den epistemologischen und theoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft wie auch der Anthropologie

Wien, im Juli 2008